

DAS NEST



+++ Spionageziel Merkel: Spezialeinheit von NSA und CIA **in Berliner US-Botschaft** +++ Agenten-Stützpunkte in 19 europäischen Städten +++ Schwere Abhörtechnik hinter falschen Fassaden +++

Fighter im Flanell.

Der neue Audi RS 6 Avant quattro® mit 412 kW (560 PS).

Leistung, die begeistert: 3,9 s von 0 auf 100 und nur 9,8 l Verbrauch auf 100 km sprechen eine klare Sprache.
Erleben Sie die Faszination Performance – jeden Tag. Mehr Informationen unter www.audi.de/rs



Kraftstoffverbrauch in l/100 km: innerorts 13,9; außerorts 7,5; kombiniert 9,8; CO₂-Emissionen in g/km: kombiniert 229.



 **Audi Sport**
Vorsprung durch Technik



Mit Felsquell- wasser gebraut.

Krombacher. Eine Perle der Natur.

ÖKO-TEST
RICHTIG GUT LEBEN

Krombacher Pils
Gesamturteil:
sehr gut
Ausgabe 08/2009



Hausmitteilung

28. Oktober 2013

Betr.: Titel, Telefonbetrug, Roma-Mädchen

Schon als die SPIEGEL-Redakteure Marcel Rosenbach und Holger Stark im Juli das erste Mal für eine Titelgeschichte über die Aktivitäten der NSA in Deutschland recherchierten, stießen sie auf den Hinweis, das Mobiltelefon der Bundeskanzlerin werde überwacht. Vor einigen Wochen verdichteten sich die Anzeichen: Ein Auszug aus der NSA-internen Datenbank zur Erfassung von Zielen, enthält die Handynummer der Kanzlerin sowie ihren Namen. Der Eintrag wurde demnach bereits 2002 angelegt. Bedeutet das, dass die NSA tatsächlich die deutsche Regierungschefin überwacht? Und sie sogar schon überwacht hat, als sie lediglich CDU-Parteivorsitzende war? Der SPIEGEL versuchte zunächst, diese Information auf verschiedenen Wegen zu verifizieren; schließlich entschied er sich, Merkel selbst um eine Stellungnahme zu bitten. Am Donnerstag vorvergangener Woche übergaben die SPIEGEL-Redakteure Nikolaus Blome und Jörg Schindler den Dateiauszug dem Sprecher der Kanzlerin, Steffen Seibert. Der leitete eine Prüfung ein, die Bundesregierung bat die US-Regierung um eine Erklärung – mit bemerkenswertem Ergebnis: Am Mittwoch rief die Kanzlerin Präsident Barack Obama an. Der dementierte nicht, jedenfalls nicht für die Vergangenheit. Seither macht die SPIEGEL-Recherche weltweit Schlagzeilen (Seite 20).



AGATA SKOWRONEK / DER SPIEGEL

Gezer in Istanbul

Während der Finanzkrise haben ältere Sparer, von Bankern verächtlich „A&D-Kunden“ genannt, viel Geld verloren; wer „alt“ und „doof“ ist, so das Kalkül, ist empfänglich für Einflüsterungen. Mittlerweile, das hat SPIEGEL-Redakteurin Özlem Gezer recherchiert, droht Gefahr fürs Ersparnis sogar aus Istanbul. Von hier aus versuchen Geschäftsmacher, Anlegern mit dubiosen Börsentipps ihr Geld abzunehmen. Bei ihren monatelangen Recherchen lernte Gezer den Textilarbeiter

Yaman Kar kennen, der sich am Telefon gern als New Yorker Broker ausgibt. Die Telefonate der vergangenen Jahre, für „Schulungszwecke“ mitgeschnitten, spielte er Gezer vor. Sie saß neben ihm, an manchen Tagen acht Stunden lang, wenn er seine Opfer anrief; Männer wie beispielsweise Erwin Gut, einen pensionierten Oberstudiendirektor aus Westfalen. Gut ist bis heute davon überzeugt, dass seine Tippgeber sich aus Zürich, London oder New York melden. In der Kartei, die Kar angelegt hat, ist Gut in die Rubrik „Depp“ einsortiert (Seite 48).

Als „blondes Roma-Mädchen“ bewegte die kleine Maria in der vergangenen Woche Europa: Dass das Kind ausgerechnet in einer Roma-Siedlung im griechischen Farsala gefunden worden war, schien alte Vorurteile zu bestätigen, die Polizei vermutete Menschenraub. SPIEGEL-Korrespondentin Julia Amalia Heyer machte sich daraufhin auf den Weg nach Farsala. Die „Siedlung“ war kein Lager, wie behauptet, sondern ein Dörfchen, die Häuser waren sauber, Heyer traf herzliche, verletzte Menschen, die nach der Berichterstattung niemandem mehr trauen. Marias Spur führte schließlich nach Bulgarien, wo SPIEGEL-Mitarbeiter Vesselin Dimitrov die Eltern des Mädchens aufspürte. „In dieser Geschichte“, sagt Heyer, „gibt es nur Verlierer“ (Seite 89).



MARCO KOURI / DER SPIEGEL

Heyer (l.) in Farsala

Vertrauen ist die beste Basis für Entscheidungen. Mein Vertrauen gehört meiner Steuerberaterin.

Als Unternehmer tragen Sie viel Verantwortung. Gut, wenn man da einen Partner hat, auf den man sich in jeder Situation verlassen kann: Ihren steuerlichen Berater. Er unterstützt Sie bei allen betriebswirtschaftlichen Fragen und in der Personalwirtschaft. Mehr Infos bei Ihrem Steuerberater oder unter Tel. 0800 1001116.

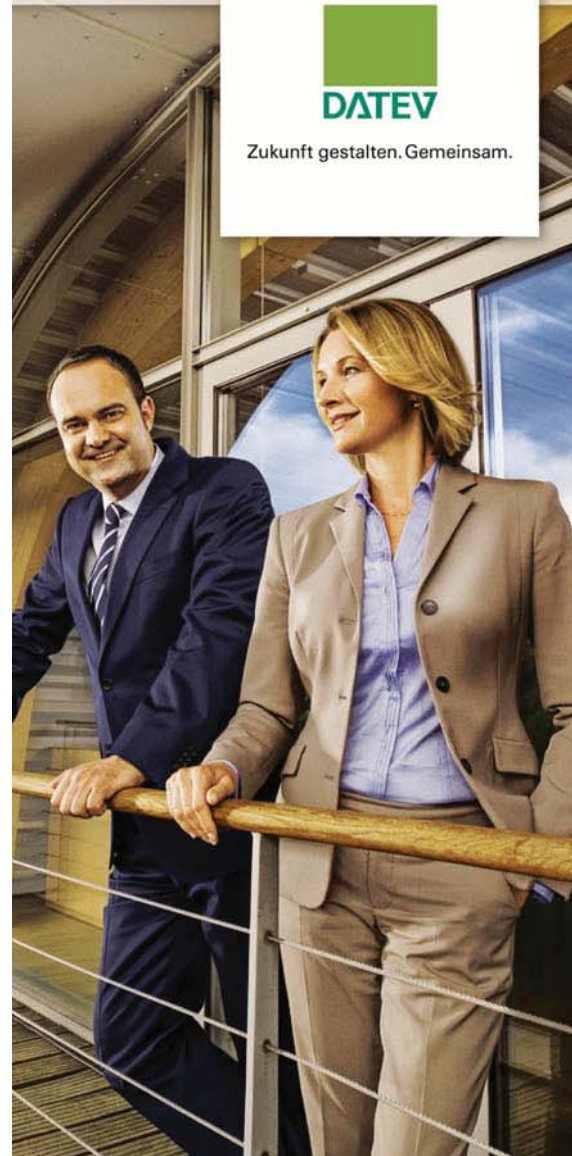
www.datev.de/vertrauen



Film ansehen



Zukunft gestalten. Gemeinsam.



In diesem Heft

Titel

Wie die US-Regierung ihre Berliner Botschaft als Horchposten nutzt 20

Deutschland

Panorama: CDU will Mitbestimmung des Bundestags bei Auslandseinsätzen einschränken / EU-Parlamentarier unter Drogenverdacht / Wagenknecht unterstützt Spekulant Homm 15

Europa: Merkels neues Bündnis für Brüssel 28

Ministerien: Der unaufhaltsame Niedergang des Außenamts 31

Sozialdemokraten: Warum die Genossen das Finanzministerium verschmähen 32

Gleichstellung: CDU-Frauen rebellieren gegen die Fraktionsspitze 34

Integration: Innenminister Friedrich wehrt sich gegen die Doppelpass-Pläne der Koalition 35

Karrieren: Wie sich Ober-Realo Kretschmann bei den Grünen ins Abseits manövriert 36

Katholiken: Hospiz, Suppenküche oder Kindergarten – was aus der teuren Bischofsresidenz in Limburg werden könnte 38

Energie: Vattenfall will den Braunkohleabbau in der Lausitz vorantreiben 40

Schicksale: Wie ein Mann damit lebt, in Notwehr einen 18-Jährigen erstochen zu haben 42

Bundespräsident: Seine Äußerungen über AfD und NPD bringen Joachim Gauck in die Bredouille 45

Hochschulen: Die Wohnungsnot der Studenten 46

Geldanlage: Betrüger aus Istanbul zocken per Telefon ihre Opfer in Deutschland ab 48

Strafjustiz: Ein Mann wird zum Seriendieb – angeblich aus enttäuschter Liebe 52

Gesellschaft

Szene: Medizinischer Doppelgänger / Wie man Autofahrer erziehen kann 54

Eine Meldung und ihre Geschichte – ein 95-Jähriger entkommt der Einsamkeit 55

Kriegsverbrecher: Ein liberianischer Warlord wird zum Prediger und sucht Vergebung 56

Ortstermin: Ein Jungsozialist und seine Irrwege im Internet 61

Wirtschaft

Trends: Experte warnt vor Mindestlohn / DIHK-Chef widerspricht Subventionskritik / Karstadt-Mieten sollen drastisch steigen 62

Banken: Der große Ablasshandel zwischen den Geldinstituten und der Politik 64

Regierung: Warum die Macht der Gewerkschaften in einer schwarz-roten Koalition wächst 68

Unternehmen: Wie die Werkstattkette A.T.U. aus der Krise kommen will 72

Globalisierung: Die Steueroase Singapur muss ihr Geschäftsmodell überdenken 74

Tourismus: Der Reise-Riese TUI versucht, ein Stück Toskana loszuwerden 77

Immobilien: Die neue Zentrale der Europäischen Zentralbank kostet mehr als eine Milliarde Euro 78

Ausland

Panorama: Korruption im brasilianischen Parlament / Gibt Washington Irans Milliarden zurück? 84

Frankreich: Der fabelhafte Monsieur Valls – warum Hollands Innenminister so populär ist ... 86

Griechenland: Der Fall der kleinen Maria und das Leben der Roma-Familien 89

Syrien: Kriegselend in den Vorstädten von Damaskus 92

Südasiens: Ausschreitungen im geteilten Kaschmir 94



Obama, Merkel

Das Zerwürfnis

Seite 20

Das Verhältnis zwischen Berlin und Washington ist auf einem Tiefpunkt. US-Geheimdienste haben offenbar nicht nur ein Handy Merkels überwacht, sondern auch die Botschaft in Berlin zu einem Horchposten ausgebaut.

Kretschmann: Zurück in die Provinz

Seite 36

Für den grünen Ministerpräsidenten Winfried Kretschmann bot die verlorene Bundestagswahl die Chance, zum neuen starken Mann in der Bundespartei aufzusteigen. Doch er scheiterte an sich selbst.

Schein-Abrechnung mit den Banken

Seite 64

Großbanken büßen mit Rekordstrafen für zweifelhafte Geschäfte in der Vergangenheit. Das streichelt die Volksseele und ärgert die Bankler. Ihre Macht aber ist ungebrochen, die Risiken für die Gesellschaft bleiben.



Blahyi, Familie

Der fromme Mörder

Seite 56

Jahrelang wütete er als Warlord im liberianischen Bürgerkrieg, als tausendfacher Mörder, so sagt er selbst. Dann wurde er fromm. Heute lebt Joshua Milton Blahyi mit seiner Familie in der Nähe von Monrovia, predigt jeden Sonntag das Wort Gottes und drängt überlebende Opfer und Hinterbliebene, ihm seine Mordtaten zu vergeben.



Hollandes bester Mann

Seite 86

Frankreichs sozialistische Regierung ist zutiefst unbeliebt, mit einer Ausnahme: Innenminister Manuel Valls gilt als der populärste Politiker des Landes. Auch wenn seine Parteigenossen bezweifeln, dass er ein Linker ist.

Wunderkind aus Germany

Seite 104

Mit gerade mal 20 Jahren hat Basketballprofi Dennis Schröder den Sprung in die NBA geschafft. Die Atlanta Hawks bezahlen dem Neuling eine Millionengage, Experten sehen in ihm bereits den nächsten Dirk Nowitzki.

Abschied vom Akkumobil

Seite 112

Mit der Hybridtechnik hat sich Toyota einst an die Spitze der Bewegung gesetzt, will nun aber vom Elektroauto mit Batterie nichts mehr wissen: Das neue Modell tankt Wasserstoff – und beeindruckt die Konkurrenz.

Chinas Kunst-Boom

Seite 96

Patrioten kaufen „Rote Klassiker“, Sammler bauen sich riesige Privatmuseen für ihre Bilder, Neureiche sehen Gemälde als gewinnbringende Geldanlage. Chinas Kunstmarkt boomt, mittlerweile ist er der zweitgrößte der Welt, gleich nach den USA. Die Künstler nutzen die neuen Freiheiten und gewähren erstaunliche Einblicke in eine sich verändernde Gesellschaft.



Sammlerin Wang

ALBERT FACELY / POLARIS / LAIF

China: Reiche Sammler, respektlose Künstler und ein boomender Kunstmarkt – Einblicke in eine sich verändernde Gesellschaft 96

Global Village: Warum ein Entwicklungshelfer in Kabul von deutschem Weißbier träumt 100

Sport

Szene: Sportsoziologe Eike Emrich über Fair Play im Fußball / Teams aus dem klassischen Rennsport drängen in die neue Formel E 103

Basketball: Der Braunschweiger Dennis Schröder könnte zum neuen deutschen NBA-Star werden 104

Fußball: Trainerlegende Alex Ferguson lästert über seine ehemaligen Spieler 107

Wissenschaft · Technik

Prisma: Keimgefahr für Gärtner / Gesunde Ekelkost der Neandertaler 110

Automobile: Toyota will den Sprung ins Wasserstoffzeitalter schaffen 112

Fälschungen: Haben Krebsforscher in Neapel systematisch Studien manipuliert? 115

Archäologie: Ein Siedlungshügel in der Walachei gibt Geheimnisse der Kupferzeit frei ... 116

Computer: Wie sich geheime Botschaften in unauffälligen Bilddateien verstecken lassen 118

Tiere: Zu wenig Aas – die schwierige Rückkehr der Geier nach Deutschland 120

Kultur

Szene: Unternehmer Hans Barlach über seine Zukunft als Aktionär bei Suhrkamp / München präsentiert die Foto- und Videokunst der Afroamerikanerin Lorna Simpson 122

Zeitgeist: Der indische Intellektuelle Pankaj Mishra erklärt dem Westen, was der Osten denkt 124

Pop: Der Brite Paddy McAloon meldet sich mit einem brillanten Album zurück 128

Restitutionen: Verliert der Freistaat Sachsen Tausende Kunstschatze an die Wettiner? 130

Autoren: Auch Seelen- und Nervenheiler bereiten Fallgeschichten aus der Praxis literarisch auf 132

Bestseller 134

Kunstkritik: Gerhard Richter präsentiert seinen gigantischen Bilder-„Atlas“ in München 136

Medien

Trends: Wer verfilmt das Schlecker-Drama am schnellsten? / Inka Bause verliert weitere Show 139

Pressefreiheit: SPIEGEL-Gespräch mit Paul Steiger, Chef der amerikanischen Enthüllungsplattform „Pro Publica“, über die Zukunft unabhängiger Recherchen 140

Kommentar: ARD und ZDF sollten endlich vom Einfluss der Parteien befreit werden 143

Briefe 8

Impressum, Leserservice 144

Register 146

Personalien 148

Hohlspiegel / Rückspiegel 150

Titelbild: Foto Travel-Stock-Image / Imago

Wegweiser für Informanten: www.spiegel.de/briefkasten

Die Web-Masterin

Hellen van Rees macht aus altem Garn neue Mode. Außerdem im KulturSPIEGEL: Interview mit Schauspieler Charly Hübner; Überwachen wie die NSA – das Computerspiel „Watch Dogs“.





„Die Rache der Rüssel: Aus Haxe wird Herzinfarkt! Erst bringen wir sie um, dann sie uns!“

DR. HELMUT FÖRSTER, ESSEN

heitliche Probleme durch zu viel und medikamentenbelastetes Fleisch und beschwören mit nicht genutzten Nährstoffanteilen in der Gülle absehbar ein ökologisches Desaster herauf.

PROF. DR. DIETMAR RAUHFUSS, SPRINGE

Wie dieser unfassbare unstillbare Fleischhunger der Menschen aufs Engste verzahnt ist mit einer politikgewollten und bürgerfinanzierten Industrie, die in gruseligster Akribie und völlig verlorengegangener Empathie gegenüber dem täglichen zigmillionenfachen Tierleid und der dramatischen Umweltbelastung in ihrer Profitgier uns diese Welt zur Hölle macht, das alles erinnert mich an Tolkiens Orks.

HANS JANZ, EDINGEN-NECKARHAUSEN

Die Verbrauchsmengen von Antibiotika in der Veterinärmedizin können nicht absolut mit jenen in der Humanmedizin verglichen werden, sondern müssen in Relation zur behandelten Körpermasse gesetzt werden. MRSA-Keime aus der Tierhaltung sind nicht ursächlich für die schwerwiegenden Probleme und Todesfälle in den Krankenhäusern, wenngleich das Auftreten dieser MRSA die Situation nicht eben vereinfacht. Und Antibiotika werden vom Tierarzt nicht verteilt, sondern auf Grundlage tierärztlicher Untersuchung und Diagnostik verschrieben.

DR. VET. ROLF NATHAUS, GESCHER (NRW)

Wir haben vor kurzem von der Gemeinde einen alten Hutewald gepachtet und belegten ihn mit 15 Schwäbisch-Hällischen Schweinen zur Eichel-Endmast. Was als Projekt von einigen Familien gedacht war, entwickelte sich bald zu einem größeren Gemeinschaftsunternehmen. Wir stellten fest, dass selbst in der ländlich-konservativen Bevölkerung ein enormes Verlangen nach natur- und tiergerechtem sowie nachhaltig produziertem Fleisch besteht. Wohl wissend, dass wir Deutschland nicht mit dieser Form der Schweinehaltung versorgen können, stellen wir uns die Frage: Wieso haben wir, die Gesellschaft und die Politik, es zugelassen, dass sich die Produktion und Verarbeitung von Lebensmitteln so weit vom Menschen und Verbraucher entfernt hat.

HANS HERMANN NÖHRING, EMSKIRCHEN (BAYERN)

Unsere Gesellschaft verklärt ein lange tradiertes Bild der Herstellung von Lebensmitteln, welches uns das Gefühl von Natürlichkeit und Handwerk suggeriert, jedoch mit der heutigen, weitgehend ökonomisierten, effizienten industriellen Fleischproduktion aber auch gar nichts mehr zu tun hat. Deren Vorteile – insbesondere die nachgewiesenermaßen hohe Qualität tierischer Lebensmittel und ein vergleichsweise günstiger Preis – werden hierbei schlicht vorausgesetzt.

DR. MICHAEL VEITH, MÜNCHEN

Nr. 43/2013, Das Schweinesystem –
Wie uns die Fleischindustrie krank macht

Gruselige Akribie

Nichts hat der Deutsche derart perfektioniert wie die massenhafte Tötung von Lebewesen, und wieder sind ganz wenige die vermeintlichen Nutznießer. Statt dezentralisierter Nahrungsmittelproduktion, die Bauern, Metzger, Kleinzulieferern et cetera ein würdevolles Auskommen ermöglicht und Tieren ein würdevolles Leben, wird alles den Interessen weniger unterworfen. Der Massenkonsument tut trotz enormer Aufklärung durch mutige Journalisten und Aktivisten immer noch so, als wüsste er nichts davon.

JÜRGEN POPP, KITZBÜHEL (ÖSTERR.)

Großartiges Titelbild, treffende Zeile, überfälliger Hintergrundbericht – man könnte glatt zum Vegetarier werden!

ESTHER AUGUSTIN, KIEL

Mit diesem Titel wird auch dieses Mal wieder die Turbosau durchs fleischvertilgende Dorf getrieben. Armer Konsument, böse Industrie! Es schmeckt doch so gut, spätestens wieder vier Wochen nach Erscheinen dieses Hefts und wenn neue Tiefpreise locken. Aber Kritik am Verbraucher ist heikel. Das wissen Umweltverbände, die „Veggie-Day-Grünen“ und nicht zuletzt die Medien. So gilt das Motto: Wir haben Agrarindustrie satt, aber Hunger auf unser tägliches Schnitzel!

DR. BERND JAECKEL, BERLIN

Der hervorragend recherchierte Bericht belegt sehr gut, dass Rücksichtslosigkeit gegenüber Tieren nahtlos in rücksichtsloser Ausbeutung von Menschen endet.

ECKARD WENDT, STELLE (NIEDERS.)
AG FÜR ARTGERECHTE NUTZTIERHALTUNG

Sie mutmaßen, dass „Herzinfarkte, Schlaganfall, Diabetes und Krebs auch durch zu viel rotes Fleisch“ verursacht würden. Ein wissenschaftlicher Beleg für diese Behauptung wird nicht genannt. Weil es keinen gibt? Denn wenn über-

haupt, dann liegen nur Korrelationen aus epidemiologischen Studien vor, die aber niemals eine Ursache-Wirkungs-Beziehung nachweisen, sondern nur Vermutungen und Hypothesen generieren.

UWE KNOP, HOFHEIM AM TAUNUS
DIPLOM-ÖKOTROPHOLOGE

Ich kann die exorbitante Zunahme an Wohlstandskrankheiten, die in direktem Zusammenhang mit dem hohen Fleisch- und Milchproduktekonsum stehen, als



Besamungsstation in Niedersachsen

Ärztin anhand meines Patientenkollektivs belegen. Als ich bei einem Ärzetreffen einmal den Vorschlag wagte, unseren Patienten einen geringeren Fleischkonsum nahezu legen, erntete ich nur betretenes Schweigen. Wen wundert's, wo doch das Essverhalten der meisten Ärzte nicht gesünder ist als das ihrer Patienten? Wo also ansetzen? Es braucht dringend ein Unterrichtsfach Gesundheitsprävention. Bei den Kindern ist noch am meisten zu retten.

DR. MED. GABRIELA HANG, DINGOLFING (BAYERN)

Danke für diesen Titel. So wichtig, so mutig, so überfällig! Toll!

MAREIKE ENGHUSEN, HAMBURG

Unsere Fleischproduktion beruht wesentlich auf Futtermittelimporten. Dabei entsteht eine unsinnige Lose-lose-Situation: Die Herkunftsländer der Futtermittel verwüsten Urwaldflächen mit Monokulturen und sind zum Teil auf Lebensmittelimporte angewiesen. Und wir haben gesund-



OYSTER PERPETUAL SUBMARINER DATE

WEMPE

FEINE UHREN & JUWELEN

WWW.WEMPE.DE

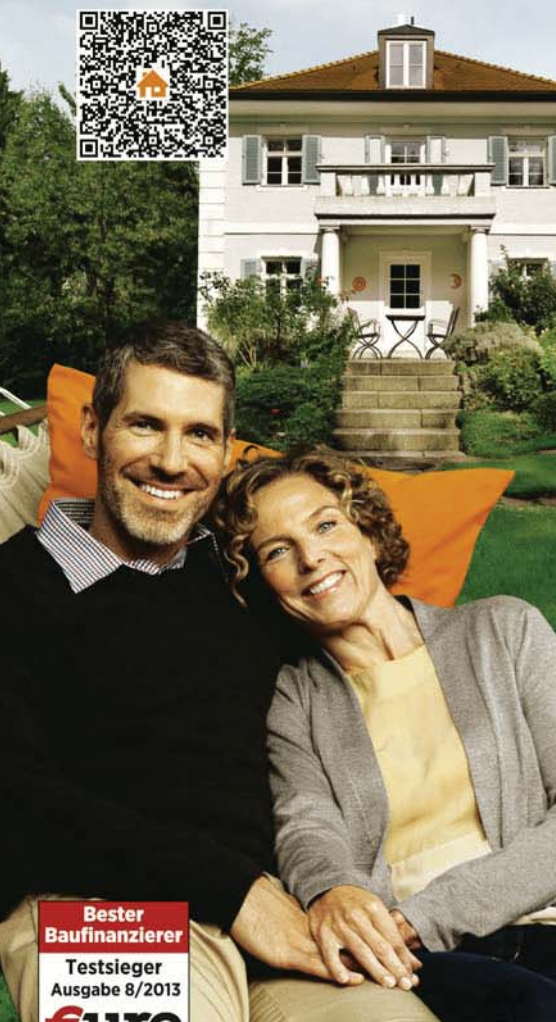


ROLEX

UNSER ZUHAUSE: OPTIMAL FINANZIERT.

-  Persönliche Beratung
-  300 Banken im Vergleich
-  Beste Konditionen

Mieten oder kaufen?
Jetzt hier berechnen.



Bester Baufinanzierer
Testsieger
Ausgabe 8/2013
€uro

 **interhyp**

DIE BAUFINANZIERUNG

www.interhyp.de

0800 200 15 15 23



Briefe

Nr. 42/2013, Warum es falsch ist, Kinder spät einzuschulen

Die goldene Regel

Sie fragen, „ob die Eltern den Widerspruch wenigstens bemerken“: Nein, sie bemerken ihn nicht. Ich habe für mein neues Buch „Unsere Lina muss nichts



Kinder bei der Einschulung

müssen“ mit Sozialpädagogen, Erziehern und Grundschullehrern gesprochen, und eines ist klar: Für die genannten „Anwälte, Journalisten und Künstler“ ist die Schule ein feindlicher Ort. Der Lehrkörper ist Dienstleister; unfähig, ungerecht und überfordert. Und wird auch so behandelt. Ihre Narzissmus-Argumentation trifft ins Schwarze, denn jene Eltern lieben nicht nur die Freiheit, sondern auch die absolute Flexibilität: Sie kommen und gehen, wann sie wollen, halten sich nicht an Regeln, Zeitpläne und andere Strukturen. All das praktizieren sie hemmungslos in Krippen und Kitas und Schulen.

SABINE JÜRGENS, BERLIN

Wir haben unsere Tochter mit gerade noch sechs Jahren und nicht mit Ende fünf eingeschult. Nicht, weil wir die Schule als feindliches Gebiet betrachten, sondern vor allem, weil wir sie mit einem langen Tag in der Ganztagschule nicht überfordern wollten. Nicht wenige Erstklässler sind danach vollkommen kaputt. Dieses Argument fehlt vollkommen!

PETRA WIECHMANN, HAMBURG

Die goldene Regel für das Einschulungsalter lautet „individuell gucken“: Was braucht ein Kind, um sich optimal zu entwickeln und die Schulreife zu erreichen? Gibt es vielleicht noch Defizite? Die gibt es oft im sozial-emotionalen Bereich, was von den Eltern gern übersehen oder unterschätzt wird. Eine gute Erzieherin kann den Eltern bei der Entscheidung helfen. Im Kindergarten wird nicht nur gespielt, vielmehr wird hier spielerisch entdeckt, was und wie man lernen kann. Die Bildung fängt nämlich nicht erst in der Schule an.

JOANNA WINKLER, DIEBURG (HESSEN)
ERZIEHERIN

Ich kenne niemanden, der die Früheinschulung seines Kindes nach zwei bis drei Jahren nicht bereut hätte – und das nicht wegen der „verpassten“ Reisen. Denn es ist doch nun wirklich egal, ob diese Zeit ein Jahr früher oder später losgeht – sie dauert mindestens zehn Jahre! Wie steht es mit dem Narzissmus der Eltern, die ihre Kinder zu früh einschulen, weil sie sie als so klug und lernwillig einschätzen? Leider ist der Autor von dem „unideologischen Pragmatismus“, den er sich attestiert, weit entfernt. Er möchte sich wohl selbst in einer Art falsch verstandener Progressivität sonnen, indem er gegen die gerade vorherrschende Meinung schwimmt.

SUSANNA JÄDE, GRÜNWALD (BAYERN)

Nr. 42/2013, Hacker dringen in das Leben eines SPIEGEL-Reporters ein

Angst machen – was soll das?

Eine unverantwortliche Panikmache, die suggeriert, dass das jedem passieren kann – ja, aber nur denen, die so blöd sind, ihre Geräte einem Hacker anzuvertrauen.

KURT MÜLLER, LEVERKUSEN

Gute Ratschläge! Aber deshalb auf Windows und Banking zu verzichten ist überzogen. Schließlich gibt es bei vielen Banken die „Network-Card“, die in Zusammenarbeit mit einem über den USB-Port angeschlossenen Kartenleser eine Verschlüsselung der Übertragungsdaten ermöglicht. Die von außen nicht decodierte Tan entfällt. Wer Wert darauf legt, keine Einsicht auf seinen Kontostand zu gewähren, kann die Dateien sicher verschlüsseln.

KLAUS FISCHER, DITZINGEN (BAD.-WÜRTT.)

Erst wird uns Angst gemacht vor Hackern und Ausspähereien. Und dann bleiben Sie uns schuldig, wie wir uns schützen sollen. Was soll das?

GABY HAUSER, BERLIN

Selbstverständlich gibt es viele Betrüger, die über verschiedene Tricks Zugang zu privaten Daten erlangen, aber so einfach wie beschrieben ist es in Wahrheit nicht!

JOHANNES ROMPA, MANNHEIM

Nr. 42/2013, Auszüge aus den Tagebüchern des Schauspielers Richard Burton

Beachtenswertes Talent

Wunderbar, dass Sie Auszüge aus den Tagebüchern von Richard Burton gedruckt haben, es wäre perfekt gewesen, wenn auch der Name der Übersetzerin dieser Passage genannt worden wäre: Anna-Nina Kroll ist ein beachtenswertes Talent.

TILL TOLKEMITT, BERLIN
VERLEGER, HAFFMANS & TOLKEMITT

Verantwortung zeigen

Sicherheit hat für Costa Kreuzfahrten oberste Priorität

Aufrichten der Costa Concordia: Präzisionsarbeit eines internationalen Teams

Mit dem erfolgreichen „Parbuckling“ der Costa Concordia im September dieses Jahres wurde ein Meilenstein erreicht: Ein internationales Expertenteam aus weltweit führenden Ingenieuren sowie rund 500 Werftarbeitern richteten in Millimeterarbeit das auf der Seite liegende Schiff wieder auf – eine technische Meisterleistung in der Geschichte der Schifffahrt. Für Costa Kreuzfahrten ist dies ein weiterer wichtiger Schritt, das Vertrauen in das Unternehmen sukzessive wieder aufzubauen. „Wir sind uns unserer Verantwortung bewusst und werden mit vereinten Kräften weiterhin daran arbeiten, Kreuzfahrten noch sicherer zu gestalten“, so Michael Thamm, CEO Costa Crociere S.p.A.



Einführung und Implementierung neuer Sicherheitsvorkehrungen

Die Optimierung der Sicherheit hat für Costa Kreuzfahrten oberste Priorität. Deswegen wurden im vergangenen Jahr bestehende Sicherheitsvorkehrungen und -strukturen kritisch hinterfragt und überprüft. Zusammen mit dem Branchenverband CLIA (Cruise Lines International Association) und weiteren Kreuzfahrtunternehmen wurden daraufhin erweiterte Vorgaben und Sicherheitsrichtlinien entwickelt.

Einige der wichtigsten Maßnahmen sind:

- Noch vor dem Auslaufen des Kreuzfahrtschiffes aus dem Hafen erhalten alle Gäste in Anwesenheit der Schiffsoffiziere ausführliche Informationen zu den Notfallabläufen
- Alle Costa Schiffe und deren Routen werden kontinuierlich von einer modernen Leitzentrale in Echtzeit überwacht und stehen im ständigen Austausch mit dem Costa Headquarter
- Die Verantwortung auf der Brücke liegt in den Händen des Kapitäns, der durch den aktiven Austausch mit seinen Kollegen unterstützt wird – teamorientierte Entscheidungsprozesse sind Pflicht

Verantwortungsvoller Umgang mit Natur und Umwelt

„Die Bewohner von Giglio werden ihre Insel ohne jegliche Spuren des Unfalls wieder zurück erhalten“, versichert Thamm. Während des gesamten Bergungsprojekts garantieren umfangreiche Messungen und Kontrollen, u.a. unter wissenschaftlicher Leitung der Università La Sapienza di Roma durchgeführt, dass die Wasserqualität sowie die Fauna und Flora auf dem Meeresboden erhalten werden. Dieses Engagement wird für weitere fünf Jahre nach der Wrackbergung von Costa fortgeführt.

Darüber hinaus setzt das Unternehmen den Ausbau einer umweltfreundlichen Costa-Flotte weiter fort. Noch in diesem Jahr wird Costa Kreuzfahrten als eines der ersten Kreuzfahrtunternehmen in innovative Abgasreinigungsanlagen auf seinen Schiffen investieren.

Seit 65 Jahren bietet die Reederei Costa Kreuzfahrten mit weltweit 15 Schiffen eine große Routenvielfalt, deutschsprachigen Service und eine Kundenzufriedenheit von 98 Prozent.



Vier Fragen an Costa-Chef Michael Thamm:

Was bedeutet die erfolgreiche Aufrichtung der Costa Concordia für das Unternehmen Costa?

„Das aufrechte Schiff steht symbolisch für unser Unternehmen und ist auch ein wichtiges Zeichen für unsere Gäste und Mitarbeiter. Das erfolgreiche „Parbuckling“-Projekt ist ein entscheidender Schritt zur sicheren und umweltfreundlichen Bergung des Schiffes vor der Insel Giglio. Man sagt: Stark ist nicht unbedingt derjenige, der nie gefallen ist, sondern der, der sich nach einem Sturz wieder aufrichtet und mit Enthusiasmus weitermacht. Der aus seinen Fehlern lernt und sich laufend weiterentwickelt. Aus diesem Holz sind das Unternehmen Costa und seine Menschen, und darauf bin ich sehr stolz.“

Wie stellen Sie sicher, dass Ihre Kapitäne gut ausgebildet sind und umfassend auf ihre Eignung geprüft wurden?

„Alle unsere Kapitäne durchlaufen eine strenge, sehr gute Ausbildung und werden kontinuierlich weitergebildet. Zudem haben wir ein spezielles Überprüfungsverfahren eingeführt, welches insbesondere die charakterliche Eignung evaluiert.“

Was hat Costa aus dem Unglück gelernt?

„Unsere Verpflichtung für Sicherheit ist absolut. Die Sicherheit hat für uns höchste Priorität. Wir haben zusammen mit dem Branchenverband CLIA und anderen Kreuzfahrtunternehmen neue Standards definiert, die über die aktuellen internationalen Sicherheitsvorschriften hinausgehen und die Regeln der Kreuzfahrtindustrie völlig neu definieren.“

Können Sie ausschließen, dass sich bei Costa so etwas wiederholen wird?

„Ich persönlich stehe dafür, dass wir alles Menschenmögliche tun werden, um so ein Unglück und so viel Leid zu verhindern. Wir haben seitdem viele Dinge verbessert und werden weiterhin hart an uns arbeiten.“

Michael Thamm ist seit Juli 2012 CEO von Costa Crociere S.p.A. und verantwortet die drei Marken der Costa Gruppe: Costa Kreuzfahrten, AIDA Cruises und Iberocruceros. Thamm ist Vorstandsmitglied des europäischen Branchenverbands CLIA und war vorher acht Jahre lang Präsident bei AIDA Cruises in Rostock.

Nr. 42/2013, Das Asylsystem funktioniert nur noch scheinbar; Nr. 43/2013, Das Hamburger Flüchtlingsdrama und die Schwächen des Asylrechts

Europäisches „All inclusive“

Der Artikel zeigt sachlich und überzeugend, wie menschenverachtend und unchristlich unser europäisches Asylsystem ist. Dies gilt besonders für uns Deutsche, die wir in der Mitte der Festung Europa sitzen und die europäischen Randstaaten weitgehend alleinlassen. Die empörende Reaktion unseres Innenministers auf die Dramen von Lampedusa: Wir halten an dieser (für uns bequemen) Regelung fest!

DR. ULRICH HALLIER, HAAN (NRW)



Ghanaischer Flüchtling in Hamburg

Mehr Offenheit, Aufnahmebereitschaft, globale Solidarität und die Entwicklung einer Willkommenskultur sind gefragt und nicht der Aufbau von neuen Mauern an Europas Grenzen.

KARL WEIS, HOLZGERLINGEN (BAD.-WÜRTT.)

Auch für Flüchtlinge gilt der oberste Wert unseres Grundgesetzes, wonach die Würde des Menschen unantastbar ist. Dass dies nur für Deutsche beziehungsweise EU-Bürger gilt, steht da ausdrücklich nicht. Vielleicht sollten alle Verantwortlichen daran denken, wenn sie betonen, Flüchtlinge würden in Deutschland nach Recht und Gesetz behandelt.

SIMON ROCK, NETPHEN (NRW)

Wenn wir Europäer für wenig Geld in der Dritten Welt Traumurlaube der Marke „All inclusive“ verbringen, haben wir zu akzeptieren, dass die Armen von dort ihrerseits nach unserem, dem europäischen „All inclusive“ streben. Dass die Holzsärgen, in denen die Bootsflüchtlinge bestattet werden, wohl einen größeren Wert darstellen, als diese je im Leben besessen haben, treibt einem die Tränen in die Augen.

PROF. ERNST SMOLE, WIEN

Je mehr Flüchtlinge sterben – desto gleichgültiger werden die meisten hier. Faszination Werbung und glückliches Fernsehen helfen über ernste Szenen und mögliche Störungen durch Elend und Leid anderer Menschen hinweg.

CLAUDIA GROSSKLAUS, HATTINGEN (NRW)

Der Bericht schildert in beeindruckender Klarheit und Wahrheit die Schwächen unseres Asylsystems. Durch das permanente Verdrängen der Probleme verlieren alle.

JOSEF SCHEURING, NIEDERNBERG (BAYERN)
GEWERKSCHAFT D. POLIZEI, BEZ. BUNDESPOLIZEI

Lebten in Afrika 1950 noch 220 Millionen Menschen, so sind es heute 1,1 Milliarden. Das extreme Bevölkerungswachstum wird das Konfliktpotential erhöhen. Deshalb muss Entwicklungshilfe stets mit Programmen zur Familienplanung und Stärkung der Frauenrechte verknüpft sein.

GÜNTHER RASS, NÜRNBERG

Erst behandeln wir die Ausländer wie Dreck – und dann wundern wir uns, dass sie sich nicht integrieren!

JENS BECKMANN, BIELEFELD

Ein Teufelskreis: Die Entwicklung Afrikas leidet, da unzählige afrikanische Familien ihr spärliches Kapital für Schlepperbanden und nicht für den Aufbau ihres Landes verwenden. Dann muss man sich aber nicht wundern, wenn immer mehr Arme diesen Ausweg suchen. Die Unterstützer der Flüchtlinge mögen ihr Gewissen befriedigen, schaden aber in falsch verstandener Nächstenliebe mittelbar den Heimatländern dieser Flüchtlinge und sorgen so für weitere Geschäfte der Schlepper.

MICHAEL VON KÜLMER, BRANNENBURG (BAYERN)

Die Lebensbedingungen in der Heimat müssen verbessert werden. Auch wenn das teuer wird, das Unterlassen der Hilfe wird wesentlich kostspieliger! Ich kann mir beim besten Willen nicht vorstellen, dass das Römische Reich mit Dublin-Maßnahmen die nordeuropäischen Hungerleider – Goten, Teutonen et cetera – von seinen Grenzen hätte fernhalten können.

DIETER STEINMETZ, BUSECK (HESSEN)

Nr. 42/2013, Wie die Dänen 1943 fast ihre gesamte jüdische Bevölkerung vor der Deportation bewahrten

Gerechte unter den Völkern

Ihnen ist zuzustimmen, wenn Sie die Judenrettung im besetzten Dänemark preisen. Aber die einzige Ausnahme in Europa war das nicht. In Dänemark sind 7000 Juden gerettet worden, in Bulgarien 48000. Auch Bulgarien war von deutschen Truppen besetzt, und Eichmann hatte Güterzüge und Donaukähne zum Abtransport bereitstellen lassen.

FERDINAND SCHLINGENSIEPEN, DÜSSELDORF

Kaum einer hierzulande weiß, dass auch die Bevölkerung Albaniens allen albanischen Juden während der deutschen Besatzung das Leben gerettet hat, mit weitgehender Billigung der albanischen

Behörden. In Jad Vaschem sind zahlreiche, zumeist muslimische Bäuerinnen und Bauern Albaniens als Gerechte unter den Völkern geehrt, sie haben die Verfolgten unter Einsatz ihres eigenen Lebens versteckt. Vor dem Zweiten Weltkrieg lebten etwa 200 jüdische Menschen in Albanien, nach der deutschen Kapitulation waren es 2000.

URSULA KLINKERT, MAINZ

Nr. 42/2013, Das Ende der Inka – wie Europa einen Kontinent versklavte

Jedes Volk hat Schattenseiten

Der Artikel war mal wieder SPIEGEL-typisch voll durchblitzendem Hass auf die (katholische) Kirche! Dabei waren die Inka auch keine harmlosen Blümchenpflücker, sie unterjochten 250 Völker und führten einen blutigen Bürgerkrieg. Jedes Kulturvolk hat Schattenseiten! Ohne die Unterstützung Tausender Indios hätte die Handvoll Spanier die Inka nie bezwungen.

MATTHIAS WILDMANN, WEINHEIM (BAD.-WÜRTT.)

Was für eine Barbarei, ein Volk wurde versklavt. Das stimmt, das taten die Spanier mit den Inka. Aber dabei muss auch



Palaststadt Machu Picchu in Peru

erwähnt werden, dass die Konquistadoren den Inka nur zeigten, was diese selbst mit ihren Untertanen gemacht haben.

PROF. DR. ERWIN LEIBFRIED, FERNWALD (HESSEN)

Es ist unumstritten, dass in der Inka-Kultur noch viele Rätsel zu lösen sind. So sollte man auch das Entstehen der Mauern von Cuzco eher als Vermutung denn als Behauptung hinstellen. Übrigens fanden die doch so primitiven Inka Ernährung wichtiger als Krieg und waren damit auch damals schon vernünftiger als wir. Hoffentlich fehlt diese Feststellung nicht in dieser Ausstellung.

TON AARDEN, WIESMOOR (NIEDERS.)

Die Redaktion behält sich vor, Leserbriefe – bitte mit Anschrift und Telefonnummer – gekürzt und auch elektronisch zu veröffentlichen. Die E-Mail-Anschrift lautet: leserbriefe@spiegel.de

In einer Teilaufgabe befindet sich im Mittelbund ein achtseitiger Beihefter der Firma Schöffel, Schwabmünden.

Unser Sinn für Vollkommenheit.
Senator Chronometer Regulator



Glashütte
ORIGINAL

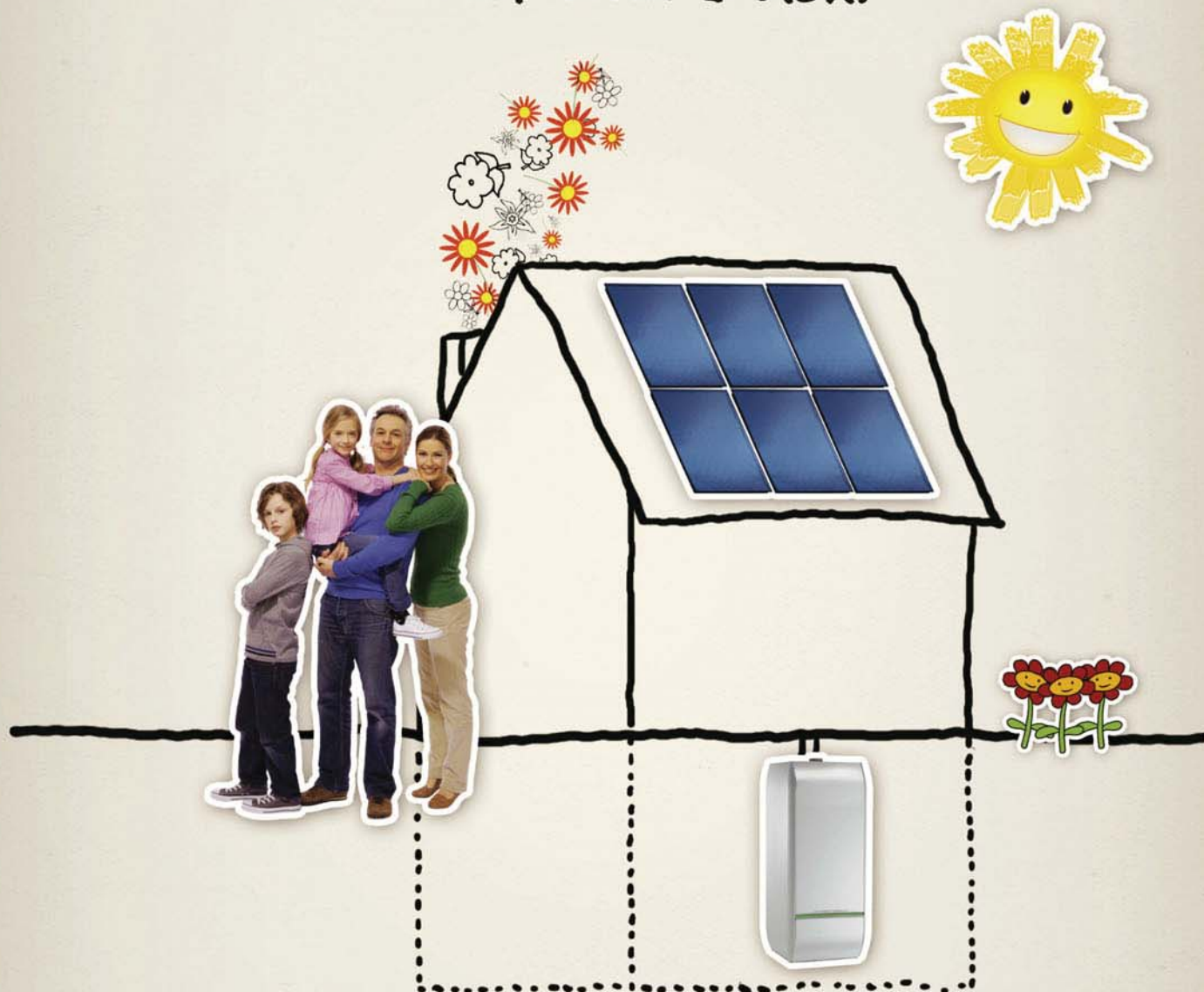
www.glashuette-original.com

Deutsche Uhrmacherkunst seit 1845.

Der Senator Chronometer Regulator. Ästhetik, Eleganz und Präzision. Ein offiziell zertifizierter Chronometer kombiniert mit der klassischen Anzeige eines Regulators. Es dominiert als einziger, zentraler Zeiger der Minutenzeiger, während sich die übrigen Zeiger in dezentralen Zifferblattbereichen drehen. Erfahren Sie mehr unter www.glashuette-original.com. Unsere iPhone-Applikation können Sie vom App Store herunter laden.

Glashütte Original Boutique · QF, Quartier an der Frauenkirche · Töpferstraße 4 · 01067 Dresden
Tel. +49 (0)351 82 12 59 70 · E-mail: Boutique.Dresden@glashuette-original.com

Gut kombiniert:
Erdgas im Keller und
Solar auf dem Dach.



Gut für die Umwelt und fürs Portemonnaie: ERDGAS + Solar.

Alle Vorteile unter einem Dach: Brennwerttechnik und Solarthermie schonen die Umwelt und Ihr Portemonnaie. Wie das geht? Ganz einfach: Wenn die Sonne scheint, wird die Sonnenenergie zur Wassererwärmung und zum Heizen genutzt. Und sonst sorgt ERDGAS für die nötige Energie. Viel einfacher und effizienter kann man umweltschonende Technologien nicht kombinieren. Mehr Informationen unter

www.erdgas.info

ERDGAS 
Natürlich effizient



Bundeswehrlager in
Afghanistan 2012

BUNDESWEHREINSÄTZE

Weniger Rechte fürs Parlament

Die Union will die Mitwirkungsrechte des Bundestags bei Auslandseinsätzen einschränken. Eine entsprechende Forderung erhob Bundesverteidigungsminister Thomas de Maizière bei den Koalitionsgesprächen mit der SPD am vergangenen Freitag. Es gehe darum, eine gemeinsame Außen- und Sicherheitspolitik in Europa zu erleichtern, sagte de Maizière nach Angaben von Teilnehmern. Die CDU hatte bereits in der vergangenen Legislaturperiode versucht, die Zustimmungsrechte des Bundestags zu begrenzen. Nach den Vorstellungen des stellvertretenden

Fraktionschefs Andreas Schockenhoff, der der Unions-Verhandlungsgruppe angehört, sollen bestimmte Einsätze im EU-Rahmen von der Bundesregierung ohne das Placet des Parlaments beschlossen werden können. Dem Bundestag bliebe dann nur ein Rückholrecht. Das Zusammenlegen von bestimmten militärischen Fähigkeiten in der EU („Pooling and Sharing“), so argumentieren de Maizière und Schockenhoff, könne an der Sorge der europäischen Bündnispartner scheitern, dass der Bundestag den Einsatz verweigere. Der SPD-Verhandlungsführer,

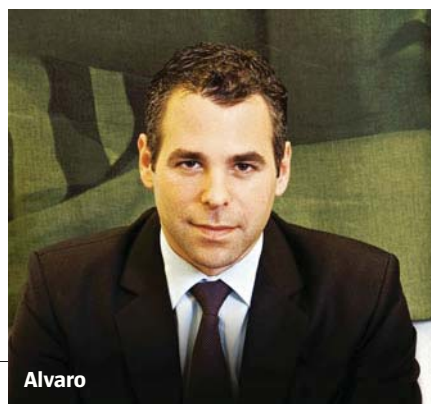
Fraktionschef Frank-Walter Steinmeier, entgegnete, seine Partei sehe keinen Anlass für eine Gesetzesänderung. Das Thema gilt als kniffligster Punkt in den Koalitionsgesprächen über die Außen- und Sicherheitspolitik. Ein weiteres Thema ist der Umgang mit Rüstungsexporten. Die SPD fordert ein vertraulich tagendes Gremium des Bundestags, das von der Regierung zügig über Exportentscheidungen im geheim tagenden Bundessicherheitsrat informiert werden soll. Diese werden bislang erst im jährlich veröffentlichten Rüstungsexportbericht bekanntgegeben.

ERMITTLUNGEN

Verdacht auf Drogen

Alexander Alvaro, Vizepräsident des Europäischen Parlaments und Mitglied des FDP-Bundesvorstands, stand bei seinem schweren Autounfall Anfang des Jahres womöglich unter dem Einfluss von Drogen. Die Staatsanwaltschaft Köln geht diesem Verdacht nach. Eine unmittelbar nach dem Unfall bei Alvaro entnommene Blutprobe habe „toxikologisch relevante Substanzen“ enthalten, bestätigte ein Sprecher der Staatsanwaltschaft mit Verweis auf eine gerichtsmedizinische

Untersuchung. Ein weiteres Gutachten solle nun klären, ob dies eine „strafrechtliche Relevanz“ habe und ob eine „Kausalität“ zwischen den Substanzen und dem Unfall bestehe. Der Europa-



Alvaro

politiker war auf der A1 in der Nähe von Burscheid mit seinem Audi A8 auf einen stehenden Opel geknallt; dessen 21-jähriger Fahrer starb noch am Unfallort, zwei weitere Insassen wurden schwer verletzt. Die Staatsanwaltschaft führt Alvaro in dem Ermittlungsverfahren wegen fahrlässiger Tötung als Beschuldigten. Im Juni war die Immunität des Parlamentariers aufgehoben worden – unter anderem um zu klären, ob der Unfall hätte verhindert werden können. Alvaro, der selbst schwer verletzt wurde und wochenlang im Koma lag, kam im Oktober wieder zurück auf die politische Bühne. Für eine Stellungnahme war er vorigen Freitag nicht zu erreichen.

TIMO VOG / ESTROST / PICTURE ALLIANCE / JOKER



Burschenschafter in Eisenach

THOMAS LOHNES / GETTY IMAGES

PARTEIEN

Rechte Burschenschaften werben für AfD

Die Alternative für Deutschland (AfD) erfreut sich der Unterstützung mehrerer rechter Burschenschaften. Schon vor der Bundestagswahl warb die Berliner Gothia in sozialen Netzwerken für die Euro-kritische Partei: Die AfD sei eine „wahrhaftige Alternative“. Insbesondere deren Forderung, sich auf die Außenpolitik Bismarcks zurückzubesinnen, wurde von der Studentenverbindung begrüßt. Die Gothia hatte zuletzt mit antisemitischen Kommentaren und einer Nazi-Kunst-Ausstellung von sich reden gemacht. Auch die Alte Breslauer Burschenschaft der Raczeks steht in Treue fest zur AfD. Nach dem knappen Scheitern

der Partei an der Fünfprozenthürde vermutete die in Bonn beheimatete, pflichtschlagende Korporation sogar Wahlbetrug: Just als „eine Partei abseits des etablierten Kartells“ fast in den Bundestag eingezogen wäre, habe es „urplötzlich“ Probleme bei der Briefwahl gegeben – „so ein Zufall“, schreibt die Burschenschaft ironisch auf ihrer Facebook-Seite. Auch diese Studentenverbindung fällt immer wieder durch rassistische Provokationen auf. Seit langem fordert sie die Einführung eines „Ariernachweises“ für alle Burschenschafter. Während AfD-Chef Bernd Lucke auf Distanz zu den rechten Verbindungen geht („Beifall von

falscher Seite wollen wir nicht haben“), lässt sein Parteikollege Joachim Starbatty enge Kontakte zu: Mitte Juni hielt der Wissenschaftliche Beirat der AfD einen Vortrag bei den Marburger Rheinfranken. Diese stehen seit Jahren in der Kritik, rechtsradikale Aktivisten als Redner einzuladen. Außerdem weigern sie sich, die „Marburger Erklärung“ zu unterschreiben, mit der man sich zur demokratischen Grundordnung des Staates bekennt. Starbatty räumt ein, sich über die deutschstämmliche Verbindung nicht genauer informiert zu haben. Aber, so sagt er: „An dem Abend war von solchen Strömungen dort nichts zu spüren.“

KOLUMNE

Psalter und Harfe, wacht auf!

Am Mittwoch kamen die Spitzen der deutschen Politik in aller Herrgottsfrühe zu einem ökumenischen Gottesdienst zusammen und huldigten der Großen Koalition aus Vater, Sohn und Heiligem Geist. Anlass war die erste Sitzung des neuen Bundestags, geladen waren alle Abgeordneten. Doch das designierte Regierungsbündnis aus CDU, CSU und SPD blieb weitgehend unter sich, was daran lag, dass viele Linke und Grüne (trotz Kathrin Göring-Eckardt) ein ähnlich distanziertes Verhältnis zum Allmächtigen pflegen wie die sozialdemokratische Basis zur Großen Koalition unter Angela Merkel. Sonst aber waren alle gekommen, CSU-Rechte und SPD-Linke, die größeren wie die kleineren Sünder, Annette Schavan wie Ronald Pofalla. Man kehrte gemeinsam in sich, betete, stellte ungewöhnliche, aber sauber gesungene Forderungen auf („Kommet zuhauf, Psalter und Harfe, wacht auf!“), und weil Angela Merkel ihr Handy ausgeschaltet hatte, bekamen nicht mal die Amerikaner etwas mit.

Nun gibt es aktuell vier Orte, an denen deutsche Politiker ungen gesehen werden: Washington, D.C., der neue Flughafen in Schönefeld, alles mit FDP-Logo im Hintergrund und teure Kirchenbauten. Der Gottesdienst fand in der Berliner St. Hedwigs-Kathedrale statt, einem prächtigen Bau, für dessen Finanzierung im Jahr 1754 eigens eine Lotterie

veranstaltet wurde (schöne Anregung für Bischof Franz-Peter und Klaus Wowerit). Gemeinsam trotzte die Große Koalition auch dieser etwas in Verruf geratenen Kulisse, und so hätte es eine rundum harmonische Einstimmung auf die vier gemeinsamen Jahre werden können – wenn Prälat Martin Dutzmann auf seine Predigt verzichtet hätte. Gott habe das Ende der Welt versprochen, so der Prälat, das bedeute für uns Menschen: „Nicht wir sind es, die für Vollendung sorgen können und müssen. Nicht wir sind es, die die Menschheit retten müssen. Nicht wir sind es, die alles Leid der Welt verhindern oder beseitigen können und müssen. Das zu tun, hat Gott versprochen.“ Plötzlich war die Stimmung im Eimer. Aufgeworfen war nicht weniger als die ewige Frage: Ist der Himmel

schon auf Erden durchsetzbar – eine alte sozialdemokratische Kernforderung (siehe 8,50 Euro Mindestlohn, Frauenquote etc.) – oder sollte man sich wie Angela Merkel der eigenen Unzulänglichkeit bewusst sein und die Schaffung des Paradieses besser dem Fachmann überlassen und auf den Jüngsten Tag verschieben?

Für die Verhandlungen scheint es ratsam, diese heikle Frage genau wie die anderen Konfliktherde (Ehegattensplitting, Adoptionsrecht, Pkw-Maut) vorerst auszuklammern. Gehet hin in Frieden.

Markus Feldenkirchen

Plötzlich war die Stimmung im Eimer.

KIELER STEUERAFFÄRE

Deal ist Deal

Während in der Kieler Steuerraffäre vergangene Woche vieles für einen Rücktritt von Oberbürgermeisterin Susanne Gaschke (SPD) sprach, sieht der Klinikbesitzer Detlef Uthoff keinen Grund, warum er die von Gaschke per Eilentscheid erlassenen 3,7 Millionen Euro Gewerbesteuer-Schuld doch noch begleichen sollte. Zwar hat die Kommunalaufsicht die Stadt aufgefordert, den Erlass aufzuheben, weil er in jeder Hinsicht rechtswidrig gewesen sei. Uthoffs Beraterstab kommt aber nach einer juristischen Prüfung zu dem Schluss, dass der Bescheid nicht wieder einkassiert werden könne. Für die Gültigkeit spiele es keine Rolle, ob der Weg – Gaschkes Eilentscheid ohne Ratsbeschluss – unzulässig gewesen sei. Und es liege keine arglistige Täuschung vor, weil Uthoff seine Finanzen

offengelegt habe. Die Berater verweisen darauf, dass Uthoff sowohl das Finanzamt Kiel-Nord vom Steuergeheimnis als auch seine Hausbank, die Förde-Sparkasse, vom Bankgeheimnis gegenüber der Stadt entbunden habe. Das EU-Beihilferecht, das die Kommunalaufsicht verletzt sieht, biete ebenfalls keinen Ansatz für eine Zahlung. „Das hat eine Rückfrage in der Finanzverwaltung inzwischen bestätigt“, erklärte Uthoff-Sprecher Karl-Heinz Steinkühler. Unterdessen lässt auch die Kieler SPD Gaschke fallen. Sollte sie bis zur Ratssitzung an diesem Donnerstag nicht zurückgetreten sein, wird die SPD ihren Vertretern wohl freistellen, einen Antrag der CDU zu unterstützen. Darin wird Gaschke zum Aufgeben aufgefordert. Weil auch die Grünen dem Antrag folgen würden, gilt eine Mehrheit ohnehin als sicher. „Es ist ein Punkt erreicht, an dem es für uns mit Gaschke nicht mehr weitergeht“, sagte ein SPD-Ratsherr. Gaschke war auf Anfrage nicht zu erreichen.

BILDUNGSVERGLEICH

Auf den Schulleiter kommt es an

Deutsche Viertklässler erbringen in den drei Kerndisziplinen Lesen, Mathematik und Naturwissenschaften mittelmäßige Leistungen. Zu diesem Ergebnis kommt eine neue Auswer-

Anteil der Viertklässler, die bei der TIMSS- und der PIRLS-Studie 2011 ein hohes Niveau erreicht haben

in Prozent



Auswahl	gesamt	Lesen	Rechnen	Naturwissenschaften
Singapur	54	62	78	68
Taipeh	40	55	74	54
Hongkong	39	67	82	46
Finnland	39	63	50	65
Russland	35	63	47	52
Nordirland	29	58	59	34
Ungarn	28	48	37	46
Irland	25	54	41	35
Deutschland	23	46	37	39
Portugal	23	47	40	36
Italien	18	46	28	37
Schweden	18	47	25	44
Polen	12	39	17	29
Spanien	9	30	17	28
Norwegen	8	25	21	19

Quelle: TIMSS & PIRLS International Study Center, Boston College

tung der Schulstudien TIMSS und PIRLS, die Forscher des Boston College veröffentlicht haben. TIMSS erhebt alle vier Jahre die Schülerleistungen in Mathematik und Naturwissenschaften, PIRLS untersucht im Fünf-Jahres-Abstand die Lesefähigkeiten. Nun fielen die beiden Großuntersuchungen erstmals zusammen, so dass die Wissenschaftler die Daten vergleichen konnten. Demnach schneidet Deutschland besser ab als die meisten europäischen Länder, liegt aber deutlich hinter Spitzenreitern wie Singapur, Hongkong oder Finnland (siehe Grafik).

Die asiatischen Kinder sind in Mathematik stark, Schüler in Russland oder Irland glänzen beim Lesen. Die Forscher betonen, dass das Elternhaus die schulischen Leistungen stark vorprägt. „Eltern, die ihre Kinder beim Lesen und Zählenlernen unterstützen, legen ein gutes Fundament für den Rest von deren Schulkarriere“, sagt Studienleiterin Ina Mullis vom Boston College. Während in vielen Ländern die Leistungen der Schüler davon abhängen, ob eine Schule sicher und gut ausgestattet ist, so die Forscher, habe in Deutschland ein anderer Faktor große Bedeutung: das Streben der Schulleiter nach Lernerfolg.

MADE
BY
MITTELSTAND.

DANKE
FÜR DIE
KRAFT,
EIN GANZES
LAND
VORANZUTREIBEN.

DEUTSCHLAND –
MADE BY MITTELSTAND.

Der Mittelstand ist der Motor der deutschen Wirtschaft. Es ist Zeit, den Unternehmerinnen und Unternehmern hierfür Danke zu sagen. Für ihre Leistungen und dafür, dass wir sie seit über 150 Jahren als starker Partner auf ihrem Weg begleiten dürfen.

Profitieren Sie von unserer Genossenschaftlichen Beratung und dem Allfinanzangebot für Unternehmen. Mehr erfahren Sie bei einem persönlichen Termin in Ihrer Volksbank Raiffeisenbank oder unter deutschland-made-by-mittelstand.de

Werte schaffen Werte.



Genossenschaftliche FinanzGruppe
Volksbanken Raiffeisenbanken

Zur Genossenschaftlichen FinanzGruppe Volksbanken Raiffeisenbanken gehören: DZ BANK, WGZ BANK, Bausparkasse Schwäbisch Hall, R+V Versicherung, Union Investment, easyCredit, DZ PRIVATBANK, VR LEASING, Münchener Hypothekenbank, DG HYP, WL BANK, VR Equitypartner und VR Unternehmerberatung.



Kampfflugzeug „Eurofighter“

JOSE GIRIBAS / IMAGES DE

RÜSTUNG

„Eurofighter“ am Boden

Die Luftwaffe kann viele ihrer Kampfflugzeuge vom Typ „Eurofighter“ nicht nutzen. Wie aus internen Berichten der zuständigen Wehrtechnischen Dienststelle hervorgeht, sind die Maschinen oft mehrere Jahre lang nicht einsetzbar, weil sie nachgerüstet oder repariert werden müssen. Ursache für die Ausfälle sind technische Fehler, Probleme mit der Qualitätssicherung

bei der Herstellerfirma EADS, fehlende Ersatzteile und fehlende Prüfspezialisten. Im Oktober verfügte die Luftwaffe deshalb nur über 73 ihrer insgesamt mehr als 100 Kampffjets. Und auch diese mussten zuletzt am Boden bleiben, weil in einer der Maschinen ein fehlerhaft montierter Schleudersitz entdeckt worden war – und alle Flugzeuge überprüft werden mussten. Auch aufgrund der anhaltenden Probleme mit dem „Eurofighter“ liegen die Kosten pro Flugstunde mit durchschnittlich etwa 80 000 Euro deutlich höher als einst geplant.

LINKE

Hilfe für inhaftierten Finanzhai

Florian Homm, schillernder Finanzjongleur, der seit knapp acht Monaten in Italien in Auslieferungshaft sitzt, bekommt humanitäre Unterstützung von der Linkspartei: Sahra Wagenknecht, Vizin der Bundestagsfraktion, fordert in einem Schreiben an die Deutsche Botschaft in Rom Aufklärung über die konsularische Betreuung des wegen Betrugsverdachts Inhaftierten. Homm, der im März in Florenz festgenommen wurde, leidet seit Jahren an multipler Sklerose und ist nach Einschätzung diverser medizinischer Gutachten haftunfähig. Selbst

die Verlegung in ein Haftkrankenhaus in Pisa trug nach Einschätzung der Ärzte zu keiner Verbesserung bei. Laut einem Gutachten vom 21. Oktober hat sich Homms Zustand sogar dramatisch verschlechtert. Nach Meinung von Homms italienischem Anwalt unternimmt die deutsche Botschaft nicht genug, um die Situation des ehemaligen Hedgefonds-Managers zu verbessern. Noch in diesem Jahr will die italienische Justiz über Homms Auslieferung an die USA entscheiden. US-Staatsan-

wälte werfen dem Börsenspekulanten vor, Anleger um 200 Millionen Dollar geprellt zu haben (SPIEGEL 14/2013). Es sei selbstverständlich, dass sich Homm vor der Justiz verantworten müsse, sagt Finanzmarktkritikerin Wagenknecht, doch „wenn er haftunfähig ist, muss er das Gefängnis verlassen dürfen“.



Wagenknecht

SIMONE M. NEUMANN

OLYMPIA - ATTENTAT

Mossad stoppt Merkel

Auf Druck des israelischen Geheimdienstes Mossad hat der Bundesnachrichtendienst (BND) entschieden, „streng geheime“ Unterlagen über das Olympia-Attentat 1972 weiterhin geheim zu halten. Der SPIEGEL hatte die Aktenfreigabe beantragt – und Kanzlerin Angela Merkel hatte 2012 angekündigt, alle Unterlagen „so weit wie möglich“ freizugeben. Der BND fürchtet nun, eine „Missachtung des israelischen Standpunkts könnte die bilaterale Zusammenarbeit künftig beeinträchtigen“. Es geht vorrangig um ein Gespräch des damaligen BND-Präsidenten Gerhard Wessel mit Mossad-Chef Zvi Zamir während des Anschlags oder kurz danach. Ein palästinensisches Terrorkommando hatte israelische Sportler und Trainer als Geiseln genommen, Zamir war daraufhin nach München geflogen. Bei der Befreiungsaktion auf dem Militärflugplatz Fürstenfeldbruck starben neun Geiseln, fünf Terroristen und ein deutscher Polizist. Zamir war auf dem Flughafen anwesend, bis heute ist seine Rolle bei dem Polizei-Fiasko umstritten. Gegenüber dem BND verwies der israelische Geheimdienst nun grundsätzlich auf „die Schutzbedürftigkeit aller Informationen“, die den Mossad betreffen.

ZITAT

„Gelegentlich versuche ich auch noch Leute zu benennen, die Ahnung von der Sache haben.“

Sigmar Gabriel, SPD-Parteichef, vor der Fraktion am vorigen Montag, nachdem viele Genossen gefordert hatten, die Besetzung der Arbeitsgruppen für die Koalitionsgespräche nach Geschlecht, Region, Alter oder Herkunft zu quotieren. In der Sitzung hatte zuerst Daniela Kolbe, 33, eine angemessene Beteiligung für die Jüngsten gefordert, danach warb Johannes Kahrs, 50, für eine Interessenvertretung der Homosexuellen. Andere Abgeordnete wollten die Belange des Sports und der Transsexuellen repräsentiert sehen.

Business-Leasing

ab € 249¹

UPE € 28.490²

Ist das noch Arbeit oder schon Vergnügen? Der Mazda6.



Gewinner des



reddot design award
winner 2013

Wenn Sie auch beruflich lieber Ihren eigenen Weg gehen, empfehlen wir Ihnen den Mazda6. Der vereint dank seiner innovativen SKYACTIV Technologie und der neuen i-ELOOP Bremsenergie-rückgewinnung hohen Fahrspaß mit niedrigem Verbrauch. So benötigt der leistungsstarke Dieselmotor des Mazda6 nur ab 3,9 l/100 km und leistet trotzdem beeindruckende 110 kW (150 PS) bei einem Drehmoment von 380 Nm. Auf Wunsch auch als Diesel Automatik verfügbar. Informieren Sie sich jetzt unter mazda.de über unsere Angebote! MAZDA. LEIDENSCHAFTLICH ANDERS.

Kraftstoffverbrauch im kombinierten Testzyklus: 6,4 - 3,9 l/100 km; CO₂-Emissionen im kombinierten Testzyklus: 150 - 104 g/km.

1) Ein gewerbliches Leasingangebot der Mazda Finance - einem Service-Center der Santander Consumer Bank AG, Santander-Platz 1, 41064 Mönchengladbach - bei NULL Leasing und € 0 Sonderzahlung mit 36 Monaten Laufzeit und 60.000 km Gesamtleistung für einen Mazda6 Kombi SKYACTIV-D 150 Prime-Line. 2) Barpreis für einen Mazda6 Kombi SKYACTIV-D 150 Prime-Line. Abbildung zeigt Fahrzeug mit höherwertiger Ausstattung. Nur bei teilnehmenden Mazda Vertragshändlern und verbindlicher Bestellung bis 31.12.2013. Alle Preise exkl. MwSt., zzgl. Überführungs- und Zulassungskosten.

Auch über  www.mazda.de

Eine Werbung der Mazda Motors (Deutschland) GmbH.

Der unheimliche Freund

Den deutsch-amerikanischen Beziehungen droht eine Eiszeit. Offenbar haben die US-Geheimdienste nicht nur das Handy von Kanzlerin Angela Merkel überwacht, sondern die Botschaft in Berlin als Horchposten benutzt.



Partner Merkel, Obama im Mai 2012 in Camp David

Es ist ein Filetstück, ein Traum für jeden Diplomaten. Gibt es eine bessere Lage für eine Botschaft als den Pariser Platz in Berlin? Von hier aus sind es nur ein paar Schritte zum Reichstag, wenn der amerikanische Botschafter vor die Tür tritt, blickt er direkt auf das Brandenburger Tor.

Als die Vereinigten Staaten im Jahr 2008 den wuchtigen Botschaftsneubau bezogen, gaben sie ein schönes Fest. 4500 Gäste waren geladen, Ex-Präsident George Bush senior zerschnitt das rot-weiß-blaue Band, Bundeskanzlerin Angela Merkel fand warme Worte.

Wenn die US-Botschafter seither hochrangige Besucher empfangen, führen sie sie gern auf die Dachterrasse, die einen atemberaubenden Blick bietet: auf den Reichstag und den Tiergarten, selbst das Kanzleramt ist zu erahnen. Hier schlägt das politische Herz der Republik, hier werden Milliardenbudgets verhandelt, Gesetze formuliert, Soldaten in den Krieg geschickt. Ein idealer Standort für Diplomaten. Und für Spione.

Recherchen des SPIEGEL in Berlin und Washington, Gespräche mit Geheimdienstlern, die Auswertung interner NSA-Dokumente und weiterer Informationen, die größtenteils aus dem Fundus des ehemaligen Geheimdienstmitarbeiters Edward Snowden stammen, lassen den Schluss zu: Die Vertretung im Herzen der Hauptstadt diene nicht nur der Förderung der deutsch-amerikanischen Freundschaft. Im Gegenteil: Sie ist so etwas wie ein Spionagenest. Vom Dach der Botschaft aus kann eine geheime Spezialeinheit von CIA und NSA offenbar einen Gutteil der Handyskommunikation im Regierungsviertel überwachen. Und es spricht einiges dafür, dass auch das Handy, das die Kanzlerin mit Abstand am meisten nutzt, zuletzt von der Vertretung am Pariser Platz aus ins Visier genommen wurde.

Die Affäre um die Spitzeltätigkeit der NSA erreicht damit eine neue Stufe. Sie wird zu einer ernsthaften Bedrohung der transatlantischen Partnerschaft. Schon allein der Verdacht, dass eines von Merkels Handys von der NSA überwacht wurde, hatte in der vergangenen Woche zu einer Krise zwischen Berlin und Washington geführt.

Kaum etwas trifft Merkel empfindlicher als die Überwachung ihres Handys. Es ist ihr Herrschaftsinstrument. Sie führt damit nicht nur die CDU, sondern auch einen Gutteil ihrer Regierungsgeschäfte. Merkel nutzt das Gerät so intensiv, dass Anfang des Jahres sogar eine Debatte darüber entbrannte, ob ihre SMS als Teil des exekutiven Handelns archiviert werden müssen.

Merkel hat schon öfter, halb im Ernst, halb im Scherz gesagt, sie gehe ohnehin da-



Dach der US-Botschaft in Berlin
Sichtblenden für die Abhörtechnik

von aus, dass ihre Telefonate abgehört werden. Offenbar dachte sie dabei aber an Staaten wie China oder Russland, die es mit dem Datenschutz nicht so genau nehmen. Und nicht an die Freunde in Washington.

Vergangenem Mittwoch jedenfalls führte sie ein scharfes Telefonat mit dem US-Präsidenten Barack Obama. 62 Prozent der Deutschen halten die harsche Reaktion Merkels nach einer Umfrage des Instituts YouGov für richtig, ein Viertel sogar noch für zu milde. Guido Westerwelle bestellte den neuen amerikanischen Botschafter John Emerson ins Auswärtige Amt ein. Es ist eine Geste des Unmuts, die sich die deutsche Diplomatie normalerweise für Schurkenstaaten vorbehält.

Die NSA-Affäre hat die Gewissheiten der deutschen Politik ins Wanken gebracht. Selbst die CSU, sonst treuer Freund Washingtons, stellt ganz offen das transatlantische Freihandelsabkommen in Frage, und auch im Kanzleramt heißt es inzwischen: Wenn sich die US-Regierung nicht stärker um Aufklärung bemüht, werde man Konsequenzen ziehen und möglicherweise die Gespräche über das Abkommen auf Eis legen.

„Ausspähen unter Freunden – das geht gar nicht“, sagte Kanzlerin Merkel am Donnerstag, als sie beim EU-Gipfel in Brüssel vorfuhr. „Nun muss Vertrauen wiederhergestellt werden.“ Noch vor kurzem klang es so, als habe die Regierung ganz festes Zutrauen in die Geheimdienste der amerikanischen Freunde.

Mitte August erklärte Kanzleramtschef Ronald Pofalla die NSA-Affäre kurzer-

hand für beendet. Dabei hatten die deutschen Dienste keine eigenen Erkenntnisse, sie hielten nur eine dürre Erklärung der NSA-Spitze in den Händen, wonach sich der Dienst an alle Abkommen gehalten habe.

Nun steht nicht nur Pofalla blamiert da, sondern auch Merkel. Sie wirkt wie eine Regierungschefin, die sich erst dann mit klaren Worten an Obama wendet, als sie selbst ins Fadenkreuz der amerikanischen Geheimdienste gerät. Das Satireblog „Der Postillon“ brachte es vergangenen Donnerstag auf den Punkt, als es Regierungssprecher Steffen Seibert den Satz in den Mund legte: „Die Bundeskanzlerin empfindet es als Schlag ins Gesicht, dass sie womöglich über Jahre abgehört wurde wie ein rüddiger Einwohner der Bundesrepublik Deutschland.“

Innenpolitisch muss Merkel die neuerliche Wendung der Affäre nicht fürchten, die Wahl ist vorbei, Union und SPD verhandeln schon über die neue Regierung. Niemand hat Lust, die Stimmung durch gegenseitige Vorwürfe zu vergiften.

Dennoch muss sich Merkel die Frage gefallen lassen, wie viel sie sich eigentlich von den amerikanischen Freunden noch bieten lassen will.

Aus einem als „streng geheim“ eingestuftes NSA-Papier aus dem Jahr 2010 geht hervor, dass auch in Berlin eine Truppe mit dem Namen „Special Collection Service“ (SCS) residiert, es ist eine Eliteeinheit, in der die US-Geheimdienste CIA und NSA kooperieren.

Aus der geheimen Auflistung geht hervor, dass die Abhörprofis weltweit an rund 80 Standorten aktiv sind, 19 davon befinden sich allein in Europa – etwa in Paris, Madrid, Rom, Prag und Genf. In Deutschland unterhält der SCS sogar zwei Stützpunkte, Berlin und Frankfurt



TOP SECRET // COMINT // REL TO USA, AUS, CAN, GBR, NZL

EINSTEIN/CASTANET



TOP SECRET // COMINT // REL TO USA, AUS, CAN, GBR, NZL

SCS-Antennenanlage (Codename „Einstein“) und die dazugehörige Steuerungseinheit („Castanet“)

ist die Aufgabe der SCS-Teams, wie aus einem weiteren geheimen Papier hervorgeht.

Demnach betreiben die SCS-Teams eigene ausgefeilte Abhöranlagen, mit denen sie praktisch alle gängigen Kommunikationsmethoden abfangen können: Mobiltelefonie, W-Lan-Netze, Satellitenkommunikation (siehe Abbildung Seite 26).

Die dazu notwendigen Geräte sind meist in den oberen Etagen der Botschaftsgebäude oder auf Dächern installiert und werden mit Sichtblenden und potemkinschen Aufbauten vor neugierigen Blicken geschützt.

Das ist auch in Berlin so. Der SPIEGEL hat die Berliner Niederlassung von dem britischen Enthüllungsjournalisten Dun-

ros der SCS-Mitarbeiter würden höchstwahrscheinlich auf derselben fensterlosen Dachterasse liegen.

Das würde mit internen NSA-Unterlagen korrespondieren, die der SPIEGEL einsehen konnte. Sie zeigen beispielsweise ein SCS-Büro in einer anderen US-Botschaft – einen kleinen fensterlosen Raum voller Kabelstränge mit einer Workstation sowie „Serracks“ mit Dutzenden Einschüben für die „Signalanalyse“.

Auch der Buchautor und NSA-Experte James Bamford besuchte am Freitag die Berliner Redaktion des SPIEGEL schräg gegenüber der US-Botschaft: „Für mich sieht es so aus, als ob dahinter die Antennen der NSA stehen“, sagt auch Bamford. „Die Abdeckung scheint aus demselben Material zu sein, mit dem die Dienste auch größere Anlagen abschirmen.“ Der Berliner IT-Sicherheitsexperte Andy Müller-Maguhn sagt: „Der Standort ist ideal, um Mobilkommunikation im Berliner Regierungsviertel zu erfassen – sei es über das technische Abhören der Kommunikation zwischen Handys und Funkzellenmasten oder Richtfunkverbindungen, mit denen die Funkmasten an das Netz angebunden sind.“

Die SCS-Agenten setzen offenbar überall auf der Welt auf weitgehend dieselbe Technik. Sie können Handysignale abfangen und gleichzeitig Zielpersonen orten. Eines der Antennensysteme, das der SCS einsetzt, trägt den schönen Codenamen „Einstein“.

Die NSA, vom SPIEGEL um Stellungnahme gebeten, verweigerte jeden Kommentar.

Kaum etwas trifft Merkel empfindlicher als die Überwachung ihres Handys.

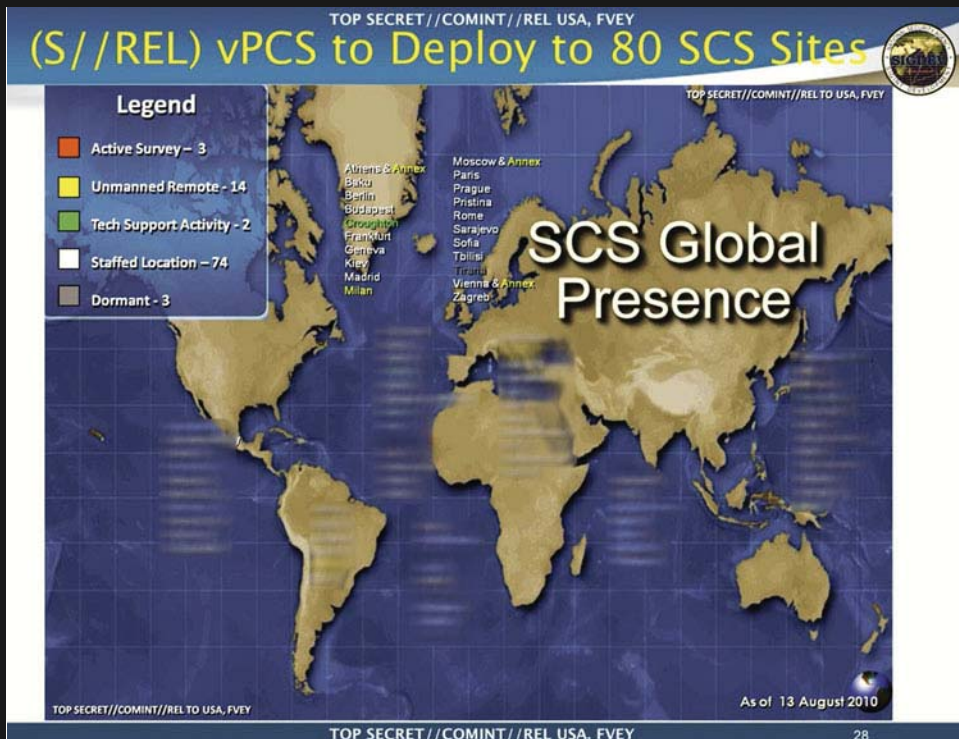
am Main. Allein das ist ungewöhnlich. Dazu kommt, dass beide deutschen Stützpunkte über die höchste Ausstattungsstufe verfügen – also mit aktiven Mitarbeitern besetzt sind.

Die SCS-Teams arbeiten meist undercover in abgeschirmten Bereichen amerikanischer Botschaften und Konsulate, wo sie offiziell als Diplomaten akkreditiert sind und damit besondere Privilegien genießen. Aus dem Schutz der Botschaften heraus können sie ungehindert horchen und gucken. Sie dürfen sich nur nicht erwischt lassen.

Abhören aus der Botschaft ist in fast allen Ländern illegal. Doch genau das

can Campbell begutachten lassen. Campbell hatte 1976 die Existenz der britischen Lauschbehörde GCHQ aufgedeckt. 1999 beschrieb er für das Europäische Parlament im sogenannten Echelon-Report die Existenz des gleichnamigen weltweiten Überwachungsnetzwerks.

Campbell verweist auf fensterartige Einbuchtungen auf dem Dach der US-Botschaft. Die Einbuchtungen seien nicht verglast, sondern mit „dielektrischem“ Material in der Optik des umliegenden Mauerwerks verblendet. Dieses Material sei selbst für schwache Signale durchlässig. Hinter dieser Sichtblende befindet sich die Abhörtechnik, sagt Campbell. Die Bü-



Streng geheimer Standortplan der SCS in diplomatischen Vertretungen aus dem Jahr 2010

Die SCS-Leute achten sorgsam darauf, ihre Technik zu verstecken, vor allem die großen Antennen auf den Dächern von Botschaften und Konsulaten. Wenn die Aufbauten erkannt würden, heißt es in einem „streng geheim“ eingestuft internen Leitfadens, könne dies den Beziehungen zum Gastland „schweren Schaden zufügen“.

Laut den Unterlagen kann die Einheit auch Mikrowellen und Millimeterwellen abfangen. Zudem ermöglicht das Equipment offenbar nicht nur das Abfangen von Signalen, sondern auch die Lokalisierung des Zielobjekts. Manche Programme wie „Birdwatcher“ sind darauf ausgerichtet, verschlüsselte Kommunikation in fremden Ländern aufzufangen und nach möglichen Zugriffspunkten zu suchen. „Birdwatcher“ wird direkt aus dem SCS-Hauptquartier in Maryland gesteuert.

Mit der wachsenden Bedeutung des Internets hat sich auch die Arbeit des SCS geändert. Die rund 80 Dependancen böten „Tausende von Ansatzpunkte“ für Operationen im Internet, heißt es in einer Selbstdarstellung. Man könne nicht nur wie bislang Mobilfunkverkehr oder Kommunikation über Satelliten abfangen, sondern auch gegen Kriminelle oder Hacker vorgehen. Von einigen Botschaften aus haben die Amerikaner demnach Sensoren in Kommunikationseinrichtungen der jeweiligen Gastländer geschmuggelt, die auf bestimmte Fachbegriffe anspringen.

Es spricht viel dafür, dass es der SCS war, der das Handy von Kanzlerin Merkel ins Visier genommen hat. Das legt jedenfalls ein Eintrag nahe, der offenbar aus

der NSA-Datenbank stammt, in der die Behörde ihre Ziele erfasst. Dieser Auszug, der dem SPIEGEL vorliegt, brachte die Handyaffäre ins Rollen.

Auf dem Dokument ist Merkels Handynummer erfasst, +49173-XXXXXXX. Eine Rückfrage in Merkels Umgebung ergab, dass es die Nummer ist, mit der die Kanzlerin vor allem mit Parteifreunden, Ministern und Vertrauten kommuniziert, besonders gern per SMS. Die Nummer ist in der Sprache der NSA ein „Selector Value“, der die technischen Zielparameter enthält. Die nächsten beiden Felder bestimmen das Format („raw phone number“) und den „Subscriber“, die Anschlussinhaberin: „GE Chancellor Merkel“.

Im nächsten Feld („Ropi“) hält die NSA fest, wer sich für die deutsche Bundeskanzlerin interessiert: Es ist das Referat S2C32. „S“ steht für „Signal Intelligence Directorate“, die Funkaufklärung der NSA. „2“ ist die Abteilung für Beschaffung und Auswertung. C32 ist das zuständige Referat für Europa, die „European States Branch“. Es handelt sich also offenbar um einen Auftrag der Europa-Spezialisten der Funkaufklärung.

Bemerkenswert ist der zeitliche Bezug. Demnach wurde der Auftrag 2002 in die „National Sigint Requirements List“ eingestellt, die Liste der nationalen Aufklärungsziele. Es ist das Jahr, in dem Merkel mit CSU-Chef Edmund Stoiber um die Kanzlerkandidatur der Union ringt, der Bundestagswahlkampf Deutschland in Atem hält und die Irak-Krise heraufzieht. Auch einen Status enthält das Dokument:

„A“ für aktiv. Dieser Status galt offenbar auch wenige Wochen vor dem Berlin-Besuch Obamas im Juni 2013.

Schließlich ist jene Einheit definiert, die den Auftrag umsetzen soll: das „Target Office of Primary Interest“. In dem Dokument steht „F666E“. „F6“ ist die interne Bezeichnung der NSA für den weltweiten Lauschdienst „Special Collection Service“.

Demnach hätte die NSA über gut ein Jahrzehnt das Telefon Merkels als Ziel erfasst, zunächst war sie nur Parteivorsitzende, später Kanzlerin. Aus dem Eintrag geht nicht hervor, welche Form der Überwachung es gab: Wurden alle Gespräche mitgeschnitten oder nur Verbindungsdaten? Wurden auch Bewegungsdaten erfasst?

Zu den politisch entscheidenden Fragen zählt, ob der Spionageangriff von ganz oben autorisiert war: vom US-Präsidenten. Wenn das Datum stimmt, dann wurde die Operation unter dem damaligen Präsidenten George W. Bush und seinem NSA-Chef Michael Hayden autori-

siert. Sie muss immer wieder neu genehmigt worden sein, auch nach der Amtsübernahme von Obama, bis in die Gegenwart. Ist es denkbar, dass die NSA die deutsche Regierungschefin ohne Wissen des Weißen Hauses zum Spionageziel erklärte?

Das Weiße Haus und die US-Geheimdienste erstellen in regelmäßigen Abständen, etwa alle eineinhalb Jahre, eine Liste ihrer Prioritäten. Geordnet nach Ländern und Themen entsteht so eine Matrix globaler Überwachung: Was ist in welchem Land ein Aufklärungsziel? Wie wichtig ist diese Aufklärung? Die Liste heißt „National Intelligence Priorities Framework“ und ist „presidentially approved“, vom Präsidenten abgesegnet.

In dieser Liste gibt es die Kategorie „Leadership Intentions“, Absichten der politischen Führung eines Landes. Die Absichten der chinesischen Führung etwa interessieren die US-Regierung brennend, sie sind mit einer „1“ markiert, die Skala reicht von „1“ bis „5“. Mexiko und Brasilien tragen in dieser Kategorie eine „3“.

Deutschland taucht in dieser Liste ebenfalls auf. In der Bundesrepublik interessieren sich die US-Geheimdienste vor allem für die ökonomische Stabilität und für außenpolitische Ziele (beide „3“), dazu noch für hochentwickelte Waffensysteme und einige weitere Unterpunkte, die alle mit „4“ vermerkt sind. Das Feld „Leadership Intention“ ist leer. Aus der Liste geht also nicht hervor, dass Merkel überwacht werden soll.

Der ehemalige NSA-Mitarbeiter Thomas Drake hält dies für keinen Wider-



Kanzleramtschef Pofalla, US-Botschafter Emerson: Tiefpunkt der deutsch-amerikanischen Beziehungen

spruch. Er sagt: „Deutschland wurde nach den Anschlägen vom 11. September 2001 zum Aufklärungsziel Nummer eins in Europa.“ Die US-Regierung habe den Deutschen nicht vertraut, weil einige der Todespiloten des 11. September in Hamburg gelebt hätten. Einiges spreche dafür, dass die NSA Merkel einmal erfasst hat und dann berauscht vom Erfolg war, sagt Drake: „Es hat bei der NSA schon immer die Devise gegeben, so viel abzuhören wie nur geht.“

Als der SPIEGEL die Bundesregierung am Donnerstag vor zwei Wochen mit den Hinweisen auf die Überwachung eines Kanzlerhandys konfrontiert, gerät der deutsche Sicherheitsapparat in Wallung.

Der Bundesnachrichtendienst und das Bundesamt für Sicherheit in der Informationstechnik erhalten vom Kanzleramt den Auftrag, die Sache zu prüfen. Christoph Heusgen, Merksels außenpolitischer Berater, meldet sich parallel dazu bei Susan Rice, der Sicherheitsberaterin Obamas. Heusgen berichtet Rice von den SPIEGEL-Recherchen, die auf einem DIN-A4-Blatt zusammengefasst sind. Rice sagt zu, sich darum zu kümmern.

Kurz darauf melden sich die deutschen Sicherheitsbehörden im Kanzleramt mit einem vorläufigen Ergebnis zurück: Die Ziffern, Daten und Geheimkürzel auf dem Papier deuten auf die Richtigkeit der Angaben hin. Wahrscheinlich handele es sich um eine Art Formular einer Geheimdienstabteilung, um die Überwachung des Kanzlerhandys anzufordern. In der Regierungszentrale wächst die Nervosität. Jedem ist klar: Wenn die Amerikaner ein Handy Merksels überwachen, dann ist das eine politische Bombe.

Zunächst gibt Sicherheitsberaterin Rice Entwarnung. Am Freitagabend meldet sie sich im Kanzleramt und erklärt, Washington werde dementieren, wenn sich die Meldung verbreitet, das Kanzlertelefon würde angezapft – jedenfalls

verstehen die Deutschen die Botschaft so. Dasselbe wird Regierungssprecher Steffen Seibert von seinem Gegenüber Jay Carney versichert. Das Kanzleramt leitet diese Botschaft am späten Abend auch an den SPIEGEL weiter, unkommentiert, woraufhin in der Redaktion die Entscheidung fällt, zunächst weiterzuer recherchieren.

Die US-Stellen und die Bundesregierung haben dadurch Zeit gewonnen. Zeit, um einen Schlachtplan zu entwickeln, wie mit der tiefen Vertrauenskrise zwischen Amerika und Deutschland politisch umzugehen ist. Diese Vertrauenskrise ist bereits eingetreten, denn die Bundesregierung bezweifelt offenkundig die amerikanische Stellungnahme und gibt den deutschen Sicherheitsdiensten keine Entwarnung. Sie sollen weiter prüfen. Und wie sich später herausstellt, laufen trotz des Dementis von Sicherheitsberaterin Rice auch in den USA die Prüfungen weiter.

Über das Wochenende dreht sich der Wind.

Susan Rice meldet sich erneut bei Heusgen. Doch dieses Mal klingt ihre Stimme nicht so sicher. Rice muss einräumen, dass man nur aktuell und für die Zukunft ausschließen könne, dass amerikanische Geheimdienste ein Handy der Kanzlerin überwachen. Heusgen bittet um Details, aber er wird getröstet: Mitte der Woche würden die Chefberaterin des Präsidenten für Europa, Karen Donfried, und die Staatssekretärin für Europa und Eurasien im US-Außenministerium, Victoria Nuland, Heusgen weitere Auskünfte geben. Spätestens jetzt ist im Kanzleramt klar: Wenn sich die oberste Sicherheitsberaterin Obamas nicht mehr traut, eine mögliche Überwachung für die Vergangenheit auszuschließen – dann ist das so gut wie eine Bestätigung.

Damit ist die Katastrophe perfekt. Es geht nun nicht mehr allein darum, dass

die angeblichen Freunde ein Handy der Kanzlerin überwachen. Das ist schlimm genug. Die Regierung steht jetzt auch da wie eine Truppe von Amateuren, die den Versicherungen des großen Bruders geglaubt hat, als er diesen Sommer erklärte, es gebe keine Spähangriffe gegen Deutschland. Innenminister Hans-Peter Friedrich verstieg sich damals sogar zu dem Satz, alle Vorwürfe hätten sich in „Luft aufgelöst“.

Am Dienstagmorgen entscheidet sich die Kanzlerin für eine Offensive. Sie hat gesehen, wie hart der französische Präsident François Hollande reagierte, als der Verdacht aufkam, der US-Geheimdienst belausche flächendeckend französische

Der Fall Snowden ...

Anfang 2013

Beginn der NSA-Affäre

Der Computerspezialist Edward Snowden, Mitarbeiter von Booz Allen Hamilton, einer privaten Vertragsfirma der NSA auf Hawaii, nimmt Kontakt zur Dokumentarfilmerin Laura Poitras und zum Journalisten Glenn Greenwald auf. Um weltweite Abhörprogramme der NSA publik zu machen, kopiert er heimlich umfangreiche Unterlagen.

Mai 2013

Flug nach Hongkong

Snowden meldet sich krank und fliegt am 20. Mai nach Hongkong.

6. Juni 2013

Erste Publikationen

Der „Guardian“ publiziert erstmals Enthüllungen seines Informanten. Wenige Tage später outet sich Snowden in einer Videoaufzeichnung.

23. Juni 2013

Flug nach Moskau

Snowden, mittlerweile per Haftbefehl gesucht, fliegt nach Moskau, wo er zunächst im Transitbereich des Flughafens Scheremetjewo festsetzt.

1. August 2013

Asyl in Russland

Der Flüchtende nimmt das befristete Asylangebot Russlands an.



Edward Snowden

Staatsbürger. Hollande rief sofort Obama an und machte seinem Ärger Luft. Jetzt will auch Merkel Obama persönlich zur Rede stellen. Und zwar bevor sie Hollande beim nahenden EU-Gipfel in Brüssel trifft.

Merkel-Berater Heusgen meldet in Washington einen Anruf bei Obama an und lässt vorab wissen: Die Kanzlerin werde sich massiv beschweren und dies im Anschluss auch publik machen. Es geht nun auch um die politische Deutung einer der brisantesten Nachrichten des Jahres.

Am Mittwochnachmittag kommt das Gespräch mit Obama zustande. Merkel telefoniert von ihrem abhörsicheren Festnetzapparat in ihrem Büro im Kanzleramt. Die beiden sprechen englisch. Der Präsident erklärt, dass er von einer möglichen Abhöraktion nichts gewusst habe, andernfalls hätte er sie sofort gestoppt. Obama drückt Merkel sein tiefes Bedauern aus, entschuldigt sich. So erzählt man es jedenfalls im Kanzleramt.

Gegen 17.30 Uhr an diesem Mittwoch informiert Kanzleramtsminister Pofalla zwei Mitglieder des Parlamentarischen Kontrollgremiums, und zeitgleich geht die Regierung an die Öffentlichkeit. Sie meldet sich zuerst beim SPIEGEL und verschickt eine Erklärung, in der Merkel die mögliche Überwachung ihres Handys rügt. Regierungssprecher Seibert redet von einem „gravierenden Vertrauensbruch“. Unter Diplomaten gilt diese Wortwahl als höchste verbale Eskalationsstufe unter Alliierten.

Der Eklat belebt eine alte Frage neu: Sind die deutschen Sicherheitsbehörden

zu gutgläubig, was den Umgang mit den Amerikanern betrifft? Bisher hatten die Geheimdienste vor allem China und Russland im Blick, wenn es um Spionageabwehr ging. Für diese ist in Deutschland das Bundesamt für Verfassungsschutz zuständig.

Schon vor einem Jahr gab es zwischen der Behörde, dem Innenministerium und dem Kanzleramt eine Debatte, ob man den amerikanischen Agenten in Deutsch-

Geheimdienstdirektor James Clapper zu reden. Der Bundesnachrichtendienst erhielt den Auftrag, mit den US-Diensten ein „No-Spy-Abkommen“ auszuhandeln.

So täuschte Merks Regierung Betrug vor, während sie weitgehend im Dunkeln tappte. Tatsächlich verließ man sich im Wesentlichen auf die Versicherung der Amerikaner, dass sie nichts Böses im Schilde führten.

Den Deutschen fällt es schwer, der NSA auf die Schliche zu kommen.

land strenger auf die Finger schauen soll. Die Idee wurde dann aber verworfen, sie erschien politisch als zu heikel. Darf man Freunde überwachen? Das war damals die Kernfrage.

Doch die neuerlichen Enthüllungen zeichnen selbst für langgediente deutsche Geheimdienstmitarbeiter ein Bild überraschender Skrupellosigkeit. Gut möglich, dass demnächst der Auftrag an die Kölner Behörde ergeht, auch die Aktivitäten von CIA und NSA zu untersuchen.

Zumal die neuerliche Spähaffäre den Vorwurf befeuert, die Deutschen ließen sich von der NSA an der Nase herumführen. Von Anfang an betrieb die Bundesregierung die Aufklärung der Vorwürfe mit einer Mischung aus Naivität und Ignoranz.

Briefe mit besorgten Fragen wurden auf den Weg geschickt; eine Gruppe von Abteilungsleitern und Behördenchefs reiste nach Washington, um mit

Den deutschen Geheimdiensten fällt es allerdings auch schwer, dem Treiben der NSA auf die Schliche zu kommen. Hochrangige Regierungsvertreter räumen ein, dass die technischen Möglichkeiten der Amerikaner die der Deutschen in vielerlei Hinsicht überstiegen. Im Bundesamt für Verfassungsschutz hat nicht mal jeder Mitarbeiter einen internetfähigen Computer.

Nun aber will die Behörde ihre Fähigkeiten deutlich ausbauen, auch als Konsequenz aus der Handyaffäre. „Wir reden von einer grundlegenden Neuausrichtung der Spionageabwehr“, erklärt ein hochrangiger Sicherheitsbeamter. Das Personal der zuständigen BfV-Abteilung 4, in der derzeit mehr als hundert Mitarbeiter tätig sind, könnte nach den Vorstellungen der Amtsleitung verdoppelt werden. Ein Schwerpunkt der strategischen Überlegungen sind die Botschaftsgebäude in Berlin-Mitte. „Wir wissen nicht, auf wel-

... und wichtige Enthüllungen

Aufdeckung von Prism

Mit dem Überwachungsprogramm **Prism** hat die NSA direkten Zugriff auf die Kommunikationsinhalte der Kunden großer IT- und Internetunternehmen wie Google, Microsoft und Facebook.



US-Telefonüberwachung

Offenbar spähte die NSA Telefonverbindungsdaten von US-Bürgern auch ohne Gerichtsbeschluss ab.

G-20-Gipfel in London

Der britische Geheimdienst soll Handys und Computer ausländischer Politiker beim G-20-Gipfel 2009 in London ausgespäht haben.

Glasfasernetze

Unter dem Codenamen **Tempora** zapft der britische Geheimdienst die internationalen Glasfasernetze an und arbeitet dabei mit der NSA zusammen.

Abhören von Uno-Diplomaten

NSA-Dokumente zeigen, dass Videokonferenzen von Uno-Diplomaten überwacht werden können.

Ausspähung von EU-Einrichtungen

Nach SPIEGEL-Berichten späht die NSA die Vertretungen der EU in Washington und New York aus.

Aufdeckung von XKeyscore

Der SPIEGEL berichtet, die NSA habe deutschen Diensten Versionen ihrer Software **XKeyscore** zur Überwachung von Datenverkehr überlassen.



Smartphone-Zugriff

Auch auf die Daten in Android-, Apple- und BlackBerry-Smartphones kann der US-Geheimdienst nach SPIEGEL-Informationen zugreifen.

Französisches Außenministerium

Die NSA soll in das Computernetz des französischen Außenministeriums eingedrungen sein. Außerdem verfüge die NSA über Zugänge zum Netz des Zahlungsverkehr-Dienstleisters Swift.

Lauschangriff auf Mexikos Regierung

Die NSA hackt das E-Mail-Konto des damaligen Präsidenten Felipe Calderón. Später soll die NSA auch das Handy von Calderóns Amtsnachfolger Peña Nieto angezapft haben.

Überwachung von Staats- und Regierungschefs

Der „Guardian“ enthüllt, dass die NSA die Telefonanschlüsse von 35 Staats- und Regierungschefs überwachte.



chen Dächern derzeit Spionageanlagen installiert sind“, erklärt der Sicherheitsbeamte. „Das ist ein Problem.“

Als die Meldung von Merksels überwachtem Handy die Runde machte, übernahmen der Bundesnachrichtendienst und das Bundesamt für Sicherheit in der Informationstechnik die Prüfung. Auch dort blieb den Bediensteten in den vergangenen Monaten in heiklen Fällen nichts anderes übrig, als die Amerikaner zu fragen, ob sein kann, was eigentlich nicht sein darf.

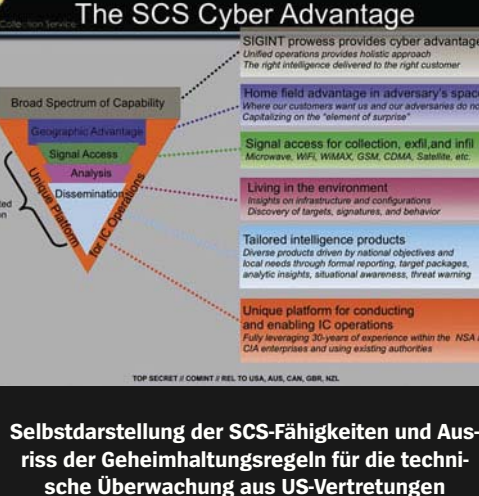
Was nun droht, ist eine Eiszeit in den deutsch-amerikanischen Beziehungen. Merksels Draht zu Obama war schon vor der Spähaffäre nicht besonders gut, die Kanzlerin hält den US-Präsidenten für überschätzt, für einen Politiker, der viel redet, wenig tut und zu allem Überfluss auch noch unzuverlässig ist.

Ein Beispiel war aus Berliner Sicht der Militäreinsatz in Libyen vor fast drei Jahren, den Obama zunächst abgelehnt hatte. Dann redete die damalige Außenministerin Hillary Clinton so lange auf ihn ein, bis er seine Meinung änderte – allerdings ohne die Verbündeten zu konsultieren. In Berlin sah man das als Beleg für Obamas Wankelmüt. Es habe sich gezeigt, wie wenig sich der US-Präsident um die Befindlichkeiten der Verbündeten kümmere.

Merkel nervt auch, dass aus Washington regelmäßige Rat schläge kommen, wie die Euro-Krise zu lösen sei. Von dem Land, in dem der Kollaps des Weltfinanzsystems seinen Ausgang nahm, will sich Merkel nicht belehren lassen. Umgekehrt sind die Amerikaner seit Jahren verärgert darüber, dass Deutschland nicht bereit ist, mehr für die Ankurbelung der Weltkonjunktur zu tun.

Nun fühlt sich Merkel auch noch hinter Licht geführt. Das Kanzleramt will jetzt noch einmal alle Versicherungen der US-Geheimdienste überprüfen, die belegen sollen, dass sie sich an Recht und Gesetz halten.

Das Kanzleramt hält es inzwischen sogar für möglich, dass das dringend erwünschte transatlantische Freihandelsabkommen scheitert, sollte die Aufklärung der NSA-Affäre nicht vom Fleck kommen. Nach den jüngsten Enthüllungen sind 58 Prozent der Deutschen dafür, die laufenden Gespräche erst einmal zu unterbrechen, 28 Prozent sind dagegen. Die bayerische Wirtschaftsministerin Ilse Aigner (CSU) sagt: „Wir sollten die Ver-



Selbstdarstellung der SCS-Fähigkeiten und Aus-riss der Geheimhaltungsregeln für die techni-sche Überwachung aus US-Vertretungen

Classification / Declassification Guide 356-01 STATEROOM Guide				
(S//SI//REL) This guide provides classification of facts concerning covert SIGINT collection from Diplomatic facilities overseas (STATEROOM sites).				
Information	Classification Markings*	Reason**	Remarks	Declass/Exempt**
1. GENERAL INFORMATION				
1.a (U) Coverterms or ECI names, such as STATEROOM, standing alone.	UNCLASSIFIED		(U//FOUO) Association of the coverterm STATEROOM with intelligence or SIGINT is U//FOUO. However, additional details could result in the need for classification.	
1.b (S//REL) The terms "Special Collection Service" (SCS) or Communications Systems Support Group (CSSG), when not associated with NSA, CIA, or an intelligence mission.	UNCLASSIFIED		(U) Any association with an intelligence agency or mission is SECRET.	
1.c (U) SCS program and budget data.	SECRET			
7. GLOSSARY				
(S//SI//REL) STATEROOM sites	STATEROOM sites are covert SIGINT collection sites located in diplomatic facilities abroad. SIGINT agencies hosting such sites include SCS (at U.S. Diplomatic facilities), Government Communications headquarters or GCHQ (at British diplomatic facilities), Communication Security Establishments or CSE (at Canadian diplomatic facilities), and Defense Signals Directorate or DSD (at Australian diplomatic facilities). These sites are small in size and in number of personnel staffing them. They are covert, and their true mission is not known by the majority of the diplomatic staff at the facility where they are assigned.			
(C//REL) Concealed collection system	Collection equipment whose location on a building is concealed so as not to reveal a SIGINT activity. For example, antennas are sometimes hidden in false architectural features or roof maintenance sheds.			
(S//SI//REL) Mock site	A typical SCS site set up at SCS HQS primarily for demonstration purposes, but which is incidentally used for processing SIGINT collected overseas and forwarded back via the SCS wide area network.			
(U) Diplomatic facilities or Embassies or Consulates.				

handlungen für ein Freihandelsabkommen mit den USA auf Eis legen, bis die Vorwürfe gegen die NSA geklärt sind.“

Die scheidende Justizministerin Sabine Leutheusser-Schnarrenberger (FDP) nahm die Handy-Affäre zum Anlass, ihrem amerikanischen Kollegen Eric Holder ins Gewissen zu reden. „Die Bürgerinnen und Bürger erwarten zu Recht, dass auch amerikanische Institutionen die deutschen Gesetze einhalten. Leider sprechen viele Anzeichen dagegen“, schrieb die Liberale am vergangenen Donnerstag in einem Brief an den amerikanischen Justizminister.

Auch beim EU-Gipfel in Brüssel am vergangenen Donnerstag waren die Staats- und Regierungschefs schnell bei den Spähattacken der Amerikaner. Es war Frankreichs Präsident Hollande, der das Thema beim Abendessen ansprach. Er wolle Geheimdienste gewiss nicht dämonisieren, sagte Hollande. Aber so gehe es schlicht nicht weiter, zu eklatant sei

der millionenfache Rechtsbruch der Amerikaner.

Hollande drängte auf einen Verhaltenskodex unter Geheimdiensten. Unterstützung erhielt er dabei von Kanzlerin Merkel. Doch bald schlichen sich Zweifel in die Runde: Müsse Europa sich in Sachen Spionage nicht auch an die eigene Nase fassen? Wer wisse schon, ob nicht bald ein deutscher, französischer oder britischer Edward Snowden schmutzige Geheimdienstoperationen aufdecke? Großbritanniens Premier David Cameron rechnete vor, wie viele Terrorattacken durch erfolgreiche Spionagetätigkeit verhindert worden seien. Und sei es erwiesen, dass US-Präsident Obama genau wisse, was seine Dienste trieben? Plötzlich waberte so etwas wie Verständnis durch die Runde.

Da wurde es Hollande zu bunt: Nein, Ausspähung in so einer Größenordnung, immerhin angeblich mehr als 70 Millionen Telefonate binnen eines Monats allein in Frankreich, das traue sich kein anderes Land – nur die USA. Der Zwischenruf zeigte Wirkung. Nach knapp drei Stunden einigten sich die EU-Staaten auf eine Erklärung, die man als deutliche Missbilligung der Amerikaner lesen kann.

Merkel will sich nun aber nicht mehr allein auf Deklarationen verlassen. In dieser Woche wird Günter Heiß nach Washington reisen, der im Kanzleramt für die Dienste zuständige Top-Beamte. Heiß will von den Amerikanern endlich die

Zusage für einen Vertrag, der gegenseitiges Abhören ausschließt. Dieses „No-Spy-Abkommen“ hatte die deutsche Seite zwar schon im Sommer angekündigt, die US-Regierung hat bislang allerdings wenig Neigung gezeigt, sich ernsthaft darauf einzulassen.

Aber natürlich geht es auch um das Handy der Kanzlerin. Denn trotz des ganzen Ärgers: Auf ihre alte Telefonnummer mochte die Kanzlerin bis zum Ende der vergangenen Woche nicht verzichten. Sie telefonierte mit ihr weiter und verschickte SMS. Nur für besonders delicate Gespräche stieg sie auf eine sichere Leitung um.

JACOB APPELBAUM, NIKOLAUS BLOME, HUBERT GUDE, RALF NEUKIRCH, RENÉ PFISTER, LAURA POITRAS, MARCEL ROSENBAUGH, JÖRG SCHINDLER, GREGOR PETER SCHMITZ, HOLGER STARK



Video-Chronik: Von #Neuland bis #Merkelphone

spiegel.de/app442013nsa oder in der App DER SPIEGEL

Wir sind das **GE** in **GE**nerationswechsel,

weil viele unserer Technologien die Energiewende erst möglich machen.

Wir haben nicht die eine Lösung für die Anforderungen der Energiewende – wir haben viele! Mit Windenergieanlagen, Biogasgeneratoren und vielem mehr helfen wir Deutschland, die Energiewende zu meistern. Zum Beispiel in Salzbergen/Niedersachsen, wo wir Windenergieanlagen für ganz Europa bauen.

Wir machen Deutschland nachhaltiger: www.ge.com/de

Wir sind das **GE** in **GE**rmany.



GE

EUROPA

Muttis neuer Liebling

In ihrer dritten Amtszeit will Angela Merkel zur Kanzlerin Europas werden – und ein Stück nach links rücken. Ihr geheimer Verbündeter: EU-Parlamentspräsident Martin Schulz (SPD).

Es war beim Abendessen im Brüsseler Ratsgebäude, das Dessert wurde gerade serviert, als Angela Merkel kurz vor Mitternacht tat, was Europas Regierungschefs seit Monaten von ihr fordern: Führungswillen zeigen. Die Euro-Länder müssten wettbewerbsfähiger werden, verlangte die Kanzlerin. Die bisherigen Kontrollen der EU-Kommission reichten nicht aus, es müsse „eine härtere Verbindlichkeit“ geben. Die „soziale Dimension“ dürfe aber auch nicht außer Acht gelassen werden, befand die CDU-Chefin. Europa benötige einen „qualitativen Sprung“.

Merkel ist entschlossen, in ihrer dritten Amtszeit zur Kanzlerin Europas zu werden. Bei der jüngsten Wahl haben ihr die Deutschen mehr Stimmen gegeben als je-

mals zuvor, sie gilt als „die wichtigste Politikerin des Kontinents“ („Economist“), und sie wird bald in einer Koalition mit der zweitgrößten Partei Deutschlands regieren. Eine günstige Ausgangsposition, davon ist Merkel überzeugt, um jenes Projekt voranzutreiben, das ihr politisches Vermächtnis werden soll: die Reform der Europäischen Union.

Zwar ist die Gefahr, dass die Gemeinschaftswährung rasch auseinanderbricht, vorerst gebannt, und auch die Konjunktur in der Euro-Zone zeigt erstmals seit langem wieder Lebenszeichen. Doch Merkel weiß, dass die Krise jederzeit wieder aufflammen kann. Von Frankreich bis Italien haben Euro-skeptische Parteien Zulauf, die Reformen in vielen Schuldenländern stocken, die Banken zögern mit Krediten.

Die Kanzlerin bereitet deshalb eine europäische Reformoffensive vor (SPIEGEL 43/2013), und sie weiß auch schon, wie sich das Vorhaben durchsetzen lässt: Gemeinsam mit den wahrscheinlichen neuen Koalitionspartnern von der SPD will sie ihrer Europapolitik einen sozialen Anstrich geben. Von Programmen gegen Jugendarbeitslosigkeit und Steuerflucht ist die Rede und einem eigenen Euro-Zonen-Budget zur Wachstumsförderung. Im Gegenzug soll Brüssel mehr Rechte bekommen, um Finanz- und Wirtschaftspolitik der Mitgliedsländer zu kontrollieren.

Geld gegen Reform: Ihre umstrittene Doktrin will Merkel künftig in einer sozialdemokratischen Variante weiterführen, für die im Kanzleramt auch schon der wichtigste Verbündete ausgeguckt ist. Merkel will ihr Vorhaben im Duo mit EU-Parlamentspräsident Martin Schulz durchsetzen, der nicht nur die SPD-Delegation für die Koalitionsverhandlungen zur Europapolitik anführt, sondern schon seine nächsten Karriereschritte im Blick hat: Zunächst will er Spitzenkandidat der Sozialisten für die Europawahlen im Mai werden. Danach greift er, sofern er genügend Stimmen zusammenbekommt, nach dem Posten des mächtigen Brüsseler Kommissionspräsidenten.



Politiker Schulz, Merkel

JOHN THYS / AFP

Merkel würde endlich den einst von ihr protegierten, nun aber ungeliebten Amtsinhaber José Manuel Barroso los. Zugleich könnte sie im Tandem mit Schulz Reformen für Wachstum und Wettbewerb auf den Weg bringen.

Das ist dringend geboten, so wie bisher kann es in Europa nicht weitergehen, machte Merkels Europaberater Nikolaus Meyer-Landrut Anfang Oktober auf einem Vorbereitungstreffen zum Gipfel in Brüssel deutlich. Dabei präsentierte ein Vertreter der Europäischen Zentralbank gleich eine ganze Serie von Grafiken, nach denen zahlreiche EU-Länder in den vergangenen sieben Jahren an Konkurrenzfähigkeit eingebüßt haben.

Ausgerechnet Krisenstaaten wie Griechenland, Zypern und Portugal zählen zu den Verlierern, dagegen stieg Deutschland im gleichen Zeitraum von Rang acht auf Platz vier auf, gleich hinter der Schweiz, Singapur und Finnland (siehe Grafik).

Wie sehr die Regierungen vieler Euro-Länder in Verzug geraten sind, belegt eine weitere Zahl. Insgesamt 131 Empfehlungen an die Mitgliedsstaaten der Währungsunion sind vergangenes Jahr beschlossen worden. Mit den Maßnahmen sollten die Länder für mehr wirtschaftliche Dynamik sorgen. Doch das ist kaum gelungen, wie EZB-Direktor Jörg Asmussen bei einem Treffen von Spitzenbeamten der Mitgliedsländer Anfang Juni kritisierte. Nur ein Bruchteil der Verabredungen sei tatsächlich in Kraft gesetzt.

„Im letzten Jahr sind nur zehn Prozent der länderspezifischen Empfehlungen der EU-Kommission umgesetzt worden“, wettet er jetzt auch öffentlich. Die EU-Kommission verteidigt hingegen das bestehende System. „Es funktioniert“, sagt Währungskommissar Olli Rehn. Die Euro-Zone habe „eine beispiellose Vertiefung der wirtschaftlichen Integration“ erreicht. „In den vergangenen drei Jahren haben wir einen Quantensprung hin zu mehr wirtschaftspolitischer Koordination unternommen.“

Bundesregierung und EZB sehen das anders. Die mangelnde Umsetzung zeige, so Asmussen, „dass die im Prinzip richtigen Verfahren der wirtschaftspolitischen Koordinierung in Europa nicht richtig funktionieren“. Das Defizit bei Reformen liege nicht in der Erkenntnis, sondern in der Umsetzung. „Es macht wenig Sinn, ständig neue Verfahren zur wirtschaftspolitischen Koordinierung zu erfinden, wenn die bestehenden nicht angewendet werden.“ Europa brauche mehr Abstimmung, die aber besser umgesetzt wird.

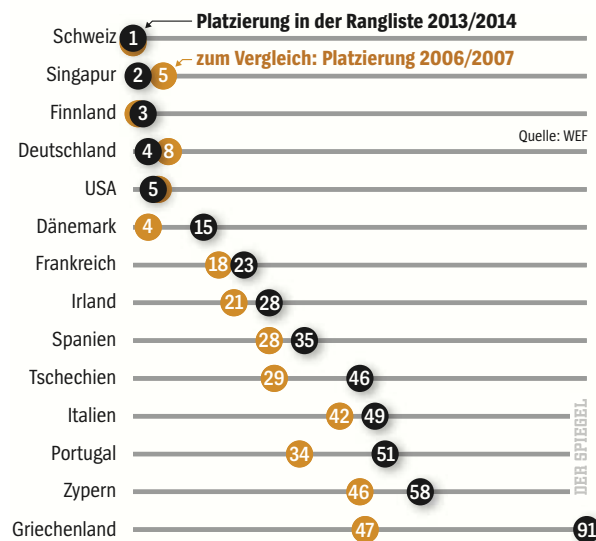
Deshalb will Kanzlerin Merkel die Anpassungsbereitschaft der Länder nun mit zusätzlichem Geld fördern. Bereits im

vergangenen Mai legte sie gemeinsam mit Frankreichs Staatspräsident François Hollande einen entsprechenden Vorschlag vor. Länder, die sich vertraglich zu weitreichenden Programmen verpflichtet haben, sollen mit frischem Geld aus einem neuen Topf geködert werden.

Unter Hochdruck arbeiten die Beamten des Bundesfinanzministeriums derzeit daran, wie der neue „Solidaritätsmechanismus“ funktionieren könnte. Zum einen sollen die Hilfszahlungen an harsche Bedingungen geknüpft sein, zum anderen sollen sie „limitiert und degres-

Der Süden fällt zurück

Globale Wettbewerbsfähigkeit im Ländervergleich



siv“ ausgestaltet werden. Im Klartext: Mit fortschreitendem Reformerfolg fallen die Überweisungen geringer aus.

Um an das nötige Geld für den neuen Fonds zu kommen, ziehen die Experten zwei Quellen in Betracht. Die Einnahmen der geplanten Finanztransaktionssteuer könnten nach Brüssel fließen, aber auch Anteile aus Eigenmitteln der EU könnten abgezweigt werden.

Eine Entscheidung darüber ist noch nicht gefallen, genauso wenig wie über die Höhe des neuen Geldtopfes. Die Finanzministerialen sind sich aber bewusst, dass sie weitreichende Beschlüsse vorbereiten, an deren Ende ein eigener Haushalt für die Euro-Zone steht. Lange war das für Merkel ein Tabu. Nun soll es fallen, nicht zuletzt, um die SPD in den anstehenden Koalitionsverhandlungen gefügig zu stimmen.

Auch in vielen anderen Fragen sind die beiden Lager der künftigen Großkoalition längst auf Kompromisskurs, wie ihre Positionspapiere für den Bündnispoker ausweisen. Zwar ist im SPD-Konzept der Autoren Peter Friedrich und Axel Schäfer, beides ausgewiesene Europakenner, noch von einer europäischen „Teilvergemeinschaftung der Staatsschulden“ die Rede,

und im entsprechenden Unionspapier heißt es: „Wir sind gegen die gemeinsame Haftung von Staatsschulden – seien es Alt- oder Neuschulden.“

Doch die SPD ist längst bereit, ihre Forderung nach Euro-Bonds oder einem Schuldentilgungsfonds fallen zu lassen, wenn sie dafür an anderer Stelle etwas herauschlagen kann. So verlangt die SPD „Maßnahmen zur Bekämpfung von Steuerumgehung und -unterbietung“, ein „europäisches Investitionsprogramm in Bildung, Forschung und Infrastruktur“ sowie einen „Wachstumsfonds“, der „durch eine Einlage der EZB mit Grundkapital versehen“ werden soll. Das klingt kaum anders als das Unionspapier, das ebenfalls Vorhaben zur Förderung von Wachstum und Beschäftigung ankündigt sowie „die möglichst rasche Einführung einer Finanztransaktionssteuer“.

Die Linie der neuen Berliner Regierung ist absehbar: Keine Euro-Bonds, aber mehr Geld für Wachstumsprogramme und zusätzliche Kontrollrechte für Brüssel.

Um den neuen Kurs durchzusetzen, hat sich Merkel, in den eigenen Reihen gern Mutti genannt, mit EU-Parlamentspräsident Schulz einen neuen Liebling auserkoren. Der SPD-Politiker sagt zwar öffentlich: „Angela Merkel ist nicht meine beste Freundin.“ Doch wenn die Mikrofone ausgeschaltet sind, sprechen die beiden voller Hochachtung voneinander.

Schulz trifft die Kanzlerin regelmäßig in Berlin, sie tauschen SMS-Botschaften aus und schmieden Kompromisse, zuletzt beim Nachtragshaushalt für die EU. Beide sind dagegen, alles auf EU-Ebene zu regeln, auch über den Weg zu einer stärkeren Währungs- und Wirtschaftsunion sind sie sich weitgehend einig.

Am vergangenen Mittwoch traf Schulz in Berlin Finanzminister Wolfgang Schäuble. Der CDU-Politiker plädierte dafür, die wirtschaftspolitische Zusammenarbeit der Euro-Länder voranzutreiben und dafür den Lissabon-Vertrag zu ändern. Schäuble will der EU-Kommission mehr Macht geben und einen europäischen Finanzminister ernennen, der in nationale Haushaltsbeschlüsse eingreifen darf. Gleichzeitig soll ein Euro-Parlament entstehen, in dem die Europa-abgeordneten aus den Ländern der Währungsunion zusammen mit nationalen Parlamentariern die Entscheidungen der EU-Kommission überwachen. Vorteil des Verfahrens: Es müsste keinen zeitraubenden Verfassungskonvent geben, Volksabstimmungen wären unnötig, eine Regierungskonferenz würde ausreichen.

Schulz wäre für die Große Koalition ein wichtiges Bindeglied. Mit SPD-Chef



UNSERE AUFSTELLUNG FÜR IHREN ERFOLG:

SUPPLY CHAIN-LÖSUNGEN VON HERMES FÜR DEN HANDEL.

Unser Kader ist auf jeder Position bestens besetzt. So garantieren wir Ihnen ein optimal funktionierendes Supply Chain-Management. Und zwar von der Produktbeschaffung bis zur Zustellung an Ihre Kunden.

Mehr Informationen erhalten Sie auf www.hermesworld.com/team.

www.hermesworld.com

Hermes

Sigmar Gabriel ist er eng befreundet, aber auch in Europa kann Merkel ihn gut gebrauchen. Die Wahl zum Europaparlament im nächsten Jahr wird die erste sein, die nach den Bedingungen des Lissabon-Vertrags abgehalten wird. Demzufolge muss ihr Ergebnis bei der Nominierung des Kommissionspräsidenten von den 28 Regierungschefs der Mitgliedstaaten berücksichtigt werden.

Der 57-Jährige hat gute Chancen auf das Amt, denn er hat in der Vergangenheit fleißig Verbündete gesammelt. Im Europaparlament und im Europäischen Rat rechnet er mit einer breiten Unterstützung, weit über die Reihen der eigenen sozialdemokratischen Parteienfamilie hinaus.

Merkel weiß das, und sie könnte gut mit einem Kommissionspräsidenten Martin Schulz leben, nicht zuletzt weil der SPD-Politiker das Vertrauen des französischen Staatspräsidenten François Hollande genießt. So könnte der stotternde deutsch-französische Motor wieder zum Laufen gebracht werden.

Merkel hat nur ein Problem: Als CDU-Vorsitzende kann sie den SPD-Mann Schulz nicht offen unterstützen. In den Europawahlkampf werden die beiden künftigen Koalitionspartner Union und SPD daher getrennt ziehen.

Dennoch ist Merkel bemüht, keine unnötigen Fronten mit dem Sozialdemokraten aufzubauen. Vergangenen Donnerstag trafen sich die Spitzen der konservativen Europäischen Volkspartei, um über die bevorstehende Europawahl zu beraten. Viele plädierten dafür, einen eigenen konservativen Spitzenkandidaten gegen Schulz ins Rennen zu schicken. Merkel dagegen äußerte gemeinsam mit EU-Ratspräsident Herman Van Rompuy große Bedenken. Sie will sich offenhalten, wer nach der Wahl ihr Favorit für den einflussreichen Kommissionsposten ist – vielleicht sogar der SPD-Politiker Schulz?

Sicher ist, dass Angela Merkel die Hilfe deutscher Sozialdemokraten gut gebrauchen kann, wenn sie ihre Agenda in Europa durchsetzen will. Beim EU-Gipfel in der vergangenen Woche debattierten die Regierungschefs mehr als eine Stunde lang, welche ökonomischen und sozialen Kriterien bei den geplanten Wettbewerbsverträgen eine Rolle spielen sollen.

Vielen Politikern aus der europäischen Linken aber passt die ganze Richtung nicht, wie etwa der österreichische Bundeskanzler Werner Faymann deutlich machte. „Nur weil eine Belohnung in Aussicht steht“, schimpfte der Sozialdemokrat, „wird das österreichische Parlament keinem Knebelvertrag zustimmen.“

PETER MÜLLER, CHRISTOPH PAULY,
CHRISTIAN REIERMANN, MICHAEL SAUGA,
CHRISTOPH SCHULT

**3x manager magazin für nur € 16,90 testen
und Reisetaschen-Set sichern.**



GRATIS

33% sparen!

Wirtschaft aus erster Hand

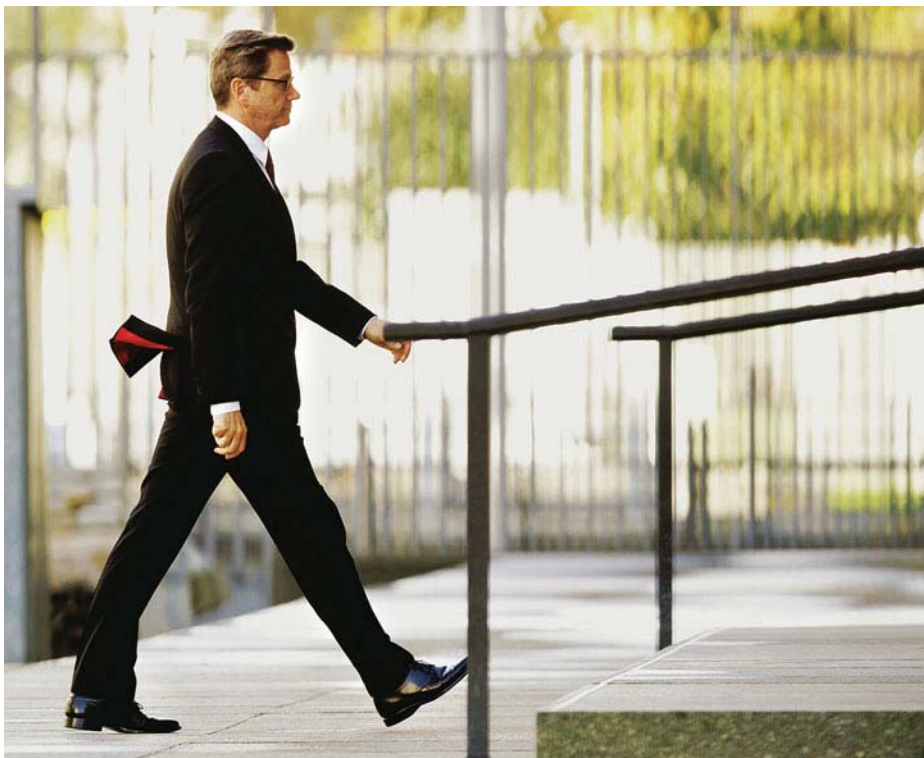
manager
magazin

++ Jetzt testen ++ Jetzt testen ++ Jetzt testen ++ Jetzt testen

Telefon:
040 3007-3400

Online:
www.manager-magazin.de/test

MM13-528



Ressortchef Westerwelle

Ansehen des Ministeriums demontiert

MINISTERIEN

Auf dem Grabbeltisch

Die Leitung des Auswärtigen Amts galt früher als prestigeträchtigster Ministerposten. Heute drücken sich die Berliner Politiker vor dem Job.

Konrad Adenauer hatte nie den geringsten Zweifel am Stellenwert der Außenpolitik. „Innenpolitik ohne eine Außenpolitik, die uns das Leben doch verbürgt, ist ja überhaupt nicht möglich“, sagte der erste Kanzler der Bundesrepublik, der vier Jahre lang, von 1951 bis 1955, sein eigener Außenminister war. Er wollte das wichtigste Ressort niemand anderem überlassen. „Die Außenpolitik hat den Vorrang, noch auf lange Zeit“, sagte Adenauer.

Es sieht so aus, als sei die lange Zeit an ihr Ende gekommen. Bei den in der vergangenen Woche begonnenen Gesprächen zwischen Union und SPD kann von einem Vorrang der Außenpolitik keine Rede sein. Das gilt erst recht für die seit je interessanteste Frage aller Koalitionsverhandlungen: Wer bekommt welchen Posten?

Früher galt es als Privileg, Außenminister zu werden. Heute heißt die bange Frage, wer es machen muss. Das Auswärtige Amt liegt auf dem Grabbeltisch der Ko-

alitionsverhandlungen. Es ist zur Ramschware verkommen.

Dabei war das Amt seit den sechziger Jahren das erste Ressort, das die kleinere Partei in Koalitionen für sich reklamierte. Die Außenminister waren, von kurzen Phasen abgesehen, in Regierungsbündnissen zumeist Vizekanzler und damit die wichtigsten Gegenspieler des Regierungschefs.

Willy Brandt glänzte fast drei Jahre lang als Außenminister einer Großen Koalition, bevor er selbst Bundeskanzler wurde. Hans-Dietrich Genscher war sagenhafte 18 Jahre im Amt und überlebte sogar einen Koalitionswechsel. Joschka Fischer beanspruchte selbstverständlich das Außenministerium, nachdem Rot-Grün 1998 die Bundestagswahl gewonnen hatte.

Dann kam Guido Westerwelle. Auch er wählte nach dem Erfolg der FDP im Jahr 2009 das prestigeträchtige Auswärtige Amt. Er sorgte in seinen ersten beiden Amtsjahren durch viele Fehler dafür, dass das Ansehen des Ministeriums demontiert wurde. „Der schwache Außenminister hat dazu beigetragen, dass sich die Machtverhältnisse in der Regierung zu Lasten des Auswärtigen Amts verschoben haben“, sagt Eberhard Sandschneider, der Forschungsdirektor der Deutschen Gesellschaft für Auswärtige Politik. Heute gilt das Finanzministerium als begehrteste Trophäe im Berliner Regierungsbetrieb.

Wegen dieses Bedeutungsverlustes wollen die beiden Politiker, die am besten für das Amt des Außenministers gerüstet wären, es nicht haben. Wolfgang Schäuble gefällt es im Finanzministerium. Er hat

kein Interesse an einem Wechsel, bei dem er im Kabinett an Bedeutung verlieren würde.

Frank-Walter Steinmeier, der unter Angela Merkel bereits vier Jahre lang Außenminister war, möchte lieber an der Spitze der SPD-Fraktion bleiben. Steinmeier hat Spaß an der Macht gefunden. Die hat ein Außenminister nur noch begrenzt.

Auch andere wichtige SPD-Politiker rennen Richtung Ausgang, wenn irgendjemand das Wort „Außenminister“ ruft. Parteichef Sigmar Gabriel interessiert sich für den Posten nicht. Er will nicht in Asien oder Afrika unterwegs sein, wenn seine Partei sich in Berlin zerlegt. Fraktionsgeschäftsführer Thomas Oppermann zieht es ins Innenministerium. So haben sich die Zeiten seit Adenauer geändert.

Dabei brauchte das Amt einen starken Minister so dringend wie nie zuvor. Schon vor Westerwelle gab es schwache Außenminister. Sein Parteifreund Klaus Kinkel, von Helmut Kohl als „Außen-Klaus“ verspottet, galt in den neunziger Jahren als Fehlbesetzung. Aber damals war das Ministerium bedeutend genug, um Schwächephasen unbeschadet zu überstehen.

Das ist heute anders. Im Auswärtigen Amt war man wenig erfreut darüber, dass das Thema Europapolitik bei den Koalitionsverhandlungen in einer Untergruppe der Arbeitsgruppe Finanzen behandelt wird. „Wir haben alle gestöhnt, als wir das erfahren haben“, sagt ein hochrangiger Diplomat.

Nicht nur die thematische Beschneidung ihres Ministeriums macht den Beamten zu schaffen. Sie bekümmert vor allem, dass der nach Merkel wichtigste Mann der deutschen Außenpolitik in der Regierungszentrale und nicht im Auswärtigen Amt sitzt. Er heißt Christoph Heusgen und ist außenpolitischer Berater Angela Merkels. Nur ein selbstbewusster Außenminister hätte eine Chance, sich gegen Heusgen zu behaupten.

Wie das geht, hat Joschka Fischer gezeigt. Der sprach seinerzeit vom ehrgeizigen Kanzlerberater Michael Steiner nur als „dem Beamten“, von dem er sich nicht auf die Schuhspitzen pinkeln lasse. Nach so einem Minister sehnen sich die Diplomaten.

Rettung verheißt allein eine Frau: Ursula von der Leyen ist das einzige prominente Kabinettsmitglied, dem Ambitionen auf das Außenministerium nachgesagt werden. Auch für sie wäre das Ministerium nur eine Zwischenstation. Die CDU-Politikerin will sich international profilieren, um ihre Chancen zu erhöhen, dereinst die Kanzlerin zu beerben.

RALF NEUKIRCH

SOZIALDEMOKRATEN

Auf der Streichliste

Entgegen der allgemeinen Erwartung ist die SPD bereit, in einer Großen Koalition auf das Finanzministerium zu verzichten. Parteichef Gabriel sichert damit seine Machtposition ab.

Eigentlich hätte er schon lange in der Leitung sein sollen, aber Sigmar Gabriel fehlt; er lässt sie alle warten, er kann es sich gerade erlauben.

Es ist 20 Uhr am vergangenen Montag, die mächtigen Landesvorsitzenden und der Parteivorstand haben sich zur Telefonkonferenz versammelt, auf der Tagesordnung stehen die Koalitionsverhandlungen. Es geht um die Liste der SPD-Politiker, die der Kommission für die Verhandlungen mit der Union angehören sollen. Eine schwierige Sache, irgendjemand fühlt sich immer benachteiligt. Doch Gabriel ist noch immer nicht zugeschaltet.

„Komm, Andrea, fang du an“, sagt ein SPD-Mann zu Generalsekretärin Andrea Nahles. Als sie für den Chef die Namen verliest, schaltet sich auch Gabriel dazu. Er hört gerade noch die Kritik an der Liste: „Da ist kein Sachse vertreten“, klagt Mecklenburg-Vorpommerns Ministerprä-

sident Erwin Sellering. „Jetzt ist aber mal gut“, ruft Gabriel dazwischen, „das bleibt alles so.“

Es ist das Muster dieser Wochen geworden: Sigmar Gabriel ist der unbestrittene Chef in der SPD, er ist der Mann für die Machtworte geworden, er trifft die Entscheidungen.

Gabriel will die SPD geradewegs in die Große Koalition führen. Er macht es geschickt, denn er schreitet zielstrebig voran, ohne zielstrebig zu wirken. Im ersten Schritt hat er eine Personaldebatte verhindert, die auch ihm hätte gefährlich werden können. Jetzt gilt es für ihn, seine Position zu verteidigen.

Nach außen schottet sich Gabriel mehr denn je ab, hinter den Kulissen verfolgt er geradlinig einen Plan. Denn anders als in der Öffentlichkeit behauptet, hat Gabriel bereits vor Augen, wie ein Kabinett mit SPD-Beteiligung aussehen könnte.

Der wichtigste Teil dabei: Gabriel hat sich von der Idee verabschiedet, dass die SPD in einer Koalition mit der Union unbedingt das Finanzministerium besetzen muss. Das Budgetressort ist auf die Streichliste geraten.

Dabei verbindet die SPD der Nachkriegsjahre eine Tradition starker Finanzminister, von Karl Schiller über Helmut Schmidt bis Hans Eichel. Unvergessen ist zuletzt das Bild von Peer Steinbrück 2008, als er zusammen mit Kanzlerin Angela Merkel für die Sparguthaben der Bevölkerung einstand. Aber sozialdemokratische Traditionsbestände scheinen in der aktuellen Lage zweitrangig.

Im Gegenteil: Mehr und mehr ist der Parteichef überzeugt davon, dass auch eine Regierungsbeteiligung ohne das inzwischen prestigeträchtigste Ressort neben dem Kanzleramt Sinn machen kann. So glaubt er sich dauerhaft die Macht in seiner Partei zu sichern. Gabriel selbst hat kein Interesse am Finanzministerium, er sieht sich als Macher und nicht als Zahlenjongleur, der zudem den Fährnissen der Konjunktur ausgesetzt wäre. Viel sinnvoller erscheint ihm, der Kanzlerin den Kassenwart zu überlassen. Und dafür einen hohen Preis zu fordern.

In internen Sitzungen hält sich Gabriel in diesen Tagen bedeckt, wenn es um die Ministeriumswünsche der SPD geht. So war es auch am vergangenen Montag in der Bundestagsfraktion im vierten Stock



Unterhändler Steinmeier, Gabriel, Kraft

IMAGO

Genossen und Finanzen

Finanzminister der SPD

Karl Schiller



Helmut Schmidt



Hans Eichel



Peer Steinbrück



Alex Möller ■■■
Okt. 1969 bis Mai 1971

Helmut Schmidt ■■■
Juli 1972 bis Mai 1974

Hans Matthöfer ■■■
Febr. 1978 bis April 1982

Oskar Lafontaine ■■■
Okt. 1998 bis März 1999

Peer Steinbrück ■■■
Nov. 2005 bis Okt. 2009

Karl Schiller ■■■
Mai 1971 bis Juli 1972

Hans Apel ■■■
Mai 1974 bis Febr. 1978

Manfred Lahnstein ■■■
April 1982 bis Okt. 1982

Hans Eichel ■■■
April 1999 bis Nov. 2005

Regierungsparteien
■ SPD ■ CDU/CSU
■ FDP ■ Grüne

ULLSTEIN-AP; JUPP DARCHINGER; STEFAN M. ROTHER; MARC-STEFFEN UNGER

des Reichstagsgebäudes. „Wir wären ja verrückt, wenn wir jetzt die Posten verteilen würden“, schnitt er Fragen nach der Postenverteilung rigoros ab. „Das würde keiner verstehen.“ Die Debatte war beendet.

Selbst im kleinen Kreis schweigt Gabriel. Auf keinen Fall will er den Eindruck erwecken, die Besetzung irgendwelcher Posten habe Priorität. Auch in der engeren Parteiführung, der sogenannten Montagsrunde, ist das Thema bisher tabu. „Wenn einer etwas sagen würde, könnte man das als Vorentscheidung werten“, heißt es in der SPD-Führung, „deshalb halten alle den Mund.“

Und so schweigen sich die Spitzenkräfte der SPD in der wichtigsten strategischen Frage dieser Wochen eisern an. Keiner weiß genau, welche Pläne sein Mitgenosse für die Koalition verfolgt.

Nur so viel scheint sicher: Gabriel wird nicht darauf bestehen, dass die SPD das Finanzministerium besetzen muss. Gelegentlich versuchen Parteifreunde Gabriel von seinem Weg abzubringen, doch jede Initiative prallte bisher ab. Seit Wochen schauen Genossen aller Flügel, aus Bund und Ländern, bei ihm vorbei, um ihn umzustimmen. Sie verweisen auf die Bedeutung des Veto-Rechts eines Finanzministers gegen die Kanzlerin – ohne Erfolg.

Gabriel kann ihre Argumente leicht abfedern: In der SPD drängt sich niemand für das Amt auf. Die, die es könnten, wollen es nicht. Und die, die es wollen, haben nicht das entsprechende Format. Für allfällige Interessenten hat das Amt zudem an Attraktivität verloren, nachdem mit der Union kaum noch Steuererhöhungen durchsetzbar sind.

Statt Geld zu verteilen, müsste ein SPD-Minister vor allem Ausgabeposten zusammenstreichen, den Bundesländern Mittel überlassen und die Schuldenbremse einhalten. Wer will das schon? In der Unionspitze wird zudem das angebliche Zitat eines SPD-Führungsmanns herumgereicht: „Soll sich doch Schäuble mit Frau Kraft herumschlagen.“

Hinzu kommt ein strategischer Grund. Sigmar Gabriel hat kein gesteigertes Interesse daran, einen starken Finanzminister aus den eigenen Reihen als wichtigsten Mann zwischen Merkel und sich zu installieren. So würde auf Gabriels der-

zeitiges Licht automatisch Schatten fallen. So beschwingt, wie Gabriel in diesen Wochen seine Machtfülle genießt, muss das wirklich nicht sein.

Gabriels persönliches Interesse gilt dem neu zu schaffenden Energieressort. Es würde aus dem bestehenden Wirtschaftsministerium entstehen und könnte um Zuständigkeiten aus dem Umwelt- und Verkehrsministerium erweitert werden. So könnte der SPD-Chef Manager der bedeutendsten innenpolitischen Aufgabe dieser Jahre werden – der Energiewende. Als Vizkanzler wäre er dann in einer Art Pole-Position für die SPD-Kanzlerkandidatur 2017.

Den Verzicht aufs Finanzministerium will sich Gabriel teuer abkaufen lassen: mit inhaltlichen Forderungen, mit dem Anspruch auf ein siebtes Ressort und mit dem Zugriff auf Gestaltungsministerien wie das Verkehrsressort. Und das Auswärtige Amt fiele der SPD am Ende wohl ohnehin zu. Allein: Der eigentlich naheliegende Kandidat dafür wäre Ex-Außenminister Frank-Walter Steinmeier. Der aber will vorläufig lieber Fraktionschef bleiben. Das sind jedenfalls die Signale, die er seit dem Wahltag aussendet.

So dreht sich alles um das Duo Gabriel/Steinmeier. Es wird in jedem Fall das zentrale Scharnier der SPD-Seite in einer Koalitionsregierung bleiben. Beide verbindet eine sympathiefreie Zweckgemeinschaft. In der Stunde der Wahl Niederlage stützten sich die beiden angeschlagenen Spitzengenossen. Am Tag nach der Bundestagswahl saß Gabriel eine Stunde lang bei Steinmeier im Büro im Berliner Jakob-Kaiser-Haus, er wollte reden.

Gabriel suchte Rat. Er wollte wissen, wie er mit Hannelore Kraft, seiner internen Hauptkritikerin, umgehen solle. Zugleich stellte er noch einmal klar, dass er Steinmeiers Anspruch, die Fraktion weiterzuführen, unterstützen werde. Der SPD-Chef wusste schon da, es ist ein Anspruch, der sich im Einvernehmen gegebenenfalls auch revidieren lässt.

Denn es zeichnet sich ab, dass Gabriel Steinmeier gern in ein Ministeramt lotsen würde. Um dem sozialdemokratischen Teil des Kabinetts mehr Gewicht zu verleihen, aber auch, um sich den eigenen Einfluss auf die Fraktion zu erhalten. Ein

Minister Steinmeier stünde auf Gabriels Kabinettliste für Seriosität, während alle Macht beim Parteivorsitzenden gebündelt wäre. Steinmeier ist genau deshalb wenig begeistert von der Idee.

Neben der Entscheidung über das Finanzministerium sind für Gabriel bei der Ressortverteilung einige Erfordernisse zu berücksichtigen: Junge Gesichter sollen sichtbar werden, mindestens drei Ministerien müssen an Frauen gehen, große Landesverbände wie Niedersachsen, Hessen und Nordrhein-Westfalen müssen sich wiederfinden.

SPD-Landeschefin Kraft hat beim Parteichef bereits hinterlegt, dass der mit Abstand größte Landesverband, der ein gutes Viertel aller deutschen SPD-Mitglieder stellt, „an einflussreicher Stelle“ im Kabinett vertreten sein will. In Parteikreisen heißt es, Krafts Mann in Berlin dürfte ihr Landesverkehrsminister Michael Groschek werden. Groschek ist seit Jahren ihr wichtigster Mann im Parteivorstand der Bundes-SPD. Wenn er etwas sagt, ist das in der Regel auch Krafts Meinung.

Zudem kennt er den Berliner Betrieb aus seiner Zeit als Bundestagsabgeordneter bis 2012. Als Verkehrsminister könnte Groschek für Kraft wichtige Bauvorhaben auf Nordrhein-Westfalens maroden Straßen anstoßen. Die Investitionen wären zweifellos eine Hilfe für die Oberbürgermeister und die Ministerpräsidentin bei allen anstehenden Wahlen. Seit Wochen schwant Groschek, dass Kraft als Ersten ihn anrufen könnte, wenn in Berlin die Ministerien verteilt werden.

Der einzige Haken: Die CSU will das Verkehrsressort nicht aufgeben, auch in Bayern beschenkt man seine Wähler gern. Doch wenn Gabriel seinen Plan verwirklicht und auf das Finanzministerium verzichtet, handelt er aus einer deutlich stärkeren Position mit der Kanzlerin.

Dazu passt eine Anekdote, die in der SPD-Spitze kursiert. Demnach habe Alt-Kanzler Gerhard Schröder jüngst das Gespräch mit Gabriel gesucht. Bei dem Treffen habe Schröder Gabriel geraten, ruhig der Union das Finanzressort zu überlassen. Das wäre die beste Ausgangsposition für alle weiteren Personal- und Sachdiskussionen der Koalition.

HORAND KNAUP,
GORDON REPINSKI



Junge Unionsanhängerinnen

Der größte Erfolg bei Wählerinnen seit 1990

GLEICHSTELLUNG

Viel Luft nach oben?

In der Fraktion von CDU und CSU sitzen mehr Frauen denn je – aber die meisten Spitzenjobs gehen weiter an Männer. Jetzt rebellieren die Parlamentarierinnen.

Unionsfraktionschef Volker Kauder wartete erst gar nicht auf den Aufstand, sondern ging direkt in die Offensive. Zwei Männer werde die Fraktion von CDU und CSU als Bundestagsvizepräsidenten nominieren, verkündete Kauder den Herren und wenigen Damen im Fraktionsvorstand vergangene Woche.

Gewiss, räumte Kauder ein: Auf den zweiten Vizeposten „hätte man auch eine Kollegin setzen können“. Aber, so versprach er: „Für die Frauen wird es anderswo einen angemessenen Ausgleich geben.“ Das sei mit der Kanzlerin so besprochen. Niemand rührte sich, der Fall war entschieden. Ähnlich glatt kam Kauder mit der Strategie in der großen Fraktionsrunde durch: Keiner muckte auf.

Dabei gäbe es Grund genug. 78 Frauen sitzen für die Union im neugewählten Bundestag, ein Viertel der Fraktion, das ist ein Rekord. Aber zu melden haben die meisten: nichts. Und bei vielen wächst die Sorge, dass es so bleiben könnte.

Seit der Wahl bestand die Aufgabe der Unionsparlamentarierinnen fast nur darin, Männer in Ämter zu heben. Fraktionschef Kauder, den Ersten Parlamentarischen Geschäftsführer Michael Grosse-Brömer, Bundestagspräsident Norbert Lammert – und nun zwei männliche Vize-

präsidenten. Besonders frustriert die Damen der Blick auf den Geschäftsführenden Fraktionsvorstand, der kommissarisch im Amt bleibt, bis die Koalition steht. In dem 19-köpfigen Gremium sitzen nur drei Frauen. Von 16 Landesgruppenchefs sind 13 Männer. Niemand rechnet damit, dass die ehrgeizigen Herren im Dienste der Gleichberechtigung freiwillig ihren Platz räumen.

Gewiss, die mächtige CSU-Landesgruppe führt abermals Gerda Hasselfeldt, eine einflussreiche, angesehene Abgeordnete. Überhaupt sind noch eine übermächtige CDU-Chefin und Kanzlerin zu verzeichnen sowie die Ministerinnen Ursula von der Leyen und Johanna Wanka.

Trotzdem brodeln es unter den 78 Unionsfrauen. Keine würde den offenen Aufstand wagen und sich ohne Not aus dem Rennen katapultieren. Aber sie rebellieren hinter den Kulissen. Maria Böhmer, Chefin der Frauen-Union, weiß, dass sie jetzt Druck machen muss, um Weichen zu stellen. „Wir haben in der Fraktion so viel Frauenpower wie nie. Das muss sich künftig bei allen Verhandlungsergebnissen inhaltlich wie personell widerspiegeln“, fordert Böhmer. Sie werde persönlich alles daransetzen, dass Frauen „in Fraktions- und Regierungsmätern ange-

messen vertreten sind“. Gerade in der Fraktion sei für Frauen „viel Luft nach oben“, mahnt sie. Zumal die Union ihren Mammutterfolg einer weiblichen Spitzenkandidatin und den weiblichen Wählern verdankt. Bei Frauen heimsten CDU und CSU das beste Ergebnis seit 1990 ein.

Trotzdem sind auch die Chancen der Unionsfrauen auf Kabinettsposten mau. Zwar ist es den Strippenzieherinnen gelungen, in 16 Koalitionsarbeitsgruppen die Hälfte der Unions-Führungsjobs zu ergattern. Über die Chancen auf ein Ministeramt sagt diese Zahl aber wenig aus.

Zwei Ministerinnen haben schon freiwillig das Feld geräumt: CSU-Frau Ilse Aigner ist nun bayerische Wirtschaftsministerin. Familienministerin Kristina Schröder tritt für die eigene Familie kürzer. Für Aigners CSU-Platz steht mit Generalsekretär Alexander Dobrindt schon ein Mann in den Startlöchern. Und in der CDU sind profilierte Nachrückerinnen Mangelware: Gesundheitsstaatssekretärin Annette Widmann-Mauz gilt in den eigenen Reihen als blass, Umweltstaatssekretärin Katherina Reiche steht im Schatten ihres starken Ministers Peter Altmaier. Und ihre Vizeparteichefin Julia Klöckner braucht Merkel in Rheinland-Pfalz.

Bildungsministerin Johanna Wanka würde gern im Amt bleiben. Als schnelle Lösung nach dem Rücktritt von Annette Schavan war sie damals auch sehr willkommen gewesen. Doch ein zweiter Anlauf ist ihr beileibe nicht sicher.

Gesetzt fürs Kabinett ist nur Ursula von der Leyen. Die Kanzlerin wird auf ihre populäre Arbeitsministerin nicht verzichten wollen. Doch wohin mit ihr? Die SPD greift nach von der Leyens Ressort. Würde von der Leyen im Gegenzug Gesundheitsministerin, müsste die Ärztin sich womöglich mit den Sozialdemokraten über Reformen wie die Bürgerversicherung einigen, die sie früher bekämpfte. Schließlich bliebe ihr noch das bei vielen unbeliebte Außenamt, doch das geht wohl an die SPD.

All dies beobachten ambitionierte Fraktionsfrauen der Union mit Sorge. Sondern organisiert gehen sie trotzdem nicht vor. Die bisherige Frauensprecherin Rita Pawelski, die vor der Wahl den Kampf für die gesetzliche Quote anführte, ist nicht mehr an Bord. Andere Fraktionsgruppen wie Vertriebene oder Ostdeutsche wählten längst Sprecher, die Frauen haben nicht mal eine klare Kandidatin.

Nur auf zwei Vertreterinnen für die „Teppichhändlerrunde“ einigten sie sich. Das ist jenes Gremium, das nach der Regierungsbildung Fraktionsposten verteilt. „Da wird man sehen“, so eine CDU-Frau, „was Kauders Wort wert ist.“

MELANIE AMANN



Unionsfraktionschef Kauder

„Ein angemessener Ausgleich“

THOMAS TRUTSCHEL / PHOTOTHEK.NET

INTEGRATION

Merkel und die Türken

Führt die Große Koalition die doppelte Staatsbürgerschaft ein?

Noch leisten Bundesinnenminister Friedrich und die Konservativen in der Union Widerstand.

Wolfgang Bosbach hat schon so manche Schlacht überstanden. Er hielt seinen Kopf hin, als es nach den Anschlägen vom 11. September um die Verschärfung der Sicherheitsgesetze ging. Und er machte als einer der wenigen in seiner Partei Front gegen die Euro-Rettungspolitik der Kanzlerin.

Doch keine Auseinandersetzung war härter als jene Anfang des vergangenen Jahrzehnts, als Bosbach und die Union gegen das Gesetz der rot-grünen Regierung zum Doppelpass zu Felde zogen. Damals, so erinnert sich Bosbach, konnte er oft nur unter Polizeischutz auftreten. Einmal, in Göttingen, brannten sogar Barrikaden auf dem Weg zum Saal.

Heute fragt sich der CDU-Kämpfer, wofür er sich damals eigentlich verprügeln ließ. Denn nach jahrelanger Debatte ist die Union jetzt dabei, ihren Widerstand gegen die doppelte Staatsbürgerschaft weitgehend aufzugeben. So haben es Kanzlerin Angela Merkel und CSU-Chef Horst Seehofer dem SPD-Vorsitzenden Sigmar Gabriel am vorvergangenen Donnerstag in vertraulicher Runde signalisiert. Jetzt sollen die Integrations- und Innenexperten Details aushandeln.

Es wäre eine wirklich große Reform einer Koalition, die bislang nur der Zahl nach groß ist. Mit der Ausweitung der doppelten Staatsbürgerschaft würde Deutschland endlich anerkennen, dass es in Wirklichkeit längst ein Einwanderungsland ist. Vor allem Hunderttausende türkischstämmige Deutsche könnten auf Erleichterungen hoffen.

Denn in Deutschland aufgewachsene Türken müssen bisher als junge Erwachsene ihre türkische Staatsbürgerschaft aufgeben, wenn sie Deutsche bleiben wollen. Damit wäre es dann vorbei. Quälende Loyalitätskonflikte würden endlich der Vergangenheit angehören. „Eine solche Reform wäre ein großer Erfolg“, sagt der Vorsitzende der Türkischen Gemeinde in Deutschland, Kenan Kolat, „gerade wenn sie von der Union ausgeht.“

Aber das ist eben längst nicht für alle in der Union eine gute Nachricht. Nach dem Aus für Wehrpflicht und Atomkraft sowie der steuerlichen Gleichstellung der

Homo-Ehe droht die nächste Volte im Erneuerungsprozess der CDU. Seit Roland Kochs Unterschriftenkampagne gegen den Doppelpass gehört das Nein zur doppelten Staatsbürgerschaft zur DNA vieler Konservativer. Kochs Aktion war 1999 hoch umstritten, führte aber auch dazu, dass die CDU Rot-Grün aus der Hessischen Staatskanzlei vertreiben konnte. Seitdem gilt der Kampf gegen die doppelte Staatsbürgerschaft für viele in der Union als Erfolgsgeschichte.

Entsprechend gedrückt war die Stimmung, als sich die Unions-Innenpolitiker am vergangenen Montag in Berlin trafen. Franz Josef Jung, Ex-Minister und konservativer CDU-Mann aus Hessen, berichtete aus der Vorstandssitzung. Es waren keine guten Neuigkeiten. Nein, großen Widerstand gegen eine angestrebte Reform habe er in dem CDU-Führungszirkel nicht erkennen können.

Bosbach wollte wissen, ob wenigstens die CSU Linie halte. Er fragte Hans-Peter Uhl, den Innenexperten der Partei: „Hans-Peter, räumen wir hier eine Position?“ Uhl, der bislang als standfester Kritiker jeder Änderung im Staatsbürgerschaftsrecht galt, zuckte resigniert mit den Schultern. „Wolfgang, wir sind längst umgefallen.“

Den Unions-Innenexperten bleibt nur die Flucht in den Sarkasmus. Noch Ende

Mai machte sich Kanzlerin Merkel dafür stark, die bisherigen Regeln im Staatsbürgerschaftsrecht beizubehalten. Und CSU-Generalsekretär Alexander Dobrindt warnte zuvor: „Die deutsche Staatsangehörigkeit ist kein Ramschartikel.“

Inzwischen halten selbst konservative Köpfe wie Unionsfraktionschef Volker Kauder eine Änderung für überfällig. Und CSU-Chef Seehofer brachte bei den Sondierungsgesprächen den Vorschlag einer Reform des Staatsbürgerschaftsrechts sogar als Köder ins Spiel, um die Grünen in eine Koalition zu locken. Selbst Volker Bouffier, der konservative Hessen-Premier, zeigt sich kompromissbereit. Schließlich ist er in Wiesbaden auf der Suche nach einem Regierungspartner. Es müsse eine „kluge Lösung“ geben, mahnte er im CDU-Präsidium am vergangenen Montag nur.

Die Zahlen sprechen für die Reformer. Insgesamt leben in Deutschland bereits rund 1,5 Millionen Doppelstaatler – und es werden jedes Jahr mehr. Von den 112 348 Menschen, die allein 2012 eingebürgert wurden, konnte die Hälfte ihren alten Pass behalten. Sie kommen vor allem aus den EU-Staaten und der Schweiz.

Bei Nicht-EU-Bürgern ist ein doppelter Pass dagegen nach wie vor die Ausnahme. Anders als etwa Spätaussiedler und deren Kinder stehen vor allem junge Türken



Werbeplakat für deutsche Staatsbürgerschaft in Berlin: Quälende Loyalitätskonflikte

FLORIAN SCHUH / IMAGO

rechtlich oft vor einer schwierigen Wahl. Wenn sie in Deutschland geboren sind und ausländische Eltern haben, müssen sie zwischen ihrem 18. und 23. Lebensjahr entscheiden, ob sie die Staatsbürgerschaft ihrer Eltern wählen oder die deutsche. In den nächsten Jahren sind davon jährlich zunächst etwa 7000 und später mehr als 40 000 Menschen betroffen.

Die Statistik zeigt: Das Optionsmodell ist zu einem Gesetz zur Diskriminierung von Türken geworden. „Ich frage mich, ob es noch Sinn macht, die jungen Leute zwischen 18 und 23 Jahren durch diese Zerreißprobe zu jagen“, sagt CSU-Chef Seehofer. „Die Bereitschaft, sich in Deutschland zu integrieren, erhöht dies nicht.“ Seehofer schwebt als Beispiel das Modell einer ruhenden Staatsbürgerschaft vor. Dabei könnten Doppelstaatler ihre Rechte jeweils dort ausüben, wo sie ihren Lebensmittelpunkt haben. Hintergrund für Seehofers Umdenken ist auch die veränderte wirtschaftliche Lage. Während türkische Migranten früher oft als bedrohliche Konkurrenten für deutsche Arbeitnehmer angesehen wurden, suchen Unternehmen heute händeringend nach Personal.

Auch CDU-Generalsekretär Hermann Gröhe und der Chef der NRW-CDU Armin Laschet können sich vorstellen, den Optionszwang komplett abzuschaffen. Damit würde man der SPD entgegenkommen, doch die fordert mehr: Sie will die doppelte Staatsbürgerschaft generell akzeptieren.

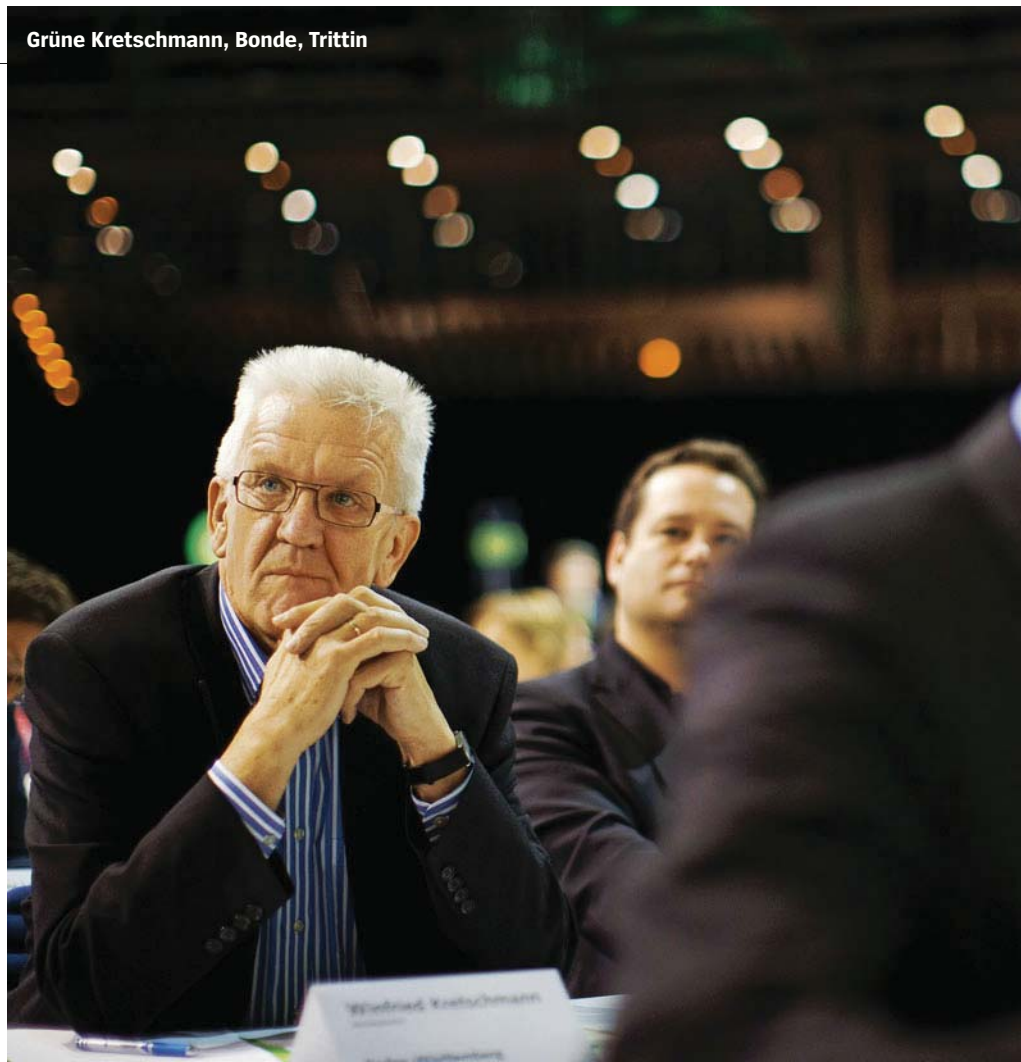
So weit wollen die Unions-Innenpolitiker keinesfalls gehen. Sie sind allenfalls zu kleinen Korrekturen bereit. „Die Frist, innerhalb derer sich türkischstämmige Deutsche für eine Staatsbürgerschaft entscheiden müssen, könnte von bislang fünf auf acht Jahre verlängert werden“, sagt der CSU-Innenpolitiker Stephan Mayer.

Die Kritiker haben einen mächtigen Verbündeten: Bundesinnenminister Hans-Peter Friedrich. Er lehnt alle Pläne für eine doppelte Staatsbürgerschaft kategorisch ab – auch wenn es gegen seinen Parteichef Seehofer geht. „Es ist ein Denkfehler zu glauben, allein die doppelte Staatsangehörigkeit fördert bereits die Integration“, sagt Friedrich.

Bei einem Treffen der Unionsteilnehmer der entsprechenden Koalitionsarbeitsgruppe am vergangenen Donnerstag in der bayerischen Landesvertretung in Berlin machte Friedrich klar, dass er gar nicht daran denkt, einen Reformvorschlag zu erarbeiten. Das sei dann eben Sache der Parteivorsitzenden.

Auch Bosbach steht der Sinn nicht nach ideologischer Abrüstung. Er fühlt sich von seiner Kanzlerin getäuscht. „Beim Thema Mindestlohn musste jedem klar sein, dass wir bei einer Großen Koalition der SPD entgegenkommen müssen“, sagt er. „Aber das gilt doch nicht für die generelle Hinnahme der doppelten Staatsangehörigkeit.“

PETER MÜLLER



KARRIEREN

Der Gescheiterte

Nach der verlorenen Bundestagswahl wollte Baden-Württembergs Ministerpräsident Winfried Kretschmann die Grünen auch in Berlin neu ausrichten. Das ist ihm gründlich misslungen.

Es ist kurz vor Mitternacht, als der weißhaarige Herr in Reihe zwei um das Mikrofon bittet. In Victor's Residenzhotel in Berlin-Friedrichshain berät der Realo-Flügel der Grünen, welche Kandidaten er beim Parteitag unterstützen will. Bisher hat Winfried Kretschmann die Debatte stumm verfolgt. Jetzt steht der baden-württembergische Ministerpräsident auf und dreht sich leicht gebückt zu den Delegierten.

Kretschmann bittet um Unterstützung für seinen Agrarminister Alexander Bonde, der für den Parteirat kandidieren will. Vor allem aber fleht er in eigener Sache. Die Steuerpläne im Wahlprogramm habe er nicht ändern können, klagt er. Dann sei auch noch Kerstin Andreae, seine Kandidatin für den Fraktionsvorsitz im Bundestag, durchgefallen.

„Wenn es der Alexander jetzt auch nicht schafft, hält mich doch keiner mehr für durchsetzungsfähig“, jammert der Regierungschef vor den rund 150 Zuhörern. Vergebens. Bonde braucht am Ende drei Wahlgänge und bekommt das schlechteste Ergebnis der 16 Parteiratsmitglieder. Es ist eine weitere Demütigung für Kretschmann.

Der da bettelte, hatte noch vor wenigen Wochen beste Aussichten, der neue starke Mann der Grünen zu werden. Nach der Wahniederlage am 22. September schien Winfried Kretschmanns große Stunde gekommen. Die Partei war mit dem von ihm kritisierten Linkskurs vom Wähler abgestraft worden, der gescheiterte Führungsmann Jürgen Trittin auf dem Rückzug.

Nun sah der Schwabe seine Chance, die Partei neu zu erfinden. Statt weiter



CHRISTIAN THIEL / DER SPIEGEL

im linken Oppositionsgestus zu verharren, sollten die Grünen so werden, wie Kretschmann sie schon lange sieht: eine pragmatische Regierungspartei der Mitte. Alles schien möglich: neues Personal, der Abschied vom alten Programm und vielleicht sogar eine Regierung mit den ehemaligen Erzfeinden von der Union. Es war Kretschmanns zweite Chance, ganz groß rauszukommen, nachdem er 2011 als erster Grüner ins Amt des Ministerpräsidenten gewählt worden war.

Die Chance ist vertan. Kretschmanns Offensive zur Erneuerung der Partei, das lässt sich einen guten Monat nach der Bundestagswahl sagen, ist auf breiter Front gescheitert. Seine Vertraute Andreae wurde nicht gewählt, der eigene Realo-Flügel ist gespalten und nicht mehrheitsfähig. Nicht einmal das umstrittene Steuerprogramm wurde von den Delegierten auf dem Parteitag kritisiert.

Kretschmann sagt, es habe „einfach noch nicht gereicht für die Grünen“. Das klingt ein bisschen wie Trittin, der nach der Wahl beklagte, die Wähler seien noch nicht reif für die grünen Steuerpläne. Und es ist genauso falsch. Kretschmann ist nicht an den Grünen, sondern an sich selbst gescheitert. Die Expedition des Landespolitikers auf die Bundesebene der Partei ist misslungen.

Daheim in Stuttgart ist Kretschmann der starke Mann, dort ticken die Uhren anders. Die Fraktion lud am vergangenen Dienstag in die ufo grün beleuchteten Wagenhallen, es gab Grillwurst statt Tofubratlingen, die Abgeordneten spotteten über den Veggie-Day und nannten die Gegner von Schwarz-Grün „hasenfüßig“.

Fern der Bundeshauptstadt war Kretschmann gelöst, er scherzte mit den Mitarbeitern und würzte seine Rede mit Fußballfloskeln statt Zitaten von Hannah Arendt. 67 Prozent aller Baden-Württemberger sind laut einer Umfrage mit ihrem Ministerpräsidenten zufrieden.

Doch wenn der König von Stuttgart nach Berlin kommt, klappt nichts mehr. Die Interventionen des Schwaben in die Bundespolitik scheitern. Mal ist er zu barsch, mal zu sanft, mal attackiert er zu früh, mal kommt seine Kritik zu spät.

Aber nicht nur Ton und Timing lassen Kretschmann in Berlin scheitern. Es gibt ein Muster seiner Misserfolge, das sich stets wiederholt: Kretschmann warnt und mahnt, doch beim geringsten Widerstand knickt er ein. Er ist wie der Hund, der laut bellt, aber nie beißt. Wenn er zweimal nicht gebissen hat, fürchtet niemand mehr das Gebell.

Das Muster ließ sich früh erkennen, die Serie der gescheiterten Versuche, den Kurs der Bundespartei mitzubestimmen, begann schon beim Parteitag der Grünen in Kiel 2011. Kretschmann war frisch gewählter Regierungschef, die Bundesgrünen hatten Respekt vor dem Aufsteiger aus der Provinz, sein Wort hatte Gewicht.

Doch schon damals wusste er seine Macht nicht zu nutzen. Zwar warnte er in seiner Rede vor grünen „Steuererhöhungsorgien“, die sich damals abzeichneten. Doch den Moment, die „Orgie“ zu stoppen, ließ er ungenutzt verstreichen.

Anderthalb Jahre später wiederholte sich der Vorgang. Vor dem Parteitag zum Wahljahr in diesem Frühjahr ließ Kretschmann seine Partei per Zeitungsinterview wissen, dass man in einer Legislaturperiode nicht „mehr als zwei zentrale Steuern erhöhen“ dürfe. Die Linken verstanden das als Kampf-ansage.

Wieder war es ein Moment, in dem Kretschmann seine Partei vor Schaden hätte bewahren können. Wieder ließ er ihn verstreichen. Auf dem Parteitag redete Kretschmann erst, als das Programm schon beschlossen war. Schlimmer noch, er pries die Steuererhöhungen, die er gerade noch abgelehnt hatte, mit den Worten, die „richtige Balance“ sei gefunden. Spätestens da war den Grünen klar, dass Kretschmann für seine Überzeugungen keinen Machtkampf riskieren würde. Er würde nicht beißen.

Er hätte mehr Widerstand leisten müssen, räumte er nach der Wahlniederlage

ein. Mahnen, Nachgeben, Klagen, das wurde zum neuen Dreiklang.

So lief es auch bei den Sondierungen für Schwarz-Grün. Zu gern hätte Kretschmann das neue Bündnis im Bund probiert. Doch wieder fehlte ihm innerparteilich der Mut zu kämpfen. Als sich die Führung der Grünen nach der zweiten Sondierungsrunde mit der Union zur Beratung zurückzog, bewegte sich die Meinungsbildung sehr rasch auf einen Abbruch der Gespräche zu. Nur ganz kurz warf Kretschmann vertraulich die Frage auf, ob man sich nicht wenigstens ein drittes Mal treffen solle. Die Gelegenheit sei doch günstig.

Als keiner der anderen reagierte, war die Sache auch für Kretschmann erledigt. Nach draußen wurde die Einigkeit der Kommission verkündet. So verstrich wieder ein Moment der Bewährung. Kretschmann hätte beharren können, den Konflikt notfalls öffentlich machen, um den Druck auf die anderen zu erhöhen. Aber er schwieg.

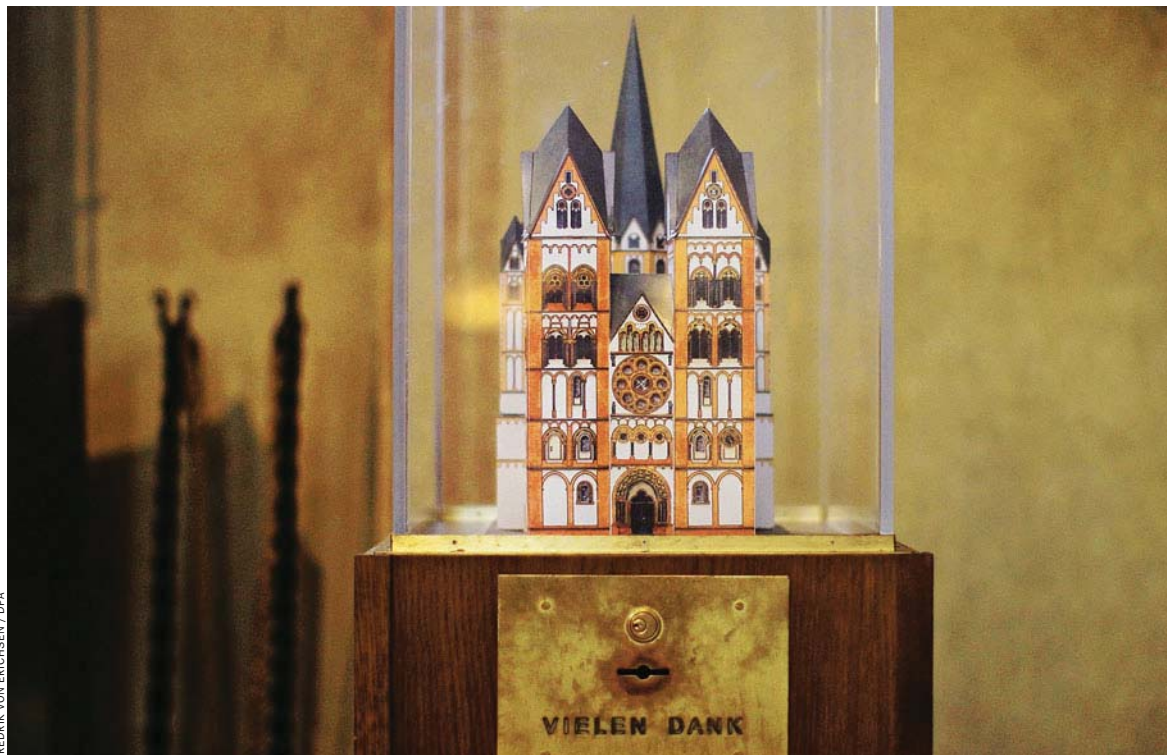
Um dann wieder in Klagen auszubrechen. Ein paar Tage später distanzierte sich Kretschmann in der „Heilbronner Stimme“ vom Beschluss der grünen Sondierungskommission: Er hätte ja weiterreden wollen.

Schon in den Gesprächen war dem Ministerpräsidenten allerdings ein taktischer Fehler unterlaufen, mit dem er unabsichtlich das mögliche Bündnis von Anfang an sabotierte. 20 Minuten lang übertrafen sich Kretschmann und der hessische Ministerpräsident Volker Bouffier in immer neuen Forderungen nach Geld für Bildung, Straßen und Brücken.

Die anderen Mitglieder der grünen Delegation rollten die Augen. Trittin schrieb genüsslich mit und addierte die Beträge, mit denen der sparsame Schwabe jonglierte. Die CDU-Unterhändler fragten sich, wieso ausgerechnet Kretschmann jetzt eine Annäherung in Steuerfragen unmöglich machte. Doch der war einfach in die Rolle des Ministerpräsidenten zurückgefallen, dem es nur darum ging, möglichst viel für sein Land herauszuschlagen.

Weniger als eine Woche später war Kretschmann wieder in seinem Element. Bei der Ministerpräsidentenkonferenz in der Heidelberger Stadthalle hatte er am Donnerstag seine Kollegen zu Gast. Der Gastgeber wartete auf dem roten Teppich.

Man begrüßte und beklopfte sich, lächelte für die Kameras: Kretschmann mit EZB-Präsident Mario Draghi, Kretschmann mit dem bayrischen Ministerpräsidenten Horst Seehofer. Für die Kamera versuchte er, genauso cool zu gucken wie der Bayer. Denn ein bisschen wäre der Grüne gern wie der Schwarze, ein echter, versierter Machtpolitiker. Einer, der sich durchsetzen kann. NICOLA ABÉ, RALF BESTE, ALEXANDER DEMLING, SIMONE SALTEN



Opferstock im Limburger Dom, Papst Franziskus: Reformer wittern die Chance auf ein Comeback

KATHOLIKEN

Residenz mit Suppenküche

Kaum ist der Bischof im Zwangsurlaub, beginnt in Limburg eine Debatte über die Zukunft seines Luxusbaus – als Flüchtlingsheim, Touristenattraktion oder Seniorentreff.

Der Bischof ist weg, sein Haus verwaist, nur die indischen Nonnen sind noch da. Per Ersten-Klasse-Flug hatte Franz-Peter Tebartz-van Elst ihren Orden besucht und sie nach Deutschland gelockt, damit sie ihn bekochen, die Gewänder bügeln, die Wohnung staubfrei halten.

Nun könnten Theresa Marie und Sophia wieder das machen, was ihrer Bestimmung vielleicht eher entspricht: den Armen helfen, mit einer Suppenküche, nicht in Indien, sondern droben, in der Limburger Bischofsresidenz. Ganz im Sinne von Papst Franziskus.

Dieser Vorschlag kursiert seit neuestem in Priesterkreisen und im Ordinariat, denn Bedarf für Armenspeisung gibt es durchaus an der Lahn. Es trifft sich, dass die Inderinnen in deutscher Kost bereits versiert sind. Sie haben einen Crashkurs in niederrheinischer Küche absolviert, weil ihrem bisherigen Arbeitgeber das indische Essen nicht so recht schmeckte. In seiner Heimat am Niederrhein bevorzugt man Grünkohl mit Mettenden oder Reibekuchen mit Rübensirup.

Kaum ist Tebartz-van Elst im unbefristeten Zwangsurlaub, startet in seinem Bistum schon die Debatte über die Zukunft

seiner Residenz. Ein Ideenwettbewerb hat begonnen über alternative Verwendungsmöglichkeiten. Vieles ist denkbar – nur nicht, dass ein Bischof den Luxusbau bezieht, als wäre nichts gewesen. „Der Geldgestank muss weg“, sagt ein Mitglied des einflussreichen Domkapitels.

Gleichzeitig hat eine schmerzliche Vergangenheitbewältigung eingesetzt. Unterstützer des Bischofs, die lange Zeit die Oberhand hatten, sehen sich plötzlich in der Defensive. Am Limburger Hof sortieren sich die Lager neu: Einst stolze, konservative Würdenträger müssen sich beschimpfen und fragen lassen, warum sie ihrem Chef so lange kritiklos folgten. Jahrelang ausrangierte Reformer wittern die Chance auf ein Comeback.

„Der Bau ist jetzt so etwas wie unsere Erbsünde geworden, die uns der Bischof hinterlassen hat“, sagt ein Caritas-Mann im Ordinariat, „ganz Deutschland wird verfolgen, was nun damit geschieht.“

Etlche Ideen werden bereits geprüft. Neben einer Suppenküche könnte es in dem 31-Millionen-Euro-Komplex eine Pfarrbücherei, ein kirchliches Hospiz, einen Jugendtreff, eine Begegnungsstätte für Senioren oder einen Kindergarten geben.

Im Gespräch ist sogar die Unterbringung von Flüchtlingen – nach dem Vorbild von Altbischof Franz Kamphaus, der in den achtziger und neunziger Jahren sein damaliges Bischofs Haus einer fünfköpfigen Familie aus Eritrea überließ und selbst ins Priesterseminar zog.

Nicht alles wäre leicht umzusetzen, denn die Residenz – offiziell „Diözesanes Zentrum St. Nikolaus“ genannt – wurde auf andere Bedürfnisse zugeschnitten. So fehlt ein Fahrstuhl, weshalb Vorschläge für ein Hospiz oder ein Altersheim schnell wieder verworfen wurden.

Werner Otto ist Mitglied des Limburger Priesterrats und Stadtjugendpfarrer in Frankfurt am Main, das zum Bistum gehört. „Der Begriff ‚Diözesanes Zentrum‘ war eine Täuschung der Öffentlichkeit“, sagt er, „dieses Haus war nie für das Bistum gedacht, sondern allein für den Bischof und seine Mitarbeiter.“

Er schlägt vor, „das Haus, das als Symbol für Verschwendung gilt, für die Obdachlosen und Bedürftigen der Stadt Limburg zu öffnen“.

Platz ist genügend vorhanden, es gibt sogar einen großen Versammlungssaal im Untergeschoss, der um die Reste eines historischen Wehrturms in den Fels gegrast wurde. „Es wäre nicht in Ordnung, das alles lange leerstehen zu lassen“, sagt ein Caritas-Mitarbeiter. Die Obdachlosenunterkünfte seiner Organisation könnten Entlastung vertragen. „Menschen, die bei uns Zuflucht suchen, könnten doch in der Residenz bewirtet werden“, sagt er, „dann bliebe wenigstens der 25 000-Euro-Tisch des Bischofs nicht ungenutzt.“

Andere Bistumsvertreter können sich für die Zukunft ein duales System am Domberg gut vorstellen. Eine Residenz,



EVANDRO INETTI / DDP IMAGES / ZUMA

in deren Räumen auf der einen Seite durchaus ein neuer Bischof leben und arbeiten könnte – wenn auf der anderen Seite Bedürftige bedient, bewirtet und beherbergt werden.

Ein weiteres Szenario sieht vor, den kühlen Bau als Touristenattraktion zu nutzen und dort Kommunikation und Seelsorge für die rund eine Million Besucher anzubieten, die Jahr für Jahr den Dom besichtigen.

Große Sympathien gibt es außerdem für den Vorschlag, den rund 800 000 Euro teuren bischöflichen Mariengarten für die Allgemeinheit zu öffnen. In der warmen Jahreszeit könnte es dort ein kirchliches Park-Café geben. Auch die schwarze Privatkapelle mit der 100 000 Euro teuren Adventskranzhängevorrichtung soll für

jedermann zugänglich werden. Ein neuer Bischof könne dorthin jeden Morgen die Armen der Stadt zum Gottesdienst und anschließenden Frühstück einladen, heißt es. „Das ist eine ausgezeichnete Gelegenheit, uns als eine dialogbereite, den Menschen zugewandte Kirche zu präsentieren“, sagt Pfarrer Albert Dexelmann aus dem nahen Runkel.

Jahrhundertlang war ein Bischofshaus ein zentraler Ort der Armenfürsorge. „Pater pauperum“, Vater der Armen, lautet ein Ehrentitel, den jeder Bischof bis heute bei seiner Weihe bekommt. „Wenn wir diese Funktion in Limburg wiederbeleben, sind wir endlich auch auf der Linie von Papst Franziskus“, hofft Dexelmann.

Die nun in Limburg geführte Debatte geht freilich weit über die Zukunft der Residenz hinaus. Für die Amtskirche am Domberg geht es auch grundsätzlich darum, das Vertrauen der Gläubigen zurückzugewinnen. Geistliche, die als Günstlinge des gestrauchelten Bischofs gelten, müssen daher um ihr Ansehen kämpfen.

Vor allem das Domkapitel steht in der Kritik. Dessen sechs Mitglieder haben den Kurs des Bischofs stets mitgetragen und sind nie offen gegen dessen extravagantes Bauprojekt vorgegangen. „Dafür hat sich bis heute keiner der Herren entschuldigt“, sagt Pfarrer Dexelmann empört. Ihn und viele andere, Seelsorger wie Gläubige, beunruhigt, dass dieses Gremium auch den nächsten Bischof aus einem vom Papst vorgelegten Dreier-Vorschlag wählen wird, falls Tebartz nicht mehr aus seinem Zwangsurlaub zurückkehrt.

Die Unruhe im Klerus ist groß, auch was die – von Tebartz-van Elst nach Jahrzehnten wieder eingeführten – altmodischen Ehrentitel der Kirche betrifft. Plötzlich gab es wieder Prälaten, Monsignori und Protonotare. Selbst nachdem Papst Franziskus in Rom den überkommenen

Titelzauber gestoppt hatte, erhob das Domkapitel an der Lahn einen verdienten Katholiken noch zum „Ehrendomherrn an der Hohen Domkirche zu Limburg“. Wer diese Auszeichnungen angenommen hat, ist nun verdächtig. „Wie glaubwürdig sind solche Würdenträger, wenn sie jetzt nach Reformen rufen?“, fragt ein Ordinariatsmitarbeiter, der den Wendehälsen im eigenen Haus noch nicht so recht traut.

Die Prüfungskommission unter Leitung des Paderborner Weihbischofs Manfred Grothe ist nur bedingt hilfreich bei der Vergangenheitsbewältigung. Denn ihre Arbeit dreht sich nur um einen, wenn auch zentralen Punkt der Affäre. Sie soll „die Kosten, die Finanzierung und die Entscheidungswege rund um die Bauprojekte klären“ – mehr nicht. Aber den Vorwurf gegen Tebartz-van Elst auf Geldverschwendung zu reduzieren sehen viele Katholiken in Limburg skeptisch. Sie klagen, er habe als Führungskraft der Kirche auch viel Vertrauen zerstört und Gläubige und Priester eingeschüchtert.

„Diskretion steht uns gut an und hilft uns auch: als Verschwiegenheit untereinander und, mehr noch, gegenüber dritten Personen“ – so hatte es der bisherige Generalvikar Franz Kaspar, der engste Vertraute und Reisebegleiter des Bischofs beim First-Class-Flug in die Slums, einst in seiner Antrittsrede formuliert. Vorige Woche wurde Kaspar vom Papst abgesetzt.

Im Bistum herrscht inzwischen eine ungekannte Rede- und Gedankenfreiheit. Themen, über die bislang eher geflüstert wurde, werden nun offen angesprochen. Zum Beispiel der Fall von Pater Wolfgang Jungheim aus Lahnstein. 2011 kam für ihn das Aus, weil er bei einer Firmungsfeier das Brot mit Laien brach und beim Hochgebet den Bischof nicht erwähnte. Der beliebte Pater wurde trotz Widerstands seiner Pfarrei durch den Bischof von seiner Gemeindegemeinschaft entbunden. Gemaßregelte wie Jungheim können auf Rehabilitation hoffen.

Schwierig könnte es dagegen für die jungen konservativen Priester im Bistum werden. Viele von ihnen haben bis zum Schluss in Treue fest zu Tebartz gehalten.

Ältere Seelsorger, die noch vom Reformgeist des Zweiten Vatikanischen Konzils geprägt sind und mit dem vom Bischof protegierten Nachwuchs wenig anzufangen wissen, können sich gut an die letzte Priesterweihe zu Pfingsten im Limburger Dom erinnern.

Ein Vertreter der jungen Geistlichkeit sprach Tebartz-van Elst mit den Worten „Hochwürdigster Vater“ an – eine Anrede, die seit Jahrzehnten in Limburg verpönt ist. Die Lobrede schloss mit dem Satz: „Sie sind für uns das große Vorbild.“

PETER WENSIERSKI



ENERGIE

Vattenfall ist überall

Der Konzern beherrscht das Leben in der Lausitz.
Begleitet von einer großen PR-Kampagne,
will er seine Braunkohletagebaue erweitern.

Wer die Macht von Vattenfall in der Lausitz erahnen will, muss die Autobahnausfahrt Cottbus-Süd nehmen. An der Straße steht ein großes Firmenschild, am Horizont speien die Kühltürme des Kraftwerks Schwarze Pumpe ihren Dampf in den Himmel. Der Weg ins Stadtzentrum führt am Hochhaus des Energieversorgers mit 13 Geschossen vorbei. Wer aber dort über die Macht sprechen will, die ein Konzern in einer Region haben kann, wird abgewiesen: Ein Gespräch kommt trotz mehrerer Anfragen nicht zustande.

Also trifft man sich mit dem Oberbürgermeister von Cottbus, Frank Szymanski, SPD-Mitglied, Schnauzbarträger, Braunkohleanhänger. Letzteres vielleicht aus Überzeugung, jedenfalls aus Kalkül. Szymanskis Rechnung ist einfach: In seiner Stadt leben heute 30 000 Menschen weniger als zu DDR-Zeiten. Vattenfall ist der letzte große Arbeitgeber, der verlässliche Jobs bietet.

„Ich möchte mir nicht vorstellen, was es für die Zukunft bedeutet, wenn auch noch die Kohle verschwindet“, sagt der Oberbürgermeister. „Wo sind denn die alternativen Arbeitsplätze? Es gibt keinen Plan B.“

Nun will Vattenfall seine Tagebaue in der Lausitz an mehreren Stellen erweitern (siehe Karte). Erneut könnten Tausende Menschen ihre Häuser verlieren, die Braunkohle würde noch über Jahrzehnte gefördert. Die Pläne sind umstritten. Kritiker sammelten bundesweit mehr als 100 000 Unterschriften gegen den Ausbau des Tagebaus Welzow-Süd. Auch in der Brandenburger Landespolitik gab es vorsichtige Zweifel. Das Umweltministerium erarbeitete vor zwei Jahren einen Fahrplan, wie der Ausstieg aus der umweltschädlichen Braunkohleverstromung bis 2050 gelingen könnte.

Doch Klimaschützer und Betroffene haben es mit einem mächtigen Gegner zu tun. Vattenfall ist überall in der Lausitz. Rund 25 000 Arbeitsplätze hängen im Revier an der Braunkohleindustrie, der Konzern ist einer der größten Ausbildungsbetriebe in Ostdeutschland. Und auch in der Freizeit läuft ohne Vattenfall nicht viel. Der Fußball-Zweitligist Energie Cottbus, die Eishockeymannschaft Lausitzer Füchse, das Filmfestival und das Orchester – alle werden von dem Konzern gesponsert. Das wissen auch die Politiker, die Vattenfall unterstützen.

Oberbürgermeister Szymanski gehörte im Dezember 2011 zu den Gründern des Vereins „Pro Lausitzer Braunkohle“, einer Lobbygruppe, die für die Erweiterung der Tagebaue kämpft. „Wir wollten der schweigenden Mehrheit eine Stimme geben“, sagt Szymanski. In den letzten Jahren hätten nur die Gegner der Braunkohle ihre Ansichten verbreitet. Der Verein sei eine Initiative von Privatleuten gewe-

Greenpeace-Luftschiff über dem Braunkohletagebau Welzow-Süd

JOHANNES KOZIOŁ / DAPD

sen, nicht des Konzerns, sagt Szymanski. Auch Vattenfall legt Wert darauf, an der Gründung nicht beteiligt gewesen zu sein.

„Pro Lausitzer Braunkohle“ soll den Anschein einer Graswurzelbewegung erwecken. Doch finanziert wird der Verein auch von Vattenfall, der Konzern gehört zu den Förderern. Die Höhe der Unterstützung bleibt geheim; weder der Verein noch Vattenfall wollen sich dazu äußern. An Geld mangelt es der Pro-Truppe jedenfalls nicht. Sie verfügt über eine eigene Geschäftsstelle im Cottbusser „Haus der Wirtschaft“, die täglich mehrere Stunden lang besetzt ist. Zuletzt organisierte sie eine Unterschriftenkampagne mit dem Motto „Meine Stimme fürs Revier“.

Der Verein schaltete große Anzeigen in Lokalzeitungen und erhielt eine eigene Sendung im Radio, um sich vorzustellen. Die Kohlefreunde sammelten Unterschriften beim Zweitligaspiel zwischen Energie Cottbus und dem 1. FC Köln und gewannen den Ministerpräsidenten von Brandenburg, Dietmar Woidke (SPD), als Unterstützer.

Das städtische Krankenhaus in Cottbus war ebenfalls behilflich. „Pro Lausitzer Braunkohle“ durfte seine Unterschriftenlisten im Klinikum auslegen. Auch in Behörden standen Sammelboxen bereit. Als sich die Umweltschutzorganisation Greenpeace beschwerte, wurde das Brandenburger Innenministerium aktiv. Es wies darauf hin, dass die Verwaltung neutral bleiben muss – daraufhin verschwanden die Unterschriftenlisten aus den Amtsstuben.

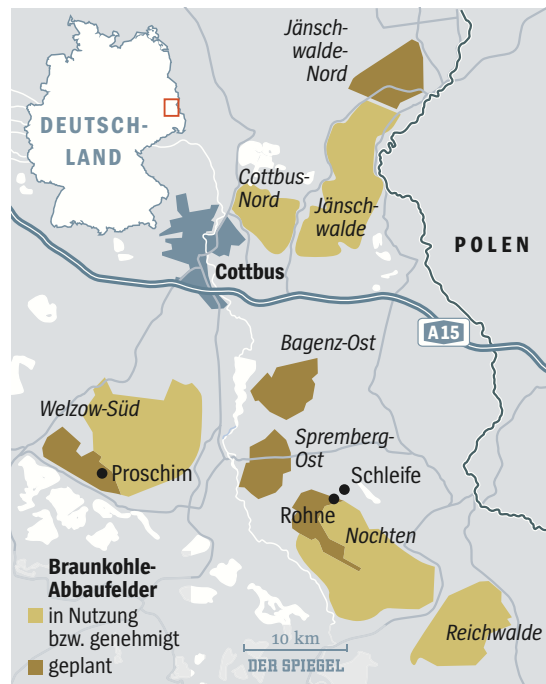
Am Ende sammelte der Verein mehr als 60 000 Unterschriften. Zudem gab die Bergbau-Gewerkschaft IG BCE eine Meinungsumfrage in Auftrag, die zu dem Ergebnis kam, dass sich die Mehrheit der Lausitzer für neue Tagebaue ausspricht. Um die Gegner zu überzeugen, lässt Vattenfall nicht nur neue Siedlungen für jene Menschen bauen, die ihre Häuser verlassen müssen. Der Konzern versucht auch, mit einer Informationskampagne die Stimmung zu beeinflussen.

In den Dörfern rund um den Tagebau Nochten vertreibt Vattenfall seit einigen Jahren das Gratismagazin „Struga“, benannt nach einem lokalen Bach. Es wird von dem Journalisten Gerhard Fugmann verantwortet, einem früheren Redakteur der „Lausitzer Rundschau“. Zu DDR-Zeiten bespitzelte er als Stasi-IM „Erich Fuchs“ seine Kollegen.

Der 73-Jährige schreibt Geschichten über Bürger, deren Häuser dem Tagebau weichen müssen. Unter der Überschrift „Der schwere Weg“ etwa berichtet er über das Schicksal des Dorfes Rohne, das abgerissen werden soll. Statt zu resignieren, suchten die „aufrechten“ Bewohner mit Vattenfall „Kompromisslösungen“.

Auf dem Gebiet der Klimaforschung gibt sich Fugmann sachkundig. Der Klimawandel vollziehe sich zwar, schreibt Fugmann, „doch nach Regeln der Natur“. Und in Deutschland könnten wir daran schon gar nichts ändern. Es erscheine ihm „etwas kurz gegriffen“, durch die Energiewende „abgeholzte Urwälder in Südamerika“ oder „Klimaexperimente im Weltall“ ausgleichen zu wollen.

Bei einem Treffen an seiner Wohnungstür will sich Fugmann nicht zu seiner Rolle äußern. Angesprochen auf seine Stasi-Vergangenheit, bricht er das Gespräch ab. Vattenfall erklärt auf Anfrage, nichts von der IM-Tätigkeit des Autors gewusst zu haben. Fugmann habe nun „angeboten“, seine Zusammenarbeit mit dem Konzern zu beenden. Ausschlaggebend für die bisherige Zusammenarbeit



sei Fugmanns „nachgewiesene journalistische Qualität“ gewesen.

Es ist legitim, wenn ein Konzern für seine Interessen kämpft. Aber ist Vattenfall in der Lausitz zu mächtig? Wagt niemand mehr Kritik, nur weil fast jeder Verwandte oder Freunde hat, die bei Vattenfall arbeiten? Haben manche Skeptiker schon resigniert, weil sie glauben, gegen die Allianz von Wirtschaft und Politik sowieso nichts ausrichten zu können?

„Der Konzern ist wie eine Krake, die sich über die ganze Region ausgestreckt hat“, sagt der Soziologe Wolfgang Schluchter, der jahrelang an der Cottbusser Universität gelehrt hat. Auch der ehemalige Bundesrichter Wolfgang Nešković, der zuletzt als fraktionsloser Abgeordneter im Bundestag saß, sorgt sich: „Die Demokratie wird entwertet, weil es keine Waffengleichheit zwischen Gegnern und Befürwortern gibt.“

Zurzeit sieht es so aus, als setze sich Vattenfall mit seinen Plänen durch. Der sächsische Braunkohlenausschuss gab Mitte Oktober seine Zustimmung zu den Ausbauplänen in Nochten. Anfang 2014 wird sich die sächsische Landesregierung endgültig damit befassen. Auf Brandenburger Seite bekannte sich Ministerpräsident Woidke kürzlich in einer Vereinbarung mit Vattenfall ausdrücklich zur „Energiereserve Lausitz“. Von einem Ausstieg aus der Braunkohle, den die Landesregierung noch vor ein paar Jahren diskutierte, war nichts mehr zu hören.

Den Braunkohlegegnern bleibt wohl nur, auf Berlin und Stockholm zu hoffen. Die Berliner Bürger stimmen in einem Volksentscheid am 3. November darüber ab, ob das Stromnetz zurückgekauft werden soll; das könnte dazu beitragen, Vattenfall das Engagement in Deutschland zu verleiden. Seit Monaten kursieren Gerüchte über einen möglichen Verkauf des Braunkohlegeschäfts, die Vattenfall eher halbherzig dementiert. In Stockholm kritisieren die Grünen, dass der Staatskonzern, der in seiner Heimat auf umweltfreundliche Energien setzt, im Ausland weiterhin Braunkohle fördern will. Die schwedische Regierung stellte allerdings am Freitag klar: Sie wolle Vattenfall nicht daran hindern, neue Tagebaue in der Lausitz zu erschließen.

Diese Nachricht bedeutet eine weitere Enttäuschung für die Kritiker. Hagen Rösch, 34, wohnt mit seiner Familie in Proschim, einem Ort am Rande des Tagebaus Welzow-Süd, der den Baggern zum Opfer fallen soll. Rösch vertreibt Solarzellen, auf seinem Hof produziert eine Biogasanlage nach seinen Angaben Strom für 5000 Menschen. Dazu kommt Landwirtschaft, eine Metzgerei und ein Party-Service. Die Familie gibt etwa 85 Menschen Arbeit. Bei früheren Erweiterungen des Tagebaus Welzow seien seiner Familie mehrere tausend Hektar Land verlorengegangen, nun gehe es um die Existenz: „Das Büro, in dem wir jetzt sitzen, soll es in ein paar Jahren nicht mehr geben.“ Rösch hat sich entschlossen, gegen die Erweiterung des Tagebaus zu kämpfen. Immer wieder kritisiert er Vattenfall öffentlich, seine Mutter stellt sich als Ortsvorsteherin gegen die Ausbaupläne.

Das gefällt nicht jedem in der Lausitz. Im Internet werden Rösch und seine Mitstreiter als „Dorfdeppen“ bezeichnet, deren „Gejammer“ man nicht mehr hören könne. Rösch erzählt, wie vor kurzem Kunden in seiner Metzgerei gesagt hätten: „Ihr zerstört unsere Arbeitsplätze, in Zukunft kaufen wir nicht mehr hier.“ Er solle aufhören, Widerstand gegen den Tagebau zu leisten, sagten die Leute, gegen Vattenfall habe man doch ohnehin keine Chance.

SVEN BECKER



SCHICKSALE

Der Täter, der ein Opfer war

Bei einem Raubüberfall kommt ein 18-jähriger Angreifer ums Leben: Das Opfer sticht ihm ins Herz. Weil er in Notwehr handelte, muss der Mann nicht vor Gericht. Doch die Gewissheit, einen Menschen getötet zu haben, verfolgt ihn Tag und Nacht. *Von Bruno Schrep*

Das Unheil hat oft lächerlich banale Ursachen. Manchmal genügt es, dass sich Menschen begegnen, die sich nie hätten begegnen dürfen. So passiert im Februar dieses Jahres.

Berlin-Reinickendorf, Hechelstraße, Samstagabend 23.20 Uhr. Ein unscheinbarer Mann Mitte vierzig, müde von der Spätschicht heimgekehrt, will schnell noch einen ausgeliehenen Film zur nahegelegenen Videothek bringen. Er zieht seine dunkle Jacke an, streift seine schwarze Wollmütze über, läuft los. Eine halbe Stunde später bekommt er Handschellen angelegt, wird wegen Mordverdachts abgeführt.

Berlin-Reinickendorf, dieselbe Straße, dieselbe Uhrzeit. Drei junge Männer, ausgelassen, voller Adrenalin, sind auf dem Weg in eine Discothek, freuen sich auf laute Musik, auf Tanzen, auf Mädchen. Lärmend laufen sie nebeneinander her, übermütig, aufgeputscht, auch aggressiv.

Eine halbe Stunde später liegt einer von ihnen tot auf der Straße.

Das Zusammentreffen zwischen den Jugendlichen und dem Mittvierziger, von mehreren Zeugen beobachtet, dauert nur wenige Minuten. Zeit genug, um ein Leben auszulöschen und das mehrerer anderer Personen zu ruinieren.

Gerhard P. ist kein leutseliger Mensch. Der gebürtige Berliner, der seit über 20 Jahren allein in einer Zweizimmerwohnung lebt, möchte vor allem eines: in Ruhe gelassen werden. Körpersprache und Gesichtsausdruck signalisieren: Quatsch mich nicht an, mach mich nicht an, halte Abstand.

Äußerlich erinnert der heute 45-Jährige entfernt an den englischen Fußballprofi Wayne Rooney. Nicht sehr groß, aber muskulös und drahtig. Kurzgeschorene Haare, ein breites, etwas eckiges Gesicht. Doch Gerhard P. ist kein Gewinnertyp, im Gegenteil. Trotz Realschulabschluss

und abgeschlossener Handwerkslehre verdient er nie viel. Als er vor Jahren seinen Posten bei der Berliner Bundesdruckerei verliert, muss er lange nach Ersatz suchen. Zuletzt steht er für eine Sicherheitsfirma als Aufpasser an einer Supermarktkasse, sein Leben ist vom Schichtdienst bestimmt, manchmal geht er ins Kino, oft schaut er zu Hause DVDs.

Beziehungen hat er nur wenige. Vor Jahren war er mal mit einer Frau verlobt, doch das ist lange her. Manchmal, viel zu selten, besucht er die alten Eltern. Selbst gegenüber Nachbarn, die er lange kennt, reagiert er eher misstrauisch. Ein Hallo im Treppenhaus, das war's.

So etwas wie Freundschaft verbindet den spröden Mann nur mit ein paar Kumpels vom Triathlontraining, Extremsportlern wie er selbst. Verbissen schwimmt, radelt und läuft er in seiner Freizeit vor den Defiziten seiner Existenz davon: dem schlechtbezahlten Job, den verpassten

Möglichkeiten, den miesen Zukunftsaussichten. Immer mit dem Ziel, wenigstens einmal einen Ultratriathlon in einer passablen Zeit zu schaffen: 3,8 Kilometer im Wasser, 180 Kilometer auf dem Rad, 42,2 Kilometer, die klassische Marathonstrecke, auf der Laufstrecke.

Weil sich Krawalle und Schlägereien häufen, auch in seiner Straße öfter die Polizei anrückt, kauft sich Gerhard P., der große Angst vor Überfällen hat, ein sogenanntes Einhandmesser – ein Kampfinstrument, bei dem sich mit einem kurzen Ruck die Klinge ausklappen lässt. Das Mitführen dieser Waffe ist zwar verboten. Trotzdem steckt P. das Messer ein, als er an dem verhängnisvollen Samstagabend seine Wohnung verlässt. Als er die Haustür öffnet, trifft er auf die drei jungen Männer, sie kreuzen seinen Weg.

Max H., Benni J. und Julian A. sind da längst nicht mehr nüchtern. Um sich für den Besuch der Discothek Soda-Club in Stimmung zu bringen, haben sie erst mal vorgeglüht. In einem Supermarkt kaufen sie Wodka, Bier und Energy-Drinks, bei Julian rauchen sie dazu Marihuana-Joints, gucken im Fernsehen „Deutschland sucht den Superstar“.

Max, der langaufgeschossene 18-Jährige mit dem schmalen Gesicht, hat nach Angaben von Benni noch eine kleine Tüte Kokainpulver mitgebracht, verteilt das Zeug säuberlich zu feinen Linien auf dem Glastisch, zieht selbst zwei Nasen. Er fühlt sich danach – wie die beiden anderen auch – euphorisch und richtig stark.

Vergessen sind alle guten Vorsätze, die Ermahnungen der Eltern, die Bewährungsaufgaben. Denn Max wird bei der Polizei als „Schwellentäter“ geführt, als einer, der kurz vor dem endgültigen Abrutschen in die Kriminalität steht. Dass er schon als Schüler Hauswände mit Graffiti beschmiert hat, sich mit Gleichaltrigen prügelt, auch mal härter zuschlägt, gilt noch als typische Jugendverfehlung. Doch er ist auch schon durch mehrere Überfälle aufgefallen, steht wegen Beihilfe zum Raub unter Bewährung. Auch Benni, sein bester Kumpel seit der Schulzeit, hatte schon Stress mit der Obrigkeit.

Die Eltern von Max, grundsolide Leute, sind erschüttert und hilflos zugleich. Dieser Benni, vermuten sie, habe einen schlechten Einfluss auf ihren Sohn, sie wünschen ein Ende der Freundschaft. Doch Max lässt sich nicht reinreden.

Zur Erleichterung des Vaters hat sich der 18-Jährige im vergangenen Jahr gefangen. Hat nicht mehr ständig die Polizei beschäftigt, sich stattdessen auf seine Ausbildung als Maler und Lackierer konzentriert, er ist im letzten Lehrjahr. Und am Vortag brachte er tatsächlich die Note „Eins“ für eine Arbeit in der Berufsschule mit – ein Erfolg, der dem stolzen Vater 30 Euro Belohnung wert ist.

Doch die Summe ist längst draufgegangen, auch Benni und Julian sind pleite. Im Soda-Club wird jedoch Eintritt verlangt, die Getränke kosten extra. Woher jetzt das Geld nehmen? Ausgerechnet da läuft den dreien dieser komische kleine Kerl mit der schwarzen Mütze und dem Kopfhörer im Ohr über den Weg, diese halbe Portion.

Wer die unglückselige Idee hat, Gerhard P. auszurauben, bleibt unklar. Fest steht nur, dass sich P. plötzlich von den

Seine Kumpels beobachten entsetzt, wie Max torkelt, dann auf den Bürgersteig knallt.

Jugendlichen, die ihn alle überragen, umzingelt und bedrängt sieht. Er wird angerempelt, getreten und beleidigt, einer reißt ihm den festgesteckten MP3-Player von der Jacke, ein anderer fordert 50 Euro und Gerhard P.s Smartphone.

Der Bedrohte will weg, nur weg. Er geht schneller und schneller, möchte die Männer abschütteln, versucht, auf die andere Straßenseite zu fliehen. Zeugen hören ihn laut rufen: „Ich habe nichts, lasst mich zufrieden.“

Doch das Verhängnis ist nicht mehr aufzuhalten. Selbst als Gerhard P. sein Messer aus der Tasche zieht und ausklappt, den Angreifern die Klinge entgegenstreckt, sie zum Verschwinden auffordert („Haut endlich ab“), ziehen sie sich nicht zurück. Vor allem Max und Benni, vom Drogenkonsum beflügelt und benebelt zugleich, ignorieren in ihrem Übermut die tödliche Gefahr, lassen sich auf weitere Wortgefechte und weiteres Gerangel ein. „Was willst du denn mit dem blöden

Ding?“, höhnt Max, versucht sogar, dem Bewaffneten das Messer aus der Hand zu treten, rempelt ihn mehrmals an.

Ob der 18-Jährige einen gezielten Stich abbekommt oder unglücklich ins Messer läuft, lässt sich hinterher nicht mehr feststellen. Seine Kumpels und ein paar Passanten beobachten nur entsetzt, wie Max torkelt, dann hart auf den Bürgersteig knallt, dort bewegungslos liegen bleibt, blutend. Die Klinge hat das Herz getroffen, der 18-Jährige stirbt innerhalb weniger Minuten. Aus dem Täter ist ein Opfer geworden und aus dem Opfer ein Täter.

Gerhard P. alarmiert selbst die Polizei. „Hier gab's 'ne Messerstecherei, mich haben drei Leute angefallen“, ruft er in sein Handy, „kommen Sie schnell. Krankenwagen wäre auch gut“. Obgleich er beteuert, sich nur verteidigt zu haben, wird er kurz darauf gefesselt und in eine Arrestzelle gesperrt.

Bei Benni und Julian ist die übermütige Partylaune umgeschlagen. Beide wirken apathisch, begreifen nur langsam den Ernst der Situation, starren ungläubig auf den sterbenden Max. „Wir wollten doch nur entspannt feiern“, stammelt Julian immer wieder. Benni weint. Beide werden stundenlang verhört, vorläufig festgenommen, später ihren Angehörigen übergeben.

Was wirklich passiert ist, wird den zwei Kumpels und vielen anderen Freunden erst nach und nach bewusst: dass einer aus ihrer Mitte einen sinnlosen und selbst mitverschuldeten Tod gestorben ist, weil er sich leichtfertig in einen Rausch versetzte, weil er einen vermeintlich Schwächeren provozieren und schädigen wollte, weil er dabei an den Falschen geriet.

Hinterher ist die Trauer groß. „Wir waren mal jeden Tag hier vereint, hatten Angst vor dem Heute, sind heute allein“, rappen Cliquesmitglieder wie Philipp,



Berliner P. am Tatort Reinickendorf: „Mich haben drei Leute angefallen“

MILOS DJURIC / DER SPIEGEL



QUELLE: YOUTUBE

Jugendlicher Max H.: Alle guten Vorsätze vergessen

Tobias und Danilo in einem digitalen Nachruf („Rest in Peace“), den sie samt Fotos von Max auf die Internetplattform YouTube stellen – ein verzweifelter Versuch, den Verlust zu verarbeiten und dem Verstorbenen ein Denkmal zu setzen. Die Todesumstände erwähnen sie mit keinem Wort.

Für die Eltern, die ihren einzigen Sohn verloren haben, gibt es keinen Trost. Da hilft es auch nicht, dass Menschen, die Max gut kannten, im Nachhinein seine Vorzüge würdigen: den freundlichen Nachbarsjungen, der alten Leuten die Einkaufstaschen trug, den hilfsbereiten Kollegen, der bei einer Haussanierung anpackte, den verlässlichen Freund, der niemanden im Stich ließ.

Der Berliner Rechtsanwalt Michael Deike, der den Jugendlichen mehrmals vertrat, seine dunklen Seiten zur Genüge kannte, nahm hinter der Fassade des coolen und harten Typs, der Max immer sein wollte, stets eine verborgene Person wahr: „Ich sah immer diesen kleinen Jungen vor mir, der die Welt nicht versteht und sich mühsam hindurchtastet.“

Kommentatoren im Internet kommen zu ganz anderen Urteilen, Häme und Befriedigung überwiegen. „Schade, dass er nur einen erwischt hat“, postet einer, und ein Benutzer mit dem Decknamen Ali Gator setzt noch eins drauf: „Ein Lump weniger. Gut so.“

Gerhard P. dagegen wird in den Foren gebührend. „Endlich hat sich mal jemand gewehrt“, lobt einer von Dutzenden Forenisten anerkennend, ein zweiter stimmt vorbehaltlos zu: „Der Mann hat alles goldrichtig gemacht.“ Und ein dritter findet, P. habe für den tödlichen Stich „das Bundesverdienstkreuz verdient“.

Der Gefeierte kann mit dem Beifall nichts anfangen. „Ich fühle mich nicht als Held, ich fühle mich nur elend“, so beschreibt er seinen derzeitigen Zustand. Der Umstand, einen Menschen getötet

zu haben, verfolgt ihn wie ein Schatten, lässt ihn nicht los.

„Hier hat alles angefangen“, erklärt er bei einer Rekonstruktion in der Hechelstraße, deutet auf das Haus Nummer 33, in dem er bis vor kurzem wohnte. Geht die rund 70 Meter, auf denen sich das Drama abspielte, deutet auf die Stationen des Streits, wechselt mehrfach die Straßenseite. Als er das Haus Nummer 6 erreicht, wo noch immer Reste der polizeilichen Markierungen sichtbar sind, verliert er die Fassung, kämpft mit den Tränen.

„Ich kann mir nicht verzeihen, dass der Junge gestorben ist“, sagt er stockend, „ich bereue es jeden Tag.“ Er quält sich mit Selbstvorwürfen, die alle mit dem Wort „hätte“ beginnen. Hätte ich doch

„Die denken sicher, was heult der wieder rum, es ist doch gutgegangen, er hat doch Glück gehabt.“

das Messer nicht mitgenommen. Hätte ich mich doch verprügeln lassen. Hätte ich doch das Smartphone herausgerückt.

Gegen die Gewissensbisse nutzt wenig, dass Gerhard P. zumindest juristisch keine Schuld trifft. Er kam schon am Tag nach seiner Festnahme wieder frei, die Staatsanwaltschaft erhob keine Anklage – die Notwehrsituation, von den Zeugen bestätigt, war zu eindeutig. P. durfte sich gegen die Jugendlichen mit dem Messer verteidigen. Zumal er zuvor, sichtbar für alle, mit der Waffe drohte, sie nicht heimtückisch einsetzte. „Niemand muss sich bei uns ohne Gegenwehr ausrauben lassen“, erklärte dazu der Berliner Oberstaatsanwalt Martin Steltner.

Das deutsche Notwehrrecht geht weit. Keiner muss eine schwere Körperverlet-

zung hinnehmen, selbst dann nicht, wenn diese nur durch eine tödliche Abwehrhandlung zu verhindern ist. Mit anderen Worten: Bevor ich mich zusammenschlagen lasse, darf ich den Angreifer notfalls töten.

Wie man so ein Ereignis verkraftet, steht jedoch in keinem Gesetzestext. Die Versuche von Gerhard P. zu vergessen und zu verdrängen sind allesamt gescheitert. „Sein Leben ist vollkommen aus den Fugen“, sagt Sven Peitzner, sein Anwalt.

Der Mittvierziger ist seit dem verhängnisvollen Abend krankgeschrieben. Er muss täglich Tabletten gegen Depressionen schlucken, jede Woche zur Therapie gehen. Die Sicherheitsfirma hat ihm längst gekündigt, P. lebt mehr schlecht als recht von Hartz IV. Meist ist er derart niedergeschlagen und antriebslos, dass er sich nicht einmal mehr zum Triathlontraining aufrufen kann.

Seine Wohnung hat er aufgegeben, er ist in einen anderen Stadtteil gezogen, dorthin, wo ihn niemand kennt. Er will nicht mehr von Nachbarn auf die Tragödie angesprochen werden, und, vor allem, nicht mehr ständig am Haus Nummer 6 vorbeigehen müssen, wo Freunde des Toten bis vor kurzem Kerzen aufstellten und Blumen niederlegten. „Das war nicht mehr auszuhalten“, gibt er zu.

Nur eines, sagt er, sei noch schlimmer: mit niemandem über die verstörenden Bilder, die bedrückenden Erinnerungen reden zu können. Weder mit den Eltern, die sein Unglück ohnehin schwer belastete und die nichts mehr darüber hören wollten, noch mit den Sportfreunden, die inzwischen selbst auf vorsichtige Andeutungen strapaziert reagieren würden. „Die denken sicher, was heult der schon wieder rum, es ist doch alles gutgegangen, er hat doch noch Glück gehabt.“

Rechtlich ist der Fall weitgehend abgeschlossen. Ein Verfahren wegen Mitführens des Klappmessers wurde eingestellt. Auch Julian A., der bei dem Überfall wohl nur eine Nebenrolle spielte, sich nach Darstellung aller Beobachter weit weniger aggressiv verhielt als die beiden anderen Jugendlichen, bekommt keinen Prozess; die Ermittlungen führten nicht zu einer Anklage. Er ist durch den Tod des Freundes auch bestraft genug.

Nur für Benni J., den besten Kumpel von Max, hat der tragische Fall noch juristische Konsequenzen. Bei Vernehmungen berief er sich auf Gedächtnislücken, will sich infolge seines Rauschs an kaum etwas erinnern können, entschuldigt das Geschehen mit einem „Blackout“. Trotzdem soll er demnächst wegen gemeinschaftlicher räuberischer Erpressung vor ein Jugendgericht.

Beim Prozess trafe der inzwischen 20-Jährige dann erstmals sein ehemaliges Opfer wieder: Gerhard P. ist der Hauptzeuge.

BUNDESPRÄSIDENT

Gedanklicher Schnitt

Missachtet das deutsche Staatsoberhaupt die Rechte kleiner Parteien? Joachim Gauck hat sich offenbar verplappert – nicht zum ersten Mal.

Um von einem geschätzten Redner zu einem schlechten Vorbild zu werden, vom Bundespräsidenten zum Bundesplappermaul also, können wenige Worte genügen.

Frankfurt (Oder) an einem Freitag im Oktober. Viele Staaten hätten populistische Parteien, sprach Joachim Gauck, „zum großen Teil im Parlament – wir nicht, darüber bin ich sehr dankbar“. So weit, so akzeptabel; selbst wer anderer Meinung ist, müsste sich darüber nicht gleich erregen. Doch Gauck fuhr fort: „Aber jetzt sind wir an der Schwelle, dass eine Partei einziehen möchte, möglicherweise bei der Europawahl reüssieren wird: die Alternative für Deutschland. Und wir wären sehr dumm, wenn wir uns es zu einfach machen und sagen, das sind ja Faschisten.“

So ist es auf einer Tonaufzeichnung zu hören. Und so hat es auch Bernd Lucke gehört, der Vorsitzende der Alternative für Deutschland (AfD), der sich prompt beschwerte: Es sei nicht hinnehmbar, dass der Präsident öffentlich äußere, wen er im Parlament sehen wolle und wen nicht. Selbst wenn Gaucks Worte nur in einer Diskussion vor Studenten fielen und nicht in einer Rede mit ausgefeiltem Manuskript, hat der Parteivorsitzende mit seiner Kritik womöglich recht – und der Bundespräsident ein Problem mehr.

Gauck wäre ein Wiederholungstäter. Zum zweiten Mal innerhalb kurzer Zeit hat er sich abwertend über kleine Parteien geäußert; im August traf es die NPD, diesmal offenbar die AfD. Ob er sich damit noch auf dem Boden des Grundgesetzes bewegt, wird im Fall der rechtsextremistischen NPD wohl bald vor dem Bundesverfassungsgericht verhandelt.

Auch deshalb dürfte sich sein Haus in der vorigen Woche beeilt haben, die Äu-

ßerungen in Frankfurt abzuwiegeln. Es handle sich um ein Missverständnis, das der Bundespräsident bedaure. Gauck habe nur allgemein über populistische Parteien und deren Nichteinzug in den Bundestag gesprochen – und erst später über den Euro-Skeptizismus der AfD, ließ das Bundespräsidialamt verbreiten.

Später? Die Sätze fielen unmittelbar nacheinander. Auf Nachfrage unternahm Gaucks Sprecherin einen weiteren Erklärungsversuch: Der Bundespräsident habe einen „gedanklichen Schnitt“ gemacht, bevor er über die AfD räsionierte.



Staatsrepräsentant Gauck: „Wir wären sehr dumm“

Ein gedanklicher Schnitt? Was immer das ist – zu hören ist er auf der Aufnahme von Gaucks Vortrag jedenfalls nicht.

Die Sätze vor dieser Passage lassen die Erklärung noch weniger glaubwürdig erscheinen. Da betont Gauck, Populisten seien für ihn „nicht immer Faschisten oder Nationalsozialisten“. An wen dachte er, als er über das Scheitern von Populisten bei der Wahl sprach – wenn nicht an die AfD? Antwort der Sprecherin: „Wir nehmen dazu keine Stellung.“

Im Fall der NPD wird sich das Amt kaum auf Stillschweigen zurückziehen können. Die Partei greift Äußerungen an, die Gauck Ende August vor Oberstufenschülern machte. Er sprach über Proteste, angeführt von der NPD, gegen ein Asyl-

bewerberheim in Berlin – und die Gegendemonstranten. „Wir brauchen Bürger, die auf die Straße gehen und den Spinnern ihre Grenzen aufweisen“, sagte Gauck. „Dazu sind Sie alle aufgefordert.“

Doch das Staatsoberhaupt hat parteipolitisch neutral zu sein. Solange die NPD nicht verboten ist, hat sie Rechte wie jede andere Partei – und dazu gehört auch die Chancengleichheit, vor allem im Wahlkampf. Gauck darf also nur schwerlich Stimmung gegen die Partei machen, so rechtsextrem sie auch sein mag.

Als die NPD bei Gauck nachfragte, wen er denn mit „Spinnern“ gemeint habe, entgegnete Gaucks Hausjurist Stefan Pieper patzig: Bei „verständiger Würdigung“ der entsprechenden Presseberichte „beantwortet sich Ihre Frage von selbst“.

Die NPD zog vor das Bundesverfassungsgericht und erhob eine Klage samt Eilantrag. Da ruderte das Amt zurück: Gauck habe „nicht konkrete Mitglieder, Aktivisten oder Unterstützer“ der NPD als „Spinner“ bezeichnet. Zugleich teilte man den Richtern mit: Ebenso wenig wie Gauck durch seine Äußerungen die Antragstellerin bisher in ihren Rechten verletzt habe, werde er dies künftig tun.

Vor Gericht kam Gauck so gerade eben davon, jedenfalls vorerst. Nur weil die Verfassungsrichter zu erkennen glaubten, dass Gauck, nach dem Austausch von Schriftsätzen, sich der Problematik „bewusst“ sei und ähnliche Äußerungen bis zur Wahl nicht mehr zu erwarten seien, lehnten sie den Antrag der NPD auf Erlass einer einstweiligen Anordnung gegen das Staatsoberhaupt ab.

Vom Tisch ist die Sache trotzdem nicht: Das Verfassungsgericht hat die NPD-Klage nun förmlich den obersten Bundes-

organen zugestellt; Ende Oktober läuft die Frist zur Stellungnahme ab. Ob Gauck mit seiner Äußerung die Rechte der NPD verletzt hat, muss dann wohl eine mündliche Verhandlung in Karlsruhe Anfang kommenden Jahres erweisen. Die NPD könnte zwar darauf verzichten – doch wird sie sich kaum die Gelegenheit entgehen lassen, den obersten Repräsentanten des ihr so verhassten „BRD-Systems“ in dessen höchstem Gericht vorzuführen.

AfD-Chef Lucke findet es „enttäuschend“, dass Gaucks Haus nun „die Öffentlichkeit in die Irre führt“, indem der Eindruck erweckt werde, „er hätte uns gar nicht gemeint“. Auf rechtliche Schritte allerdings will seine Partei verzichten.

MELANIE AMANN, DIETMAR HIPF

HOCHSCHULEN

Die Vier-Wochen-Panik

Viele Studenten finden keine Wohnung, manche schlafen in Massenlagern. Schuld ist auch das neue Studiensystem mit Bachelor- und Master-Abschlüssen.

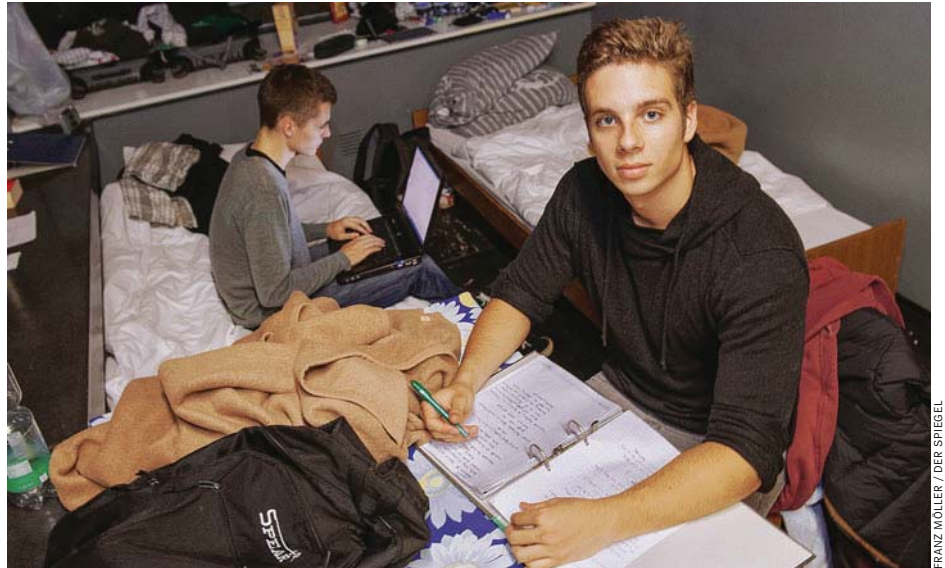
Im Vordergrund die Altstadt, darüber das Schloss der hessischen Landgrafen und in der Ferne die Lahnberge – in Marburg gibt es kaum einen besseren Blick. Die Aussicht aus dem obersten Stock des Studentenwohnheims teilt sich Philipp Arians, 18, allerdings mit fünf Zimmergenossen, ebenso wie seine Privatsphäre.

Der Studienanfänger schläft auf einem Bett in der rechten hinteren Ecke des Raums, eine Armlänge entfernt nächtigt ein Kommilitone. Zum Kochen und Duschen gehen die jungen Männer ein Stockwerk nach unten, ihre Handtücher hängen über Stühlen, umgeben von leeren Bierflaschen und angebrochenen Müslipackungen. „Das hat Hostel-Charakter“, sagt Arians, während er auf den Gebets-teppich seines Mitbewohners aus Palästina blickt. „Ich komme mit Leuten in Kontakt, die ich sonst nicht kennenlernen würde.“

Der Abiturient aus dem niederrheinischen Geldern, der Germanistik und Geografie studieren will, wohnt nicht freiwillig im Massenlager des Studentenwerks Marburg. Eine andere Bleibe konnte er zu Semesterbeginn nicht finden. Ähnlich ergeht es in diesen Wochen bundesweit vielen Leidensgenossen. Die Wohnungsknappheit in den Uni-Städten zwingt sie zu einem Leben aus dem Koffer.

74 Not-Schlafplätze hält das Marburger Studentenwerk vor, in der ersten Semesterwoche waren sie ausgebucht. Auch in Freiburg, Heidelberg, Münster oder Tübingen gibt es Matratzenlager, in München bieten drei Wohnheime vorübergehend Unterschlupf. In Köln hat der Asta eine Unterkunft in einem kirchlichen Gemeindezentrum eingerichtet.

Das Angebot an bezahlbarem Wohnraum ist in den beliebten Universitätsstädten ohnehin knapp. Und die Nachfrage von Studenten wächst Jahr für Jahr. Immer mehr Schulabgänger eines Jahrgangs dürfen und wollen



Erstsemester Arians (r.), Zimmergenosse in Marburg: „Das hat Hostel-Charakter“

studieren, zudem kommen in diesem Jahr in Nordrhein-Westfalen und Hessen doppelte Abiturjahrgänge an die Hochschulen.

Der Erstsemester Jan Möser, 23, verschickte über 60 Anfragen, bevor er in die Notunterkunft in der Freiburger Studentensiedlung zog. Schließlich fand er ein Zimmer in Bollschweil, rund zwölf Kilometer südlich von Freiburg. „Die meisten von uns sind gefrustet vom Wohnungsmarkt“, sagt Möser.

Vor allem an traditionsreichen Uni-Standorten konkurrieren Studenten mit Familien oder Rentnern um den knappen Wohnraum. Sie fänden, wenn überhaupt, oft nur teure Wohnungen, sagt Ulrich Ropertz vom Deutschen Mieterbund: „Weil Studenten nicht lange an einem Ort wohnen, können sie nicht von alten Verträgen profitieren, sondern müssen die hohen Mieten zahlen, die heute vielerorts bei Neuvermietungen verlangt werden.“

Laut einer aktuellen Umfrage im Auftrag des Deutschen Studentenwerks bewerten zwei Drittel der Studienanfänger die

Wohnungssuche als schwierig. Angesichts langer Wartelisten fordert Generalsekretär Achim Meyer auf der Heyde dringend Wohnheim-Neubauten: „Zusätzliche Wohnheime entlasten auch den übrigen Wohnungsmarkt.“ Derzeit stünden für zweieinhalb Millionen Studenten nur 230 000 Plätze bereit.

In Köln etwa reichen die Wohnheimplätze für weniger als sechs Prozent der Studenten. Die geplante Umwandlung einer Polizeiwache im Stadtteil Kalk zieht sich, und in Ehrenfeld wehren sich Anwohner gegen einen Neubau auf einem der knappen Parkplätze. Beim vergangenen Ro-

senmontagsumzug war ein Mottowagen zu sehen: „Favelas für die Studentenflut“.

Statt Elendsbehausungen würden organisatorische Kniffe helfen. Die Hochschulen tragen durch eine chaotische Studienplatzvergabe zum großen Andrang bei. Wer was wo studieren darf – das entscheidet sich bisweilen erst, nachdem das Semester schon begonnen hat. Eine hochschulübergreifende Bearbeitung der Bewerbungen fehlt. Der Zulassungsbescheid kommt in letzter Minute, wenn etwa Mehrfachbewerber abgesagt haben oder sich ein lokaler Numerus clausus geändert hat. Für die Wohnungssuche bleibt kaum Zeit.

Zudem lassen sich nach der Umstellung der Studienstruktur auf die neuen Abschlüsse Bachelor und Master viele Fächer nur noch sinnvoll studieren, wenn man im Wintersemester beginnt. Der Anteil der Studienanfänger, die zum Sommersemester an die Uni kommen, ist in den vergangenen zehn Jahren um ein Drittel gesunken.

Dass es auch flexibler geht, bewiesen vor zwei Jahren die bayerischen Hochschulplaner. Sie loteten im Jahr des Doppelabiturs mehr Studienanfänger schon im Frühjahr an die Unis, das entspannte den Wohnungsmarkt im Herbst etwas.

Doch statt solcher flexibler Modelle dominiert in den Universitätsstädten die Vier-Wochen-Panik: Zwischen Mitte Oktober und Mitte November ist es schlimm mit der Wohnungssuche, danach bessert sich die Lage vielerorts, weil die Ersten ihre Wahl überdenken. Clemens Metz, Geschäftsführer des Freiburger Studentenwerks, empfiehlt deshalb: „Wer mit seiner jetzigen Unterkunft nicht zufrieden ist, sollte spätestens zu Beginn des Sommersemesters noch einmal suchen.“ JAN FRIEDMANN

Studierende in Deutschland
im Wintersemester, in Mio.

2002/03

1,9

2012/13

2,5

Quelle:
Statistisches Bundesamt



Video-Reportage: Studenten in Notunterkünften

spiegel.de/app442013wohnungsnot
oder in der App DER SPIEGEL

Volvo macht glücklich.



Entdecken Sie bei einer Probefahrt, warum
Volvo die zufriedensten Kunden hat.



**Ticket schon weg?
Einfach QR-Code scannen
und Probefahrt vereinbaren!**



Entdecken Sie bei einer besonderen Probefahrt den Schweden in sich – mit dem Volvo Ticket. Vereinbaren Sie am besten gleich Ihren persönlichen Termin: entweder QR-Code scannen, anrufen unter **0800 250 50 10** (gebührenfrei) oder direkt bei Ihrem Volvo Partner.

VOLVOCARS.DE/TICKET

*Die Marke Volvo erzielte in der urheberrechtlich geschützten J.D. Power and Associates 2013 Germany Vehicle Ownership Satisfaction StudySM das beste Ergebnis. Der Volvo V70/XC70 erzielte das beste Ergebnis im Segment Oberklasse. Nähere Infos finden Sie unter: volvocars.de/kundenzufriedenheit und jdpower.com.

Der Broker vom Bosphorus

Yaman Kar treibt das Ziel, schnell reich zu werden. Der Pensionär Erwin Gut sucht Menschen, die ihm zuhören. Sie finden zueinander, am Telefon. Eine Geschichte über Gier, Einsamkeit und die Masche international agierender Betrüger. *Von Özlem Gezer*

Wenn der Muezzin in Istanbul zum Gebet ruft, ist Erwin Gut in Sicherheit, in seinem Haus mit weißem Anstrich, in einer Kleinstadt in Westfalen. Denn wenn der Muezzin ruft, wird nicht telefoniert.

Erwin Gut ist 83 Jahre alt und pensionierter Oberstudiendirektor, er mag es, wenn Menschen ihm zuhören. Er erzählt seine Geschichten auch am Telefon, selbst Fremden. Und er tut es sogar, wenn am anderen Ende der Leitung Männer wie Yaman Kar sitzen, die sich als Broker ausgeben und angeblich heiße Aktien im Angebot haben.

In Wahrheit ist Yaman Kar – in Wittlingen an der Donau geboren, Sohn türkischer Einwanderer – ein erfolgreicher Betrüger. Vor sechs Jahren ist er nach Istanbul gezogen, seine Geschäfte macht er von einer kleinen Wohnung aus, die als Callcenter eingerichtet ist, ein paar Seitenstraßen vom Bosphorus entfernt. Kar, 41, trägt ein blau-weißes HSV-Trikot über der schwarzen Bundfaltenhose, dazu Lackschuhe. In seinem Büro riecht es nach frisch gestrichenen Wänden, ein alter Laptop und das Börsenlexikon liegen auf dem Tisch – zehn Quadratmeter Wall Street auf der asiatischen Seite von Istanbul.

Yaman Kar richtet seine randlose Brille, streicht über die Halbglatze, zündet sich eine Zigarette an und pustet den Rauch aus dem Fenster. Es ist Mittag, 29 Grad Celsius, eine türkische Flagge weht im Wind, dahinter liegt die kleine Straßenmoschee. Der Muezzin ruft zum Freitagsgebet.

„Solange der schreit, habe ich Telefonpause“, sagt Kar. Er glaubt nicht an Gott, und der Geistliche von gegenüber nervt ihn. Wenn der Muezzin ruft, sortiert Kar seine Karteikarten neu. Es gibt einen Kasten mit blauen Karten, darauf stehen die Namen seiner besten Kunden; auf manche hat Kar mit blauer Tinte „süchtig“ geschrieben, auf andere „Depp“ oder „gebranntes Kind“. Auf einem Kasten mit weißen Karten ist notiert: „Jungfrauen, Vorsicht beim Knacken – Erstkauf“.

An guten Tagen bearbeitet Kar bis zu 50 Kunden, zwölf Stunden lang, manchmal mehr. Kontaktpflege. Small Talk. Was ein Broker halt so macht auf der Suche nach dem Deal seines Lebens.

Der Muezzin ist fertig, Kar wählt die nächste Nummer. Erst die Vorwahl einer Kleinstadt in Westfalen, er kennt sie auswendig. Dann die Ziffern von Erwin Gut. Auf der Karteikarte hat Kar notiert: „immer gekauft“. Wenn der Broker vom Bosphorus mit einer neuen Aktie handelt, ist Erwin Gut der Erste, den er anruft.

Kar: „Wunderschönen guten Tag, lieber Herr Gut, wie geht es Ihnen?“

Gut: „Geht so, mit wem spreche ich?“

Kar: „Hier Baumann von der Firma Europe Financial Center in Zürich. Ich habe da wieder was Interessantes für Sie. Eine Aktie, die durch die Decke gehen wird.“

Gut: „Ich habe kein Geld mehr.“

Kar: „Ach, Herr Gut, habe ich Sie gerade beim Mittagsschlaf gestört? Ich merke das doch sofort an Ihrer Stimme. Wovon leben Sie denn, wenn Sie kein Geld haben? Lassen Sie uns ehrlich sein, wie immer.“

Gut: „Ich bewahre mein Geld für meine Enkel auf.“

Kar: „Das haben Sie mir doch schon beim letzten Geschäft erzählt, und genau um die geht es mir doch auch. Sie brauchen einfach mehr Geld bei acht Enkeln. Sie kennen den Ablauf ja, ich gebe Ihnen die Wertpapierkennnummer der neuen Aktie, und Sie gucken sich die selbst einmal an, im Internet, auf der Börsenseite Cortal Consors. Ich melde mich dann wieder. Schreiben Sie bitte auf, ich buchstabiere ...“

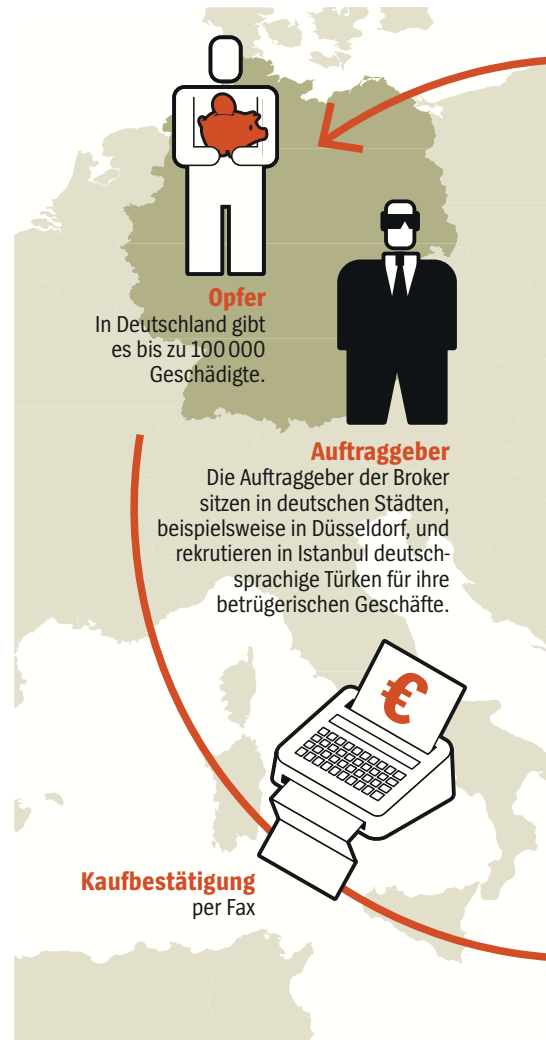
Nachdem Yaman Kar aufgelegt hat, notiert er auf der Karteikarte von Gut: „Morgen wieder anrufen.“ Da ruft sein Kollege herüber: „Na, hast du den Erwin wieder abgezockt?“ Kar nimmt den Kopfhörer ab und sagt: „Hast du gehört? Kein Geld, das sagt der immer, und dann kauft er trotzdem, der Depp.“ Kar klatscht mit seinem Kollegen ab, wie es Fußballer nach einem geschossenen Tor tun. Sie lachen über Erwin Gut, der 2000 Kilometer entfernt an seinem Esstisch sitzt und sich nun durch die Internetseiten klickt, wie immer, wenn Herr Baumann aus Zürich ihm eine neue Aktie empfiehlt.

Kar alias Baumann ist ein „Opener“. Einer, der Menschen knackt, sie auf den Geschmack bringt, um sie dann weiter-

zugeben an die „Loader“, die sogenannten Top-Verkäufer, die dem Anleger immer mehr Geld aus der Tasche ziehen.

Die Aktie, die der falsche Broker dem Pensionär empfohlen hat, wird niemals wie versprochen „durch die Decke gehen“. Es ist eine Aktie, die nur für kurze Zeit, zum Zwecke des Betrugs, an der Börse gelistet wird – damit Leute wie Kar naiven Kunden wie Gut das Geld aus der Tasche ziehen können.

Die Auftraggeber von Yaman Kar sitzen in Deutschland. Sie sind Profis im Anlagebetrug, sie gründen Scheinfirmen, erstellen Websites mit verlockenden



Informationen. Ihre Callcenter haben sie ins Ausland verlegt, um sich deutschen Ermittlern leichter zu entziehen. Mit Vorliebe lassen sie ihre Opener von Millionenmetropolen wie Istanbul aus arbeiten.

Yaman Kar und seine Mitstreiter sind junge Männer zwischen 20 und 40. Sie sind die Söhne türkischer Gastarbeiter, sie schwäbeln, berlinern oder sprechen reines Hochdeutsch. Sie stammen aus Osnabrück, Hamburg, Berlin oder eben Wittlingen. Sie haben mal Automechaniker gelernt oder Friseur, mal nichts.

In ihrer Heimat Deutschland haben sie geschlagen, geraubt, Drogen verkauft, wurden von deutschen Richtern abgeschoben. In den Abschiebebegündungen stehen Sätze wie: „Sie stellen eine Gefahr für die öffentliche Ordnung, die innere Sicherheit dar.“

Es sind gescheiterte Existenzen, mit einem gestörten Verhältnis zu jenem Land, in dem sie aufgewachsen, die meisten sogar geboren sind. Sie fühlen sich nicht gewollt, nicht respektiert, weggeschickt. Und deshalb haben Männer wie Yaman Kar auch kein schlechtes Gewissen, wenn sie nichtsahnende Deutsche wie Erwin Gut um ihr Ersparnis bringen.

Als Kind, erzählt Kar, habe er davon geträumt, Autos zu reparieren, bei Opel. Doch dann erlernte er den Beruf des Webers, wie sein Vater. Es gefiel ihm nicht. Er fing bei Bosch an, steckte Kabel in Spülmaschinen, am Fließband, im Akkord. Das gefiel ihm noch weniger. Er bestellte für die türkischen Migranten, die kein Deutsch sprachen, Tischdecken und Wohnzimmerschränke aus dem Quelle-Katalog – und kassierte von ihnen Provisionen. Er lieh türkische Filme aus der Videothek im Nachbardorf, kopierte sie und verlieh sie an die Gastarbeiter, 1,50 Mark pro Tag. Kar konnte schon damals gut reden, bewegte sich oft an der Grenze zur Illegalität und manchmal darüber hinaus.

Die Geschäfte liefen gut, aber Yaman Kar war nicht zufrieden, er wollte mehr, träumte von einem Haus, einem roten Sportwagen. Er zog nach Hamburg, wurde Briefzusteller bei der Deutschen Post. Kar klatete Geldscheine aus den Briefumschlägen, wurde erwischt, verlor seinen Job. Er kellnerte auf dem Kiez, trank viel, zahlte seine Miete immer seltener, wurde obdachlos, verbrachte ein Jahr in einer Entzugsanstalt. Er heiratete zweimal, zeugte vier Kinder.

Yaman Kar hat Deutschland freiwillig verlassen. Und dennoch war es eine Flucht. Vor der Verantwortung. Vor den Unterhaltsansprüchen seiner Ehefrauen. Vor Menschen, die ihm Geld geliehen hatten. Vor Vermietern, die er geprellt hatte.

2007 zog er bei seinen Eltern ein, die Anfang der achtziger Jahre nach Istanbul zurückgekehrt waren. Yaman Kar heuerte in deutschsprachigen Callcentern am Bosphorus an, wie so viele andere Rückkehrer. Kar probierte etliche Arbeitgeber aus, die Löhne waren überall mies, zufrieden war er nie – bis zu jenem Tag im Frühjahr 2010, an dem er wieder zu träumen begann, vom großen Geld.

In einer türkischen Zeitung las Kar eine Anzeige auf Deutsch. Im Bankenviertel sollten zehn Elite-Telefonisten ausgewählt werden, „Top-Verdienst“ stand in der Annonce. 50 bewarben sich; wer das beste Deutsch sprach, wurde genommen. Yaman Kar war dabei. Er trug jetzt jeden Morgen Anzug, war frisch rasiert und ging ohne Joop-Duft nicht mehr aus dem Haus. Seine neuen Chefs sagten, nur wer aussehe wie ein echter Broker, klinge auch am Telefon so.

Einen Monat lang wurde Yaman Kar geschult, seine Trainer kamen aus Düsseldorf, ihre echten Namen kennt er nicht. Er nennt sie das „Killerteam“ – zehn Männer, die angeblich bis 2006 zur deutschen Callcenter-Mafia gehörten. Seinerzeit hatte es viele Razzien in Nordrhein-Westfalen gegeben, es waren Callcenter geschlossen und etliche Mitglieder einer Bande festgenommen worden, die Menschen mit falschen Aktien um Millionen Euro betrogen hatte.

Mit Rollenspielen trainierte das Killerteam die Einsteiger in Hartnäckigkeit, Überredungstechniken, Stressresistenz. Der Leitsatz lautete: „Wenn der Kunde nein sagt, beginnt dein Job.“ Wenn Kar in den Übungen hart blieb, warf der Trainer einen 100-Euro-Schein auf den Tisch, als Belohnung und als Ansporn für die Kollegen.

In manchen Monaten verdiente Kar jetzt 10 000 Euro. Er hatte das System kapiert. Er wusste, dass man die Deutschen nicht vor Weihnachten anrufen sollte, nicht kurz vor der Urlaubszeit. Er mied den Norden, weil dort die Menschen misstrauisch sind. Im Süden, hatte das Killerteam erklärt, seien die besten Opfer.

Yaman Kar klickte sich durch Online-Telefonbücher und suchte Nummern heraus, von Steuerberatern, Rechtsanwälten, Handwerkern. Menschen, die irgendwo Geld liegen haben könnten, von dem keiner etwas wusste; weder die Ehefrau noch das Finanzamt. Die Profis aus Düsseldorf hatten ihm beigebracht, dass solche Kunden sich fast nie beschwerten. Und dass hinter altnordischen Vornamen oft leichte Opfer steckten. Namen wie Horst oder Erwin.

Ältere Menschen seien naiver, sagt Yaman Kar, sie hätten Langeweile, seien

Das System der Betrüger

Wie Scheinfirmen am Telefon ihre Opfer hereinlegen

Callcenter in Istanbul
sind meistens nicht als Callcenter angemeldet und befinden sich in Wohnungen, wo sie nicht aufzuspüren sind.

Gefälschte Website

Sie wird von Studenten in Istanbul erstellt, kostet um die 80 € und gehört zu Scheinfirmen, die angeblich in Zürich, London oder New York sitzen.

Broker

Die Verkäufer haben viele verschiedene Identitäten und richten sich damit falsche E-Mail-Adressen und Facebook-Accounts ein.

Provision
500 € für Geschäftsabschluss

Kundenkartei

Die Kartei ist sortiert nach dem Kaufverhalten der Kunden. „Depp“, „immer gekauft“ oder „Jungfrau“ steht auf den jeweiligen Karten.

DER SPIEGEL



Tatort Istanbul: Zehn Quadratmeter Wall Street auf der asiatischen Seite der Stadt

F1 ONLINE

häufig einsam. Viele hätten keine Ahnung von der Börse, aber sie seien gierig – und schnell süchtig. Wie Erwin Gut.

Es gab Zeiten, da wechselte Yaman Kar zwischen vier Identitäten. Er erzählte seinen Opfern von seinem Fußballverein in Augsburg oder der Eckkneipe in Wittlingen. Er meldete sich aus London, Zürich oder von der Wall Street in New York.

Erwin Gut kennt alle Identitäten von Yaman Kar. Er hat oft mit ihm telefoniert, er weiß nur nicht, dass es immer dieselbe Person ist, mit der er spricht. Yaman Kar hat Erwin Gut oft Schrottaktien am Telefon angedreht, er kennt ihn gut.

Auf Kars Kundenkarte steht, dass Gut einen kleinen Hyundai fährt, „neu gekauft“. Wohin er in den nächsten Urlaub reisen wird, wann seine Frau krank oder schlecht gelaunt ist. Dass er freitags immer schwimmen geht, drei Stunden lang.

Yaman Kar erinnert sich noch genau an sein erstes großes Geschäft mit Erwin Gut. Er hat es aufgezeichnet und spult es an diesem Vormittag in Istanbul einem neuen Kollegen vor, um ihm zu zeigen, wie das funktioniert, mit dem Fangen, dem Opening, der Abzocke. Schließlich gibt es für drei Openings ein neues iPhone 5, so steht es auf dem Flipchart in dem Raum, direkt unter einem Bild der Wall Street.

Das Band läuft: „Schönen guten Tag, lieber Herr Gut. Hier Franz Wagner von der Firma Bull Trader's in New York. Ich wollte Ihnen eine Aktie empfehlen, Sunex. Nein, ich verkaufe nichts. Sie kaufen selbst über Ihr Aktiendepot. Aber lieber Herr Gut, Sie müssen schnell sein. Nur ein Rat von mir. Sie haben jetzt die einmalige Chance, die Aktie liegt gerade bei 75 Cent, in vier Wochen sind wir bei 90 in 12 bei 1,60. Das wären 100 Prozent Gewinn! Solarenergie, das ist die Zukunft! Verstehen Sie?“

Erwin Gut verstand – und kaufte.

Der Pensionär sitzt an einem Vormittag im September an seinem Esstisch und erinnert sich an diesen netten Berater, der „di-

rekt von der Wall Street angerufen“ habe, der immer einen Witz auf Lager gehabt und ihn nie gedrängt habe. Gut hat die Gewinnhochrechnung, die ihm Yaman Kar schickte, in einem Ordner abgelegt. Der Ordner liegt vor ihm auf dem Esstisch. Die Hochrechnung besteht aus drei Zeilen, auf schlichtem weißem Papier. Kein Datum. Kein Stempel. Auch Yaman Kar hat dieses Papier in seinen Ablagen in Istanbul. Es ist ein simples Word-Dokument, das er erstellt hat, um seinen Kunden etwas vorzumachen.

Erwin Gut kaufte am 27. Januar 2012 die Sunex-Aktie, 6500 Stück, 4905,80 Euro. Nach dem Kauf schickte er wie vereinbart Yaman Kar die Kaufbestätigung, per Fax, nach New York, wie er glaubte. In Wahrheit ratterte sie durch das Faxgerät in Istanbul, denn die Callcenter am Bosphorus arbeiten alle über Voice over IP. Dahinter verbirgt sich eine Art der Internettelefonie, bei der der Anrufer gegen eine Gebühr im Internet seine Nummer selbst bestimmen darf und die Nummer, wenn sie ihren Zweck erfüllt hat, einfach wieder inaktiv setzt.

Der Oberstudiendirektor a.D. wollte durchaus wissen, mit wem er es zu tun

hat. Er klickte sich durch die Website der New Yorker Finanzberaterfirma. Er fand sie professionell, diese Seite mit dem Bullen im Logo. Wer den Internetauftritt der Bull Trader's genauer überprüfte, landet bei einem türkischen Studenten, der in Istanbul gemeldet ist. Kar hatte ihm 80 Euro für die falsche Adresse gezahlt.

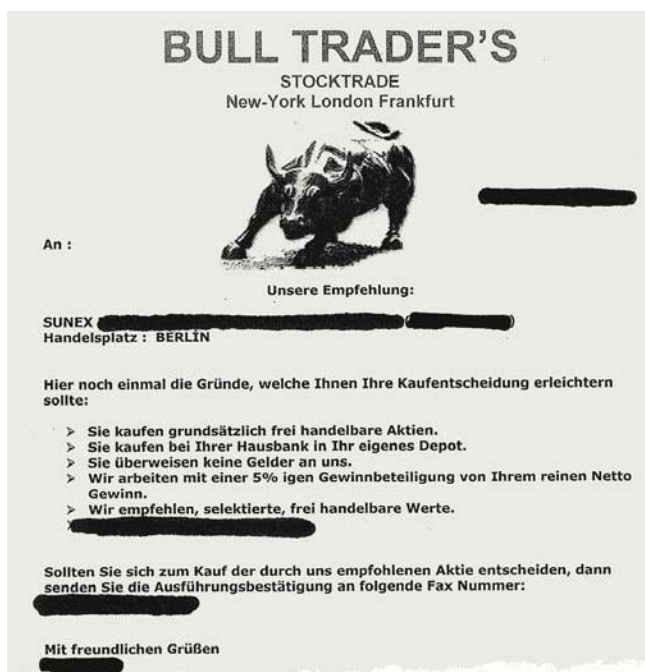
Noch am Tag des ersten Deals mit Erwin Gut kassierte Yaman Kar alias Franz Wagner 500 Euro Provision von seinem Chef.

Das fühlte sich gut an, viel besser als die Jobs, die Kar zuvor in den ungezählten Callcentern von Istanbul meist schnell hingeschmissen hatte. Der erste, so erinnert er sich, war bei der Kunden-Hotline eines großen deutschen Providers. Kar nahm Internetstörungen in deutschen Haushalten auf: „Der Job war voll sauber.“ Kar meint das nicht im juristischen Sinne, denn sein Auftrag war, Hilfesuchende in der Leitung warten zu lassen, weil die Hotline Geld kostete. Da sein Chef ihm den Monatslohn von 700 Euro aber irgendwann schuldig blieb, wechselte Kar zu einem anderen deutschsprachigen Callcenter: zum Stromanbieter Teldafax.

Doch auch dieses Engagement hielt nicht lange. Die Firma ging pleite, drei Vorstände wurden in Deutschland wegen gewerbsmäßigen Betrugs und Insolvenzverschleppung angeklagt. Also zog Kar weiter, verkaufte Zeitschriftenabos an deutsche Haushalte. Zeitungen, die allerdings nie ankommen sollten.

Kurze Zeit nach dem Abo-Abschluss rief Kar die Kunden ein weiteres Mal an: „Herzlichen Glückwunsch, Sie haben letzte Woche mit dem Abo-Abschluss an einem Gewinnspiel teilgenommen“, rief er ins Telefon. Um das Geld zu bekommen, müssten die Gewinner nur noch die Steuern und Gebühren für die Gewinnsumme zahlen.

Das Bundeskriminalamt schätzt, dass in Deutschland bereits rund 100 000 Menschen auf diese Art Gewinnbetrug hereingefallen sind, in den meisten Fällen



Schreiben der Scheinfirma: Empfehlung der wertlosen Aktie

operierten die Telefonabzocker aus der Türkei.

Oft werde die Gaunerei sogar fortgesetzt: Nachdem „der Gefallene“, so nennen die Betrüger ihre deutschen Opfer, das Geld überwiesen hat, um den angeblichen Gewinn zu erhalten, melden sich die Täter erneut – diesmal als deutsche Staatsanwälte, Notare, Kripo-Beamte oder Ermittler von Interpol.

Auch Kar hat diesen Trick angewendet. Wieder telefonierte er über Voice over IP mit Telefonnummern von deutschen Polizeiwachen oder Staatsanwaltschaften. Er erklärte den Geschädigten, dass jetzt ein Verfahren gegen sie eingeleitet werde, weil sie illegalerweise Geld ins Ausland überwiesen hätten. Er gab sich am liebsten als deutscher Staatsanwalt mit Dokortitel aus, der seinem Opfer noch eine Chance gebe, die Sache zu bereinigen: Sie müssten dazu noch einmal eine Geldübergabe machen und bei der Überführung der Täter helfen; dann werde nicht nur das Verfahren gegen sie eingestellt, sie bekämen sogar eine Belohnung. „Du musst den Deutschen führen, nicht biten“, sagt Kar.

Das Bundeskriminalamt kennt diese Spielarten der Telefonabzocke nur zu gut. Allein mit angeblichen Gewinnspielen seien treuglaubende Kunden um mindestens 23 Millionen Euro betrogen worden. So hoch sei die Summe, die von Betroffenen bei der Polizei bislang angezeigt wurde. Hinzugerechnet werden müsse aber die Dunkelziffer jener Opfer, die sich aus Scham, aus Angst vor dem Finanzamt oder aus Furcht vor der Ehefrau nicht gemeldet haben.

„Die Ängstlichen haben wir gerupft wie Hühner“, sagt Yaman Kar. Wenn er merkte, dass die Betrogenen wirklich kein Geld mehr hatten, rief er sie ein letztes Mal an, für das finale Geschäft. Kar behauptete, er sei von der Deutschen Telekom. Er bot eine Box an, mit der Anrufe von Betrügern gestoppt werden könnten. Er schickte auf Wunsch auch einen Prospekt dazu. 120 Euro kassierte er für das technische Wundertier – das nie ankam. In Kars Karteikästen sind diese Opfer abgelegt unter der Kategorie: „gebrannte Kinder“.

Der Kasten steht vor ihm auf dem Schreibtisch. Yaman Kar rührt seinen Pulverkaffee in eine rote Nescafé-Tasse, Importware aus der deutschen Heimat. Dann starrt er wieder auf den Bildschirm, seine Startseite ist das Online-Horoskop der „Hamburger Morgenpost“. Kar ist Krebs, sein Horoskop liest er jeden Tag. Yaman Kar und viele seiner Kollegen scheinen Deutschland in Gedanken nie verlassen zu haben. Sie verfolgen das Leben ihrer alten Schulfreunde bei Facebook, sie erzählen von ihrer Grundschule, von Klassenreisen in den Harz. Und sie diskutieren über die Bundesliga.

Sie tun es auf Deutsch. Ihr Türkisch ist in der Regel zu schlecht für einen anspruchsvollen Job in Istanbul. Die Callcenter am Bosphorus sind für die jungen Männer ein paar Quadratmeter Deutschland, ein Zufluchtsort in der Einsamkeit.

Erwin Gut, der pensionierte Lehrer aus Westfalen, hat seine Einsamkeit in Aktenordner sortiert, blaue, graue, gelbe. Es sind Klagen gegen Sex-Hotlines, die er nie angerufen habe. Briefe an deutsche Staatsanwälte. Belege über den Kauf von Aktien, die ins Bodenlose fielen – weil die Geschichte vom Mittel gegen Aids, vom lukrativen Solarprojekt, von der Wasserverwertungsanlage, die sogar Obama gefallen, gelogen war. Gut ist oft reingefallen.

„Er ist das perfekte Opfer“, so zynisch sieht es Yaman Kar. Erwin Gut studierte Latein, Theologie und Philosophie, mit seiner Ehefrau, auch sie eine Lehrerin, hat er fünf Kinder. Gut gründete einen Verein, der behinderte Juden in Israel unterstützt, er saß zehn Jahre lang für die SPD im Stadtrat. Erwin Gut ist ein geschätzter Mann in seiner Kleinstadt. Einer, dem die Lokalzeitung zum 80. Geburtstag gratuliert, mit Bild.

Erwin Gut sagt, er habe rund 30000 Euro investiert. Er glaubt immer noch, dass sein Geld nicht weg ist, sondern nur umgeschichtet. Die „Loader“ mit Dienst-sitz Düsseldorf, die ihn übernommen haben, haben ihm das eingeredet. Die Firma, an der Gut neuerdings Anteile hält, sitzt angeblich in den Niederlanden und investiert in Bauprojekte in der arabischen Welt. Jordanien, Libanon, Katar. Sobald die Firma an die Börse geht, werde sich sein Kapital vermehren, glaubt Gut.

Yaman Kar weiß es besser. Der Kunde, den er als Opener aufgerissen hat, könne noch lange warten. „Auf den Börseneingang oder auf den Weihnachtsmann“, er werde sein Geld nie wiedersehen.

Warum sollte es dem Betrogenen schließlich bessergehen als dem Betrüger. Auch Yaman Kar wartet auf sein Honorar. Seit Tagen lässt sich sein Chef in der kleinen Wohnung am Bosphorus nicht mehr blicken.

Deshalb ist Kar mal wieder in seinem Element. Er sichert die Kundendaten auf einem Speicherstick. Und abends, wenn er allein ist im Büro, fotografiert er die Karteikarten seiner Kollegen ab.

Er hat keine Lust mehr, auf sein Geld zu warten, er will selbst eine Wohnung anmieten und ein eigenes Callcenter eröffnen. Die Nachfrage sei groß.



Video: Das System des Aktienbetrügers

spiegel.de/app442013telefonabzocke oder in der App DER SPIEGEL

Der Sony Reader PRS-T3S Special Edition mit Tiefpreisgarantie*



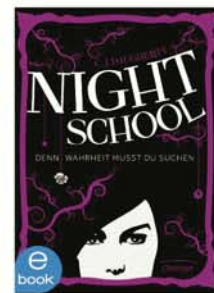
Nur
99€

- ✓ **Markenqualität mit Tiefpreisgarantie*:**
Der Sony PRS-T3S für nur 99 Euro
- ✓ **Ihr eBook Geschenk:**
Ein eBook gratis auswählen*
- ✓ **Bequem eBooks kaufen:**
Mit integriertem eBook.de Shop

Jetzt sichern unter:

www.eBook.de/prs-t3s

Unser eBook Lesetipp:



C. J. Daugherty
Night School 3

Teil 3 der erfolgreichen Thrillerserie für alle, die sich von atemloser Spannung und einer unwiderstehlichen Liebesgeschichte in den Bann ziehen lassen wollen.

eBook 9,99 € / Gedrucktes Buch 18,95 €

 **eBook.de**

Meine Bücher immer dabei

* Alle Preise inkl. MwSt. Die Auswahl des eBooks erfolgt aus einem vordefinierten Aktionsassortiment. Es gelten die Aktionsbedingungen unter www.eBook.de/tiefpreisgarantie.



Diebesgut auf dem Polizeirevier
Auch eine Trompete war dabei

Der Staatsanwalt sagt: „Herr Boll hatte vor, sich eine Einnahmequelle zu verschaffen.“ Aber warum hortete er dann die Beute, anstatt sie zu verkaufen?

Kartonweise fand die Polizei in Bolls Wohnung Handys, Navigationsgeräte, Kameras, Portemonnaies. Das Bargeld fehlte, aber die Kreditkarten hatte er nie angerührt. Amtsrichter Eberhard Hirn blättert in den Akten und runzelt die Stirn: „Über 95 Prozent der Geschädigten sind Frauen. Nur vier Männer – das ist doch auffallend.“

Boll will sich erklären, er ringt auf der Anklagebank um Worte, knetet seine Finger. Mit 15 verließ er die Sonderschule und lernte Koch, fiel durch die Prüfung und wurde Berufskraftfahrer, mit Leidenschaft. „Die Arbeit war alles für mich“, sagt Boll. Bis er im vorigen Jahr seine Stelle verlor, weil er aufgefliegen war nach der Hausdurchsuchung. Dann der Zusammenbruch: „Meine Nerven“, sagt er und macht mit beiden Händen Flatterbewegungen. „Ich konnte nicht mehr schlafen. Ich hab für das Ganze keine Erklärung gefunden.“

„Immerhin haben Sie es mit Ihrem Fleiß bis in die ‚Hamburger Morgenpost‘ geschafft“, flachst der Richter, „auch da ein typisch schwäbischer Schaffer.“ Boll lächelt unsicher, ihm ist nicht nach Scherzen. Als die Polizei kam, war er froh, dass es vorbei war. Lange war er krankgeschrieben, dann fand er eine Therapeutin, die hilft ihm beim Nachdenken über sich selbst, bis heute.

„Und, das Ergebnis?“, fragt der Richter. „Ich hatte Kontaktschwierigkeiten, speziell mit Frauen.“ – „Sie waren doch verheiratet?“ Schon, sagt Boll, aber es war so: Er kam abends heim, wollte schwätzen, ein bisschen Nähe, seine Frau aber zog den Fernseher vor, er stand wie ein Trottel da. „Ich war nur noch der, der das Geld bringt. Irgendwann hab ich das Gästezimmer gekriegt, meine Frau das Schlafzimmer. Da war die Ehe am Ende.“

Und etwas Neues begann: Abends ging er nach der Arbeit nicht heim, sondern spazierte herum am Baggersee, schaute den Frauen hinterher, wenn sie aus ihrem Auto stiegen. „Ich hab immer überlegt, ob ich eine fragen soll, ob sie einen Kaffee mit mir trinkt, aber ich hab zu viel Angst gehabt.“ Irgendwann habe sich was „umgeschaltet“ in seinem Kopf: „Ich dachte, wenn ich dich nicht kriege, will ich was anderes von dir. Ich hab die Frauen bestraft dafür, dass ich zu blöd war und es nicht geschafft hab, sie anzusprechen.“

Einmal klaute er einer Hochzeitsgesellschaft die Geschenke aus dem Auto, darunter eine Handtasche voller Briefumschläge mit Geld. „Um die Briefumschläge ging es nicht“, sagt Herr Boll. „Die Handtasche war interessant.“

Und so kam man Boll auf die Spur: „Es fehlte nicht nur klassisches Diebesgut“,

STRAFJUSTIZ

Geld oder Liebe

Das Amtsgericht Tübingen verhandelt über eine sonderbare Diebstahlserie: Der Delinquent hat 125-mal gestohlen, mindestens. Aber warum?

Um neun Uhr morgens deutet im Saal 1 des Tübinger Amtsgerichts noch nichts darauf hin, dass es gleich um die Allgewalt der Liebe gehen wird, von der Sigmund Freud einmal gesagt hat, sie zeige sich wohl am stärksten in ihren Verirrungen. Denn vor dem weißhaarigen Richter und seinen zwei Schöffen ist ein Seriendieb erschienen, ein ungewöhnlich erfolgreicher allerdings.

Thomas Boll* sitzt da im schwarzen Blouson und verwaschenen gestreiften Hemd, der Kragen offen, fliehende Stirn, an den Schläfen wird das kurzgescho-

rene Haar schon leicht grau. Er ist jetzt Ende vierzig, ein freundlicher, bärenhaft-tapsig wirkender Riese, über zwei Meter groß.

Zwischen 2008 und 2012 soll er laut Polizei 337-mal zugelangt und alle möglichen Dinge aus Fahrzeugen entwendet haben. Angeklagt hat der Staatsanwalt nur 125 Taten, die eindeutig nachweisbar waren. Es geht um Diebesgut im Wert von 57 993 Euro, dazu ein Schaden von 18 813 Euro, aufgebrochene Wagen, aufgeschlitzte Cabrio-Verdecks; oft bediente sich Boll auch aus offenstehenden Autos, eine beißpiellose Serie, Zeitungen präsentierten ihn als „fleißigsten Dieb Deutschlands“.

* Name geändert.

referiert ein Beamter, „verschwunden waren auch persönliche Dinge wie Damenoberbekleidung und ein orthopädischer Schuh, den braucht ja kein Mensch. Und es gab Hinweise auf eine auffallend große Person.“ Da sei einem älteren Kollegen der Fall eines jugendlichen Diebs eingefallen, der 25 Jahre zurücklag.

Der Kommissar erinnert sich vor Gericht: Damals hatten riesengroße Fußspuren im Schnee Boll verraten. Er hatte einer Angeboteten Damenkostüme, Jacken, Wäsche gestohlen und zu Hause aufbewahrt. „Das war genauso unsinnig wie jetzt wieder“, sagt der Kommissar. Danach habe der schüchterne Junge nie mehr etwas angestellt.

Als die Polizei nun bei ihm klingelte, habe Herr Boll ehrlich erleichtert gewirkt und gesagt: „Warum seid ihr nicht früher gekommen.“ Schon aus dem Garderobenschrank quollen den Beamten Unmengen Schlüssel und Brillen entgegen, Handtaschen voller Ausweise und Führerscheine. Im Schlafzimmer dann Umzugskartons mit Damenoberbekleidung, eine Box mit künstlichen Nägeln, Schuhe, Schmuck. „Es war auch eine Trompete dabei und die Kopfstützen von einem Cabrio, die hat er einer Dame entwendet.“

Richter Hirn staunt: „Was wollten Sie denn damit?“ Boll wird rot: „Das war der

blöde Gedanke, dass ich dann Kopf an Kopf bin mit der Frau.“

Nun aber soll alles anders werden: Herr Boll ist geschieden, er hat wieder Arbeit gefunden, und auf der Zuhörerbank sitzt eine kleine, rundliche Frau mit kurzem schwarzem Haar in T-Shirt und Jeans. „Meine neue Lebensgefährtin“, stellt Boll sie dem Gericht vor, kennengelernt im Internet, „anonym, das war leichter“.

„Über 95 Prozent der Geschädigten sind Frauen – das ist doch auffallend“, sagt der Richter.

Endlich eine Frau, die sich auf ihn freut, es ist das große Glück, schon sechsmal hat er sie gebeten, ihn zu heiraten, wenn das hier ausgestanden ist.

Aber was war nun der Antrieb für diese Diebstahlserie: Geld oder Liebe? Immerhin ist alles Bare weg. Seine Psychologin hat eine Stellungnahme verfasst: Bei Herrn Boll handle es sich um pathologisches Stehlen, Kleptomanie, aus akuten Gefühlen der Einsamkeit und Wertlosigkeit heraus.

„Wenn Sie mich fragen, ob er kriminell ist oder krank, ist meine Antwort eindeu-

tig“, sagt auch der Kommissar, der kein studierter Psychologe ist. „Man kennt ja seine Pappenheimer. Und der Herr Boll will sich ja helfen lassen.“

Da nickt der junge Staatsanwalt, der eine kleine goldene Kreole im linken Ohr trägt. Krank schon, aber wohl nicht so sehr, dass er nicht anders gekonnt hätte. Boll habe durchaus „eine nicht unbeachtliche kriminelle Energie“ gezeigt. Nur: Wem wäre gedient, wenn man ihn ins Gefängnis steckte? Er würde seine Arbeit verlieren und als Haftentlassener vielleicht keine mehr finden. Wovon sollte er dann Wiedergutmachung leisten?

Herr Boll hat das letzte Wort, es bricht aus ihm heraus: „Mir tut's ganz arg leid, was passiert ist und dass ich anderen so viel Ärger und Leid zugefügt hab. Aber jetzt bringe ich mein Leben in die richtige Richtung, ich ...“, der Rest erstickt in Tränen, er schaut hinüber zur Freundin, nur ein Wort noch bringt er am Ende verständlich heraus: „Geliebte!“

War das jetzt der siebte Antrag? „Das machen Sie doch besser draußen“, empfiehlt Richter Hirn.

Dann kommt das Urteil: Herr Boll bekommt zwei Jahre auf Bewährung. Er darf seine Therapie nicht abbrechen. Bis Silvester muss er dem Gericht einen Plan vorlegen, wie er seinen Opfern den Schaden ersetzen wird. BEATE LAKOTTA

Wir haben vieles neu gemacht. Damit für Statuskunden vieles beim Alten bleibt.

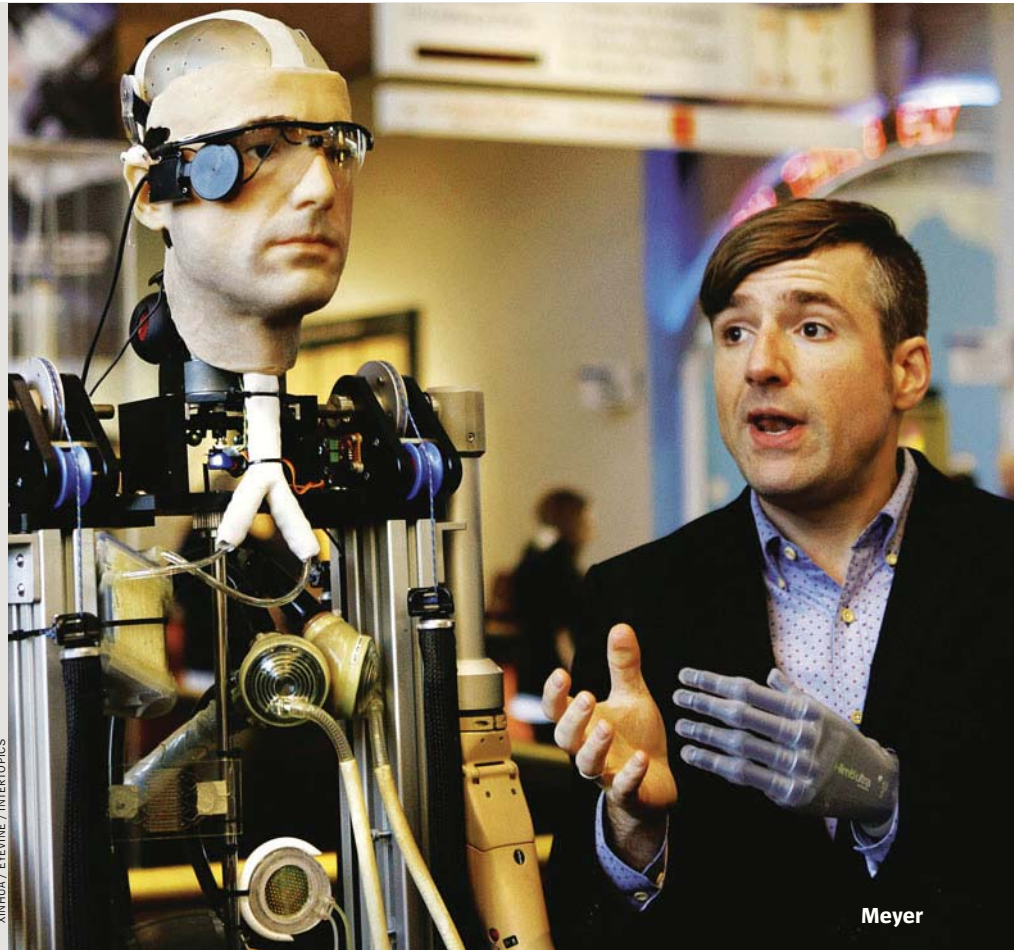
Denken Sie um, steigen Sie ein.

Seit Anfang Juli dürfen wir noch mehr Miles & More Statuskunden bei uns an Bord begrüßen. Damit Sie als Statuskunde weiterhin viele Vorteile genießen können, haben wir unser Produktangebot für Sie erweitert. Profitieren Sie als Frequent Traveller im SMART- und BEST-Tarif weiterhin von vielen Vorteilen: z.B. freier Loungezugang, Priority Check-In sowie Executive Bonus. Als HON Circle Member und Senator gilt dies sogar in allen Tarifen, inklusive Priority Boarding und Fast-Lane-Nutzung an allen BEST-Stationen. Alle Informationen zu unseren exklusiven Statuskunden-Vorteilen finden Sie auf germanwings.com/statuskunde



Was war da los, Herr Meyer?

Bertolt Meyer, 36, Sozial- und Wirtschaftspsychologe an der Universität Zürich, über Doppelgänger: „Ich habe den Bionic Man für eine Ausstellung nach Washington gebracht, ins Museum für Luft- und Raumfahrt; die Haushaltsblockade war zum Glück gerade vorbei. Der Bionic Man ist ein Modell, das zeigen soll, wie weit die Technologie der künstlichen Körperteile schon ist. Er hat künstliche Organe: Herz, Lunge, Niere, Pankreas. Durch seine Schläuche fließt ein Prototyp von künstlichem Blut. Was aussieht wie eine Brille, ist ein System, das Blinden mit Hilfe eines Chips in der Netzhaut und einer Kamera ermöglichen soll, etwas zu sehen. Ich selbst kam ohne linken Unterarm zur Welt und trage das neueste Handmodell. Es ist eine tolle Hand, jeder Finger wird einzeln angetrieben. Der Bionic Man hat auch diese Hand. Er entstand für einen Dokumentarfilm, ich bin sozusagen sein Pate. Wir haben ja noch mehr gemeinsam: Er trägt eine Nachbildung meiner Gesichtszüge aus Silikon. Ich muss zugeben, es verstört mich, ihm ins Gesicht zu sehen.“



Lassen sich Autofahrer erziehen, Herr Brandl?

Uwe Brandl, 54, ist Bürgermeister von Abensberg in Bayern und will den Autofahrern in seiner Stadt mehr Disziplin beibringen.

SPIEGEL: Herr Brandl, warum stellen Sie Autofahrer, die geblitzt werden, im Internet an den Pranger?

Brandl: Falsch, wir stellen niemanden an den Pranger. Die Personen in den Autos sind ja nicht erkennbar, die Kennzeichen auch nicht. Es ist doch nicht in Ordnung, wenn mit 100 km/h durch einen Ort gefahren wird.

SPIEGEL: Na ja, man kann schon wissen, um wen es geht, weil man die Autos erkennen kann ...

Brandl: Nein, das stimmt nicht.

SPIEGEL: Aber der Wagen, der jetzt auf der Facebook-Seite Ihrer Stadt zu sehen ist, ist identifizierbar. Der Wagentyp ist klar, ein dunkler Audi, die Felgen sind nicht Standard. Familie und Freunde wissen, wem das Auto gehört.

Brandl: Ich sehe hier einen Pkw, wie er tausendfach auf deutschen Straßen un-

terwegs ist, was soll da bitte identifiziert werden, außer dass das Auto massiv zu schnell unterwegs war?

SPIEGEL: In einem Internetforum werden Sie als mittelalterlicher Despot bezeichnet.

Brandl: Wenn man mit Beleidigungen reagiert, disqualifiziert man sich nur selbst. Tatsache ist, dass wir einen sehr



Geschwindigkeitskontrollleur

hohen Prozentsatz an Zustimmung haben. Ich habe wenig Verständnis für die Leute, die jetzt eine Lanze brechen für Auto- oder Motorradfahrer, die deutlich zu schnell unterwegs sind.

SPIEGEL: Funktioniert die Aktion denn?

Brandl: O ja, wir haben jetzt deutlich weniger Verstöße.

SPIEGEL: Wie lange wollen Sie das Ganze laufen lassen?

Brandl: Wir behalten uns vor, den massivsten Geschwindigkeitsverstoß monatlich zu posten.

SPIEGEL: Den Raser des Monats?

Brandl: Aber nur wenn deutlich zu schnell gefahren wurde. Wenn einen Monat lang keine gravierenden Verstöße festzustellen sind, freuen wir uns und stellen nichts Neues ins Netz.

SPIEGEL: Sind Sie selbst eigentlich schon mal geblitzt worden?

Brandl: Ja, wer viel unterwegs ist, wird auch mal geblitzt. Aber es ist ein Unterschied, ob ich in einer Autobahnbaustelle 10, 15 Stundenkilometer zu schnell bin oder mit 100 durch den Ort rase.

Sehnsuchtsbraten

EINE MELDUNG UND IHRE GESCHICHTE: Wie ein 95-jähriger Westfale dem Alleinsein entkam

Es war ein Sonntag, kurz nach zwölf, als Walter Baltes, 95 Jahre alt, einen 20-Euro-Schein in einem Briefumschlag in seine Tasche steckte, dann nahm er den Rollator und schob sich zum Aufzug des Seniorenzentrums durch den Flur. Unten wartete ein Taxi.

Baltes las dem Taxifahrer eine Adresse vor, die auf einem Zettel stand. Er kannte diese Adresse nicht. Er war zum Essen verabredet, mit fremden Leuten, er war ein wenig nervös.

Konnte er das noch: Menschen kennenlernen? Mit ihnen ins Gespräch kommen, über mehr als das Wetter? Diese Fragen, sagt Baltes, habe er sich oft gestellt.

Walter Baltes, verwitwet, Erfinder aus Witten in Westfalen, lässt sich vorsichtig in den moosgrünen Sessel hinab, in dem er einen großen Teil seiner Tage verbringt, seit seine Frau vor fünf Jahren starb. Die Einsamkeit, die mit ihrem Tod über ihn kam, war mit den Jahren nicht kleiner, sondern größer geworden.

Vermutlich saß er hier im Sessel, als ihm seine Idee kam, sein Plan gegen die Einsamkeit. An die genauen Umstände erinnert sich Baltes nicht, sein Gedächtnis arbeitet nicht mehr einwandfrei.

Vom Couchtisch angelt er den Zeitungsartikel, in dem er seine Idee den Lesern präsentieren durfte. „Suche Gesellschaft, biete Sonntagsbraten“, steht da, über einem Foto von ihm. Das, sagt Baltes, war die Idee: „Jemand lädt mich am Sonntag zum Essen ein, ich bezahle den Einkauf, wir unterhalten uns schön.“ Er bestehe nicht darauf, dass es einen klassischen Braten gebe. Jedes Essen sei ihm recht. Aber ihm gefalle das Wort, Sonntagsbraten. Ein Sehnsuchtswort.

Der Artikel erschien, er holte das Telefon neben seinen Sessel und wartete, ob jemand anbeißen würde.

Vom Sessel kann Baltes aus dem Fenster schauen, auf seinen Fernseher oder in das Gesicht seiner Frau. Ein großes Foto von ihr hängt über dem Fernseher. Seine Frau hieß Lorle, sie starb in seinen

Armen, an Bauchspeicheldrüsenkrebs. Nach ihrem Tod zog er ins Seniorenzentrum, die Wohnung erschien ihm praktisch. Ein Zimmer, die Schlafzimmerecke hinter einem Vorhang, Küche, Bad. Zum Kaufland auf der anderen Straßenseite schafft er es mit seinem Rollator. In der Küche brät er sich Schnitzel.

Allein zu kochen sei kein Problem, sagt Baltes. Allein zu essen, Tag für Tag, Jahr um Jahr, das machte ihn müde.

Am Tag, als der Artikel erschienen war, klingelte es an der Tür. Ein Mann stellte sich vor, er habe die Sache gelesen. Er sagte: „Also Sonntag, halb eins? Meine

hat Förderbandrollen für den Bergbau erfunden, eine Wochenzeitung und eine Galerie geführt. Er hat den Zweiten Weltkrieg als Fallschirmjäger knapp überlebt, und wenn man ihn fragt, was er danach gemacht habe, sagt er, er habe von einer Idee zur nächsten gelebt. Wenn man ihm eine Stunde lang zuhört, hat man das Gefühl, einmal quer durch das ganze irre Jahrhundert zu fliegen.

Man landet in seiner praktischen Wohnung im Seniorenzentrum. Seine beiden Kinder aus einer früheren Ehe wohnen weit weg. „Wenn mir das mit dem Braten nicht eingefallen wäre ...“, sagt Baltes. Er beendet den Satz nicht.

Er blättert ein Buch auf, in dem er die Namen und Telefonnummern der Menschen notiert hat, die mit ihm essen wollen. Etwa 40 Einladungen habe er bisher erhalten.

Es gibt einen gewissen Einladungsstau, weil er das Ehepaar aus Bommern gleich noch einmal besucht hat und weil Baltes zwischenzeitlich erkältet war. Er hat es zu einer Familie in den Stadtteil Annen geschafft. Vier Katzen strichen um den Tisch, Baltes hatte früher selbst Katzen, es gab wieder Gulasch, und wieder fuhr Baltes glücklich nach Hause.

Unter der Woche isst er nun doch häufig im Restaurant im Seniorenzentrum, wo die Alten meist stumm an ihren Tischen sitzen. Baltes hielt es bisher dort kaum aus.

Nun hat er angefangen, seine Nachbarn in Gespräche zu verwickeln. Er hat einen Herrn kennengelernt, 93 Jahre alt, mit dem er eventuell mal draußen etwas unternehmen will.

Nur eine Sache stört Baltes ein wenig. Bisher hat sich niemand bei ihm gemeldet, der an seinem Angebot, den Einkauf für das Mittagessen zu zahlen, interessiert ist. Walter Baltes wollte nicht nur nehmen, er wollte auch geben.

Nach dem ersten Essen, beim Ehepaar in Bommern, zog er den Umschlag mit 20 Euro aus seiner Tasche und schob ihn unter seinen Teller. WIEBKE HOLLERSEN



Baltes

Einsamer 95-Jähriger aus Witten tauscht Sonntagsbraten gegen Gesellschaft

17.09.2013 | 17:46 Uhr

Witten. Weil er sich einsam fühlt, möchte er zum Essen eingeladen werden, das er bezahlt. Immer mehr Menschen aus Witten melden sich bei Walter Baltes: Der 95-jährige Autor, Erfinder, Bühnenbildner und Galerist hat viel zur Tischkonversation beizutragen - und ist heißbegehrt in der

Aus der Online-Ausgabe der „WAZ“

Frau und ich, wir würden uns freuen.“ Er schrieb seine Adresse auf einen Zettel.

Der Mann wartete an der Tür seines Hauses in Witten-Bommern, als Baltes aus dem Taxi stieg. Er half ihm die Treppen hinauf, ein schönes Haus, gutsituierte Leute, pensioniert. Die Frau hatte Gulasch gekocht, „mit wunderbarer Sauce“, sagt Baltes.

Sie fingen an zu reden, noch bevor Baltes am Tisch saß. Seine Gastgeber fragten ihn aus, Baltes erzählte aus seinem Leben, er konnte es noch.

Walter Baltes hat nach dem Krieg mal Bier an britische Soldaten verkauft. Er

KRIEGSVREBRECHER

Sühne

Der liberianische Warlord Butt Naked mordete jahrelang. Dann wurde er Priester. Heute besucht er Opfer und Angehörige und verlangt Vergebung. *Von Jonathan Stock*

An einem Dienstag, vor knapp sechs Jahren, kam es zum Versuch, die Schuld Joshua Milton Blahyi zu beziffern. Die Präsidentin seines Heimatlands Liberia setzte eine neunköpfige Kommission ein. Menschenrechtler, Anwälte, Journalisten und Priester sollten herausfinden, was er während des Bürgerkriegs getan hatte. Gegen Anfang dieser 132-minütigen Befragung stellten sie ihm eine Frage: „Wie viele Opfer waren es?“ Die Kamerabilder des Verhörs zeigen Blahyi, wie er dasitzt in weißer Hose, in weißem Hemd, mit weißen Schuhen und überlegt. Wie viele hatte er umgebracht?

Er schaute nach vorn, unter dem Gold und Brokat der großen Halle, in der die Befragung stattfand, und wirkte gleichzeitig konzentriert und völlig entspannt. Während des Kriegs lagen dort, wo nun die Kommission saß, ein umgestoßener



Liberias Bürgerkrieg

1989 bis 1996 und 1999 bis 2003

250 000 Tote, 1 Million Vertriebene
(bei einer Einwohnerzahl von rund 3,5 Mio.)

bis zu 20 000 Kindersoldaten

Präsidententhron, ein Haufen Kot und ein schwarzglänzender Steinway-Flügel, dessen drei Beine so sorgsam abgetrennt waren, wie ein Chirurg ein Bein amputiert. Es war die Zeit, als er die Straßen Monrovias beherrschte und sein Name ein anderer war.

In jenem Krieg, zwischen 1989 und 2003, starben 250 000 Menschen. Eine Million Menschen verließen ihre Heimat, bis zu 20 000 Kinder wurden als Soldaten rekrutiert. Reporter brachten Bilder von kämpfenden Minderjährigen nach Hause, die Halloween-Masken und Frauenperücken trugen, die menschliche Herzen aßen und Straßenkreuzungen mit Knochen dekorierten. Familien bezahlten für Schutz- und Blutmagie mit Geld oder mit der Opferung eines Familienmitglieds. Die Kampfnamen der Anführer klangen, als seien sie Filmen, Anschlägen oder Alpträumen entnommen, was sie oft auch



Priester Blahyi, Präsidentenstatue



Ehemalige Kindersoldaten in Monrovia

FOTOS: ARMIN SMALOVIC / DER SPIEGEL

waren: General Rambo, General Bin Laden, General Satan.

Blahyi hatte den Ruf, schlimmer zu sein als andere Armeeführer. Jeder, den man fragt, kennt seinen Kampfnamen, über den er selbst sagt, dass er ihn nie wieder loswird: General Butt Naked. General Nacktarsch. Ein Kannibale, der bevorzugt Babys opferte, weil ihr Tod den größten Schutz versprach. Ein Armeeführer, der nackt in den Krieg zog, nur mit Turnschuhen und einer Machete bekleidet, weil er glaubte, es mache ihn unverwundbar, und den tatsächlich nie eine Kugel traf. Ein Mann, dessen Soldaten bei Schwangeren wetteten, ob es ein Junge oder ein Mädchen sei, und dann den Bauch aufschnitten, um zu sehen, wer recht hatte. Ein Mann, der jetzt Priester ist und jeden Samstag zu seinem Schachverein geht.

Nach seinen Opfern befragt, drehte er den Kopf zur Seite, wischte sich den Na-

cken. Er sprach erst seit wenigen Jahren Englisch. Er formulierte vorsichtig. Seine Wangen, seinen massigen Schädel hatte er sich kahlrasiert, der Schweiß rann ihm auf die Stirn hinab. Schließlich sagte er: „Ich weiß nicht die ganze ... die ganze ... die ganze Zahl ... aber wenn ich ... wenn ich ... es kalkulieren wollte ... alles, was ich getan habe ... wären es ... es sollten nicht weniger als 20 000 sein.“

Es gibt ein paar Menschen auf der Welt, die einer ähnlichen Zahl von Morden beschuldigt werden wie Blahyi. Aber niemand verhält sich dazu wie er. Kaing Guek Eav, der Leiter des Foltergefängnisses der Roten Khmer in Kambodscha, in dem etwa 15 000 Menschen starben, sprach von sich als einem „einfachen Sekretär“. Er habe gehorcht, „wie jeder andere in der Maschinerie“. Der bosnisch-serbische General Ratko Mladić, angeklagt wegen Völkermord mit 8000 Toten

in Srebrenica und weiteren 11 000 in Sarajevo, sagte, das seien „monströse Worte, von denen ich noch nie gehört habe“. Und General Augustin Bizimungu, der an den Todeslisten von Ruanda mit-schrieb, schwieg einfach.

Blahyi beantwortete jede Frage gewissenhaft, auch die nach dem Geschmack von Menschenfleisch. Im Nationalarchiv Liberias findet sich sein Vernehmungsprotokoll, in dem er mit seinen Aussagen noch einmal konfrontiert wird.

„Ich rekrutierte Kinder, die neun bis zehn Jahre alt waren. Ist dies korrekt?“

„Ja.“

„Ich pflanzte Gewalt in sie. Ich machte ihnen verständlich, dass das Töten von Menschen ein Spiel war. Ist dies korrekt?“

„Korrekt.“

„Den Feinden, die angeschossen waren, riss ich den Rücken auf und



ARMIN SMALOVIC / DER SPIEGEL

Familienvater Blahyi, Kinder: „Ich glaube, sie sind stolz auf mich“

aß ihre Herzen lebend.“ Ist dies korrekt?“

„Da möchte ich präziser sein ... Ich legte auch den Körper hin und ließ meine Kindersoldaten die Person zerhacken, damit sie kein Gefühl für Menschen bekommen.“

„Sind Sie derselbe Joshua Milton Blahyi, den sie nun den Evangelisten Blahyi nennen?“

„Ja, Ma'am.“

„Warum haben Sie sich entschieden, angesichts dieser ... Vergangenheit, zur Wahrheitskommission zu kommen?“

„Für meinen Glauben. Man sagte mir, ich solle die Wahrheit sagen, und die Wahrheit wird mich befreien.“

Fünf Jahre nach der Anhörung tritt Blahyi vor seine Gemeinde. Es ist ein Sonntag im Juli. Der Geruch von Schlachtabfall weht in die Kirche in Monrovia, draußen entleert sich ein Kind in den Sand. Es ist Regenzeit, aber der Kirchensaal ist voll: junge Frauen in bunten Kleidern, Geschäftsmänner mit Krawatte, Eltern mit Kindern auf dem Arm. Drei Stunden schon haben sie gesungen, getanzt und gebetet. Es war kein Dienst an einem Gott, es war ein Fest, und jetzt, am Höhepunkt, kommt der, auf den sie gewartet haben: Pastor Blahyi. Er trägt eine weiße Weste. Er nimmt das Mikrofon. „Nehmt eure Plätze ein“, sagt er. „Halleluja. Ich möchte mit euch über Segen reden. Preiset den Herrn.“

Er nennt sich jetzt Joshua, nach dem Heerführer Moses. Er predigt das Wort Gottes. Er hat eine Mission für ehemalige

Kindersoldaten errichtet, die er von der Straße holt, und schenkt ihnen Essen und Kleidung. Er hat drei Kinder adoptiert. Er hat auf Facebook über 2500 Freunde. Er ist dankbar, wenn er gelobt wird, er freut sich wie ein kleines Kind, wenn ihm jemand in den Arm nimmt. „Ein lieber Junge“, sagt seine Mutter, die jetzt für die ehemaligen Kindersoldaten kocht. „Großzügig und lustig“, sagen seine Kinder, die bei ihm wohnen. „Ein neuer Mensch“, sagt seine Frau.

Kann es sein, dass ein Kriegsverbrecher zu einem Mann Gottes wird? Oder ist er ein Betrüger? Das ist der Verdacht: Jeden Sonntag streift er sich die Maske eines Priesters über, aber unter der Maske ist er ein Mörder geblieben.

Blahyi sitzt auf der Terrasse hinter seinem Haus im Norden Monrovias. Ein dicker Mann, 42 Jahre alt, der mal den Körper eines Kämpfers hatte. Nachbarn hängen Wäsche auf. Von nebenan klingt Kindergeschrei herüber. Es gibt bald Hühnchen zum Essen. Seine Töchter haben Ferien, sie zupfen in der Küche den Salat. Blahyi hat gern seine Familie um sich. Er spricht von seinem ältesten Sohn Joshua, zwölf Jahre alt, der bald in die Highschool eingeschult wird und Flugzeugingenieur werden will. Er schaut einem Schmetterling zu, der über den Palmen fliegt. Seine Augen werden sanft, wenn er über seine Kinder spricht. „Ich glaube, sie sind stolz auf mich“, sagt er.

„Schlafen Sie nachts gut?“

„Ich bin gesegnet mit einem guten Schlaf.“

„Sind Sie glücklich?“

„Ja, sehr.“

„Kommen Sie in den Himmel?“

„So steht es in der Bibel. Wer an Jesus glaubt, wird nicht gerichtet.“

Blahyi ist für seine Verbrechen nie bestraft worden. Die Wahrheitskommission hatte nur den Auftrag, seine Verbrechen aufzuklären. Der Internationale Strafgerichtshof in Den Haag ist erst für Verbrechen seit seiner Gründung zuständig, seit dem Jahr 2002. Ein Sondergericht, das auch frühere Verbrechen bestrafen kann, wie für Ruanda, Kambodscha oder Jugoslawien, ist nie eingerichtet worden.

Es könnte durch eine Resolution des Uno-Sicherheitsrats geschaffen werden. Aber Fälle wie Liberia sind bei der Uno nicht klar geregelt. Oft gibt es eine Abwägung zwischen Gerechtigkeit und Stabilität. Würde man jeden in Liberia des Mordes anklagen, der jemanden umgebracht hat, würde sich das Land wahrscheinlich in ein zweites Somalia verwandeln. Also hat man sich gegen die Gerechtigkeit entschieden. Blahyi glaubt, dass es irgendwann trotzdem zu einem Sondergericht für Liberia kommen wird.

„Wären Sie bereit, für den Rest Ihres Lebens ins Gefängnis zu gehen?“

„Ich würde es bereitwillig annehmen, auch die Todesstrafe. Selbst wenn ich weglaufen könnte, würde ich nicht weglaufen. Mein Meister Jesus sagt: ‚Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist, aber Gott, was Gottes ist.‘“

„Wie sühnen Sie?“

„Ich besuche die Leute, die ich verletzt habe, die Opfer meiner Taten. Ich versuche, ihnen zu helfen.“

„Sie bitten um Vergebung?“

„Ja. Das ist der härteste Moment. Früher konnte ich gar nichts fühlen. Jetzt fühle ich ihren Schmerz.“

„Wovor haben Sie Angst?“

„Dass ich morgen den Herrn treffe, und er sagt: ‚Du hast die Chance verschwendet, die ich dir gegeben habe.‘“

Lyn Westman, eine amerikanische Psychologin, die ihn mehrere Jahre begleitet hat, erzählt von einer Begegnung Blahyis mit einem ehemaligen Feind, der ihn mit einer Machete bedrohte. Blahyi sank auf die Knie und sagte, er wäre bereit zu sterben, wenn es dem Mann helfen würde. Schließlich ließ der Mann von ihm ab.

Seine Frau meint: „Es gibt keine Spur seines alten Lebens mehr.“ Aber das stimmt nicht. Seit Jahren besucht Blahyi seine Opfer. Bis sie ihm vergeben. Und er wünscht sich keine einfache Vergebung. „Volle Vergebung“, sagt er, aus der Tiefe ihres Herzens müsse sie kommen. So wünscht es Gott. Epheser, Kapitel 4, Vers 32: „Seid aber untereinander freundlich und herzlich, und vergebt einer dem andern, wie auch Gott euch vergeben hat in Christus.“ 19 von 76 Opfern hätten ihm verziehen, sagt er. Die meisten seiner Opfer aber wollen mit ihm nichts zu tun haben, sie prügeln auf ihn ein, beschimpfen ihn oder gehen grüßlos.

Faith Gwae ist das 77. Opfer, das er besucht. Er kennt nur ihren Vornamen, der Pfarrer ihrer Gemeinde hat es ihm erzählt, der das Treffen arrangiert hat. Gwae stimmte zu, weil der Pfarrer ihr versprochen hatte, dass ihr nichts passieren würde, sie nichts tun müsste, aber der Schmerz ihres Verlusts nachlassen würde, wie bei einer Therapie. Blahyi weiß, dass er ihr Leid angeht, aber er weiß nicht mehr welches. Gwae wohnt am Ende eines Feldwegs, ohne Strom und fließendes Wasser. Hier stehen nur noch wenige kleine Hütten, dazwischen krähen Hähne auf verdorrtem Gras. Öl schimmert in den Pfützen. Sie verdient umgerechnet 20 Euro im Monat, als Lehrerin in einem der schlimmsten Viertel Monrovia.

Ein paar hundert Meter vor der Hütte steigt Blahyi aus dem Jeep. Es hat geregnet, seine Turnschuhe balancieren über den Schlamm, nur ein paar Zementsäcke auf dem Pfad verhindern sein Einsinken. Vor der Rückseite der Hütte hält er an. Er schaut in den grauen Himmel, dann auf seine Füße im Dreck. „Das ist mein Weg“, sagt er, „ich wünschte, ich hätte Alternativen.“

Als er kommt, dreht sie sich um, und ihr Blick ist überrascht. Das letzte Mal traf sie ihn vor 22 Jahren, er sah damals anders aus. Sie war 16, er war 19 Jahre alt. Das ist die Geschichte, die sie mit langen Pausen ein paar Tage später erzählt, ohne Blahyi: Juli 1991, ein Vorort von Zwedru, im Osten Liberias. Ihre Familie stellt den Kanal von BBC ein, aus dem Radio tönen die Nachrichten des Kriegs. Fliehen oder bleiben? Die Regenzeit hat die Flüsse anschwellen lassen, und der Cavalley, der Grenzfluss zur Elfenbeinküste, ist unpassierbar. „Der Krieg wird nicht lange dauern“, sagt ihre Mutter. Also bleiben.

Eine Gruppe vom Stamm der Krahn ist auf der Suche nach Feinden im eigenen Land, was im Bürgerkrieg jeder Angehörige eines anderen Stammes ist. Ihr großer Bruder Daniel versteckt ein Kinder-

nach oben. Irgendwann verstummt ihr Bruder.

Blahyi sagt, dass sich jetzt alle auf den Boden legen sollen. Seine Männer vergewaltigen ihre Mutter und ihre Schwestern. Die Männer töten sie. Faith Gwae sagt: „Sie haben mich nicht vergewaltigt, aber sie haben Dinge mit mir gemacht, die ich nicht erzählen will. Sie haben einen Mangel an mir hinterlassen, der bleiben wird.“ Irgendwann sagt Blahyi, dass es zu langsam vorangehe, es gebe noch andere militärische Operationen. Von diesem Zeitpunkt an macht er selbst mit.

Warum sie vom Tode verschont wurde, fragt Gwae sich manchmal. Vielleicht war es Gott. Vielleicht dachten die Männer, sie wäre tot.

Jetzt ist Blahyi wieder da. Er geht zu ihr, hat die linke Hand in der Tasche,

mit der rechten lehnt er sich an die weißgekalkte Säule der Veranda. Er wirkt, als habe er etwas verloren. Faith Gwae sitzt auf einer Mauer, ihm den Rücken zugewandt. Beide warten. Schließlich atmet Blahyi lange aus und sagt: „Schwester, ich bin nur hier, um zu sagen: Es tut mir leid. Das ist alles, was ich sagen will. Das ist alles.“

Dann kniet er sich hin. Er legt seinen massigen Schädel auf ihr dünnes Knie. Er umfasst mit seiner rechten Hand ihren Fuß mit dem rosafarbenen Strumpf. Er fängt an zu weinen. Und da kommt ein Geräusch aus Gwae's Brustkorb, ein Schluchzen, das klingt, als ob etwas in ihr zerspringt. „Bitte vergib mir“, flüstert Joshua. Dann wartet er einfach nur, er kniet und wartet, und es passiert gar nichts.

Irgendwann presst sie heraus: „Es ist okay.“ Es ist keine Vergebung, sie will nur, dass er aufhört. Sie schüttelt den Kopf. Sie hebt die Hand. Später wird sie sagen, sie fühlte sich, als ob sie sterben würde.

Blahyi richtet sich auf und lässt sich auf den einzigen Stuhl auf der Veranda fallen, einen alten, schwarzen Bürostuhl.

Nach ein paar Minuten sagt Gwae: „Ich möchte nichts hören. Ich möchte nichts sagen. Bitte geh. Frage mich nichts mehr. Lass mein Herz in Ruhe.“

Doch Blahyi geht nicht, er kann nicht aufgeben. Er bietet ihr Geld, sie lehnt ab. Er fragt sie, wo ihre Verwandten sind, ob sie verheiratet ist, warum sie allein hier ist. Sie schüttelt nur den Kopf. Er weiß noch nicht, dass er ihre Familie umgebracht hat.

Er sagt: „Ich weiß, ich kann nichts machen für dich. Aber wenigstens ... lass mich den Bruder, den Vater spielen, irgendeinander. Ich kann die Familie spielen, wenn möglich.“ Gwae's Knie fangen an zu



Blahyi-Gottesdienst: „Seid untereinander freundlich“



Büßer Blahyi, Opfer Gwae: „Bitte geh“

mädchen vom Stamm der Gio. Es ist schon seit Jahren bei der Familie. „Alles wird gut“, sagt die Mutter. Faith hört die Schreie vor den Hütten, als sie kommen. Ein nackter Mann steht dort, der nur eine Machete in der Hand hält. „Wieso ist der Mann nackt?“, fragt sie sich. Dann sieht sie die anderen Männer, etwa 25, schätzt sie heute, Gewehre in der Hand.

Sie hätten gehört, im Dorf sei eine Gio-Frau. Daniel stellt sich schützend vor das Kindermädchen. Er sagt zu Blahyi: „Sie ist ein Mensch, wie du und ich.“ Blahyi antwortet mit einem Befehl. Einer der Jungen tritt vor, er hackt ihrem Bruder den Fuß ab, dann hackt er ihm den Unterschenkel ab, dann den Oberschenkel, dann die Hüfte, langsam arbeitet er sich



ARMIN SMALOWICZ / DER SPIEGEL

Mutter Blahyi: Ein Sohn, der vom Massenmörder zum Prediger wird

zittern. Man möchte Blahyi am liebsten wegtragen, so falsch fühlt sich alles an.

Er versucht, sie zu erreichen, indem er von sich selbst erzählt: „Es tut weh. Ich spielte neulich mit meinen Kindern, und wir lachten. Und ich fing an nachzudenken: Jetzt lachen meine Kinder. Was ist mit den anderen Kindern, die ich getötet habe?“ Er macht eine Pause. Dann sagt er: „Diese Dinge kommen zu mir. Jeder Tag ist eine Herausforderung. Ich weiß, ich kann nicht jeden erreichen. Ich hoffe einfach.“

Und gerade dieser kleine, selbstmitleidige Satz in diesem missglückten Versuch von Sühne lässt so etwas wie ein Gespräch zu. Die schmale Faith Gwae öffnet den Mund und sagt: „Es ist etwas, was nicht sofort passiert. Es ist ein Prozess. Lass mich mit mir allein. Nach einiger Zeit ... ich werde darüber nachdenken. Ich werde nicht aufwachen und sagen: Oh ja. Ich vergebe dir. Das ist unmöglich, weißt du.“

„Ich weiß“, sagt er.

„Ich weiß nicht“, sagt sie.

Es gibt in der Beurteilung Blahyis zwei Möglichkeiten. Die erste ist: Er spielt seit 17 Jahren ein zynisches Spiel, das Spiel des frommen Mannes. Doch in einem Land mit völliger Straflosigkeit für Kriegsverbrechen ergibt das wenig Sinn. „Hier ehren sie die Leute ohne Ehre“, sagt selbst Blahyi. General Prince Johnson, der dem damaligen Präsidenten die Ohren abschneiden und ihn dann verbluten ließ und dabei mit einer Dose Budweiser am Schreibtisch zusah, ist heute Senator im liberianischen Parlament. Über seine ehemaligen Verbrechen sagt er: „Es war Krieg. Ich war Soldat.“ Warum sollte Blahyi so tun, als ob er Priester sei, und einer Vergangenheit nachspüren, die niemanden wirklich interessiert? Er hätte in die Politik gehen können, eine Autowerkstatt gründen, niemand in Liberia hätte sich darüber gewundert.

Die zweite Möglichkeit wäre: Blahyi hat sich wirklich geändert.

Der Mann, der die Wahrheit wissen könnte, heißt Bischof John Kun Kun von der Soul Winning Church in Monrovia. Er machte den Massenmörder zum Gottesmann. In Liberia ist er ein angesehener Mensch und Vorsteher einer der einflussreichsten Kirchen. Er befindet sich in diesen Tagen in Robertsport, einer kleinen Küstenstadt, 80 Kilometer nordwestlich von Monrovia. Er ist hier für ein Treffen von Kirchenführern aus dem ganzen Land.

Kun Kun ist ein ruhiger Mann mit klarem Blick. Er bewegt sich athletisch wie ein Sportler, aber spricht bedächtig wie ein alter Mann. Das ist seine Geschichte: Als im April 1996 der Bürgerkrieg erneut aufflammt, beschließen er und andere Kirchenführer, etwas gegen den Terror zu unternehmen. Sie wollen das tun, was sie in einem Land, in dem der Glaube alles ist, am besten können: missionieren. Nur sollen diesmal die Armeeführer bekehrt werden. Das Los fällt auf Kun Kun, er soll mit General Butt Naked reden. Also geht er hin, klopft an die Tür von Blahyis Militärbaracke im Süden Monrovias und tritt ein. Er findet einen ruhelosen Mann vor, der behauptet, keine Zeit für ihn zu haben, und seine Maschinenpistole auseinander- und wieder zusammenbaut.

Warum lebte Blahyi ein Leben, das aus Töten bestand? Kun Kun sagt: „Es war die einzige Sache, die er kannte. Ich glaube, er genoss es, dass Leute Angst vor ihm hatten. Er genoss es, zu kommandieren. Menschen waren von ihm abhängig.“

Kun Kun sagt ihm: „Ich wollte dir nur sagen, dass Jesus dich liebt und dass er einen besseren Plan für dein Leben hat.“ Blahyi schaut ihn an und sagt nichts. Dann spricht Kun Kun ein Gebet und bitet Blahyi, die Augen zu schließen und es nachzusprechen. Der schließt nicht die

Augen, aber spricht es nach. Danach geht Blahyi zu seinem Bodyguard und schießt ihm in beide Knie, weil er den Bischof reingelassen hat. Auch die Familie des Bodyguards wird Blahyi später um Vergebung bitten. Kun Kun überlegt sich, ob es wirklich eine gute Idee ist, noch einmal vorbeizukommen.

Aber er kommt wieder. Er lernt einen Mann kennen, der tief in sich eine große Angst verspürt, der denkt, er sei von einem Dämon besessen, und der nach einem Ausweg sucht. Kun Kun kann ihm diesen Ausweg bieten. „Lass uns gemeinsam beten“, sagt er ihm.

Blahyi findet eine Lieblingsstelle in der Bibel, Johannes-Evangelium, Kapitel 3, Vers 16: „Denn also hat Gott die Welt geliebt, dass er seinen eingeborenen Sohn gab, damit alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben.“ Und weiter: „Wer an ihn glaubt, der wird nicht gerichtet.“ Blahyi hat vielleicht die einzige Religion gefunden, die ihm tausendfachen Mord vergeben kann, vollständig vergeben kann, und die darin noch die Größe ihres Gottes erkennt. „Gott hat die Macht, jeden zu verändern“, sagt Kun Kun, „sogar Butt Naked.“

Sonntags in der Kirche, vor seiner Gemeinde, spricht der Prediger Blahyi vom Leid Hiobs, von den Träumen Jakobs, von den Wundern Jesu. Seine Zuhörer schließen die Augen, recken die Hände. Seine Stimme wird immer lauter, am Ende schreit er, läuft zwischen den Zuschauerreihen entlang, er streckt seinen Arm in die Höhe und ruft in das Mikrofon: „Gott, zeige mir meine Bestimmung. Zeige mir meine Bestimmung, Gott. Zeige mir den Grund, warum ich geboren wurde.“ Es sind jetzt Schatten hinter ihm zu sehen, die die hochgereckten Hände seiner Zuhörer auf die Wand werfen. Es sieht aus, als ob große, schwarze Hände nach ihm greifen wollen, denen er immer wieder entweichen kann.

Seine Bestimmung, das sagt er am nächsten Tag, sieht er so: „Ich glaube, dass Gott mich als ein Zeichen benutzen will. Egal wie weit ein Mensch geht, er hat das Potential, sich zu ändern.“

Vielleicht gibt es noch eine dritte Möglichkeit, außer dass Blahyi eine Maske trägt oder ein wirklich Geläuterter ist. Vielleicht glaubt Blahyi einfach nur fest daran, sich geändert zu haben. Und das Land, in dem er lebt, glaubt es ihm auch. Und wenn alle es glauben – stimmt es dann nicht auch? Wenn Blahyi tatsächlich jeden Sonntag eine Maske trägt, dann hat sich die Haut darunter an die Maske angepasst. Und dann bleibt Blahyi ein Verbrecher ohne Richter auf Erden.



**Video: Butt Naked
über seine Wandlung**

spiegel.de/app442013buttnaked
oder in der App DER SPIEGEL



Im Netz des Deppen

ORTSTERMIN: Im Internet berichtet ein Jungsozialist aus Hannover von den Geheimnissen der SPD.

Das Internet ist ein Ort, der wunderbar sein kann, ein Segen für die Menschheit und Demokratie, aber auch ein Ort, der kleine Fehler zu Geschossen werden lässt. Für Daniel Brunkhorst, 29, war das Internet eine Heimat, er fühlte sich dort sicher. Das ist vorbei.

Er erzählt seine Geschichte in einem Sandwich-Laden in Hannover. Zuvor hat er auf dem iPhone gecheckt, was auf Twitter los ist und was Bild.de Neues über den „Internet-Deppen“ berichtet. Der „Internet-Depp“, das ist er.

Vor einer Woche saß der Jungsozialist Brunkhorst in Berlin in einem Saal mit den wichtigsten SPD-Politikern des Landes und hinterging den Parteivorsitzenden Sigmar Gabriel. Brunkhorst hielt sein iPad im Schoß und tippte darauf Nachrichten darüber, was an diesem Sonntag im Saal besprochen wurde. Es war der Konvent der SPD, der kleine Parteitag, auf dem über die Strategie für die Koalitionsverhandlungen beraten wurde. Gabriel hatte darum gebeten, dass die Anwesenden die Strategie für sich behalten und nicht ins Internet jagen.

Brunkhorst berichtete in einem Blog live vom Konvent. Das Blog war durch ein Passwort geschützt. Das Passwort kannten rund 30 Genossen aus Brunkhorsts Heimat Hannover, es lautete „Willy“, weil sowohl Brunkhorsts Opa als auch Bundeskanzler Brandt so mit Vornamen hießen.

Um 12.02 Uhr meldete Brunkhorst auf seinem passwortgeschützten Blog: „Konvent um eine Stunde verschoben. Schnittchen!“ Dann schrieb er über die Rede von Gabriel: „Sigmar: was mit der Union nicht geht. Kein Altschuldentilgungsfond. Steuergerechtigkeit/Steuererhöhung sehr unwahrscheinlich. Unwahrscheinlich Homoehe.“

Kurze Zeit später erfuhr Brunkhorst von einem Genossen, dass das Passwort für seinen geschützten Blog öffentlich gemacht worden sei. Ein Redakteur der „Bild“-Zeitung twitterte: „BILD erfuhr,

was Gabriel mit Union NICHT für machbar hält: Steuererhöhungen unwahrscheinlich, kein Altschuldentilgungsfonds, keine Homoehe.“ Brunkhorst sagt, er habe in dem Moment „Oh, Scheiße“ gedacht.

Brunkhorst bietet Angriffsfläche: Er bloggt über Schnittchen und Geheimnisse der SPD, er ist bei den Jusos, und man sieht ihm an, dass die Parteiarbeit ihm wenig Raum für Sport erlaubt. Er stammt aus der niedersächsischen Stadt Wunstorf, die in der Region vor allem für die dort ansässige Psychiatrie bekannt ist.

Sein Vater arbeitet als Mechaniker, seine Mutter als Kassiererin. Brunkhorst war Schülersprecher am Gymnasium, und weil er sich dafür einsetzen wollte, dass

Andererseits ist es eher beunruhigend, dass er Vertrauliches veröffentlicht, und die Frage, über die er auch selbst nachdenkt, lautet: Warum hat er das getan?

„Ich dachte, dass die Leute an der Parteibasis wissen müssen, was oben entschieden wird, weil sie den Wahlkampf gemacht haben und am meisten mit normalen Leuten diskutieren müssen.“

Wenn man Brunkhorst ein wenig zuhört morgens im Sandwich-Laden, könnte man denken, dass er in der Tat ein Depp ist, der nicht begriffen hat, dass eine geheime Strategie nicht mehr geheim ist, wenn er sie 30 Leuten erzählt. Man könnte Brunkhorst aber auch wohlwollender betrachten und zu dem Ergebnis kommen,

dass er kein Internet-Depp ist, sondern ein feiner Kerl. Er ist loyal gegenüber den kleinen Leuten und nicht den großen. Man kann sich in diesen Tagen gelegentlich fragen, warum es die SPD überhaupt noch gibt, und dann kommt Daniel Brunkhorst um die Ecke, und man weiß eine Antwort.

Der Genosse, der das Passwort zu Brunkhorsts Blog getwittert hat, ist ein junger Mann aus Hannover, der erst zu Brunkhorst sagte, das sei doch nicht so schlimm, und eine Viertelstunde später zu dem Ergebnis kam, dass er etwas sehr Dummes getan habe. Brunkhorst sagt: „Wir bleiben Freunde.“

Nach dem Parteikonvent hat Brunkhorst erst mal ein paar Tage lang nicht getwittert. Er sagt nun, er müsse überlegen, wie er in Zukunft mit dem Internet umgehen werde. Facebook nutze er weiterhin. Auf seiner Facebook-Seite hat er sich ausführlich dafür entschuldigt, dass er vom Konvent gebloggt hat. Er hat sich auch persönlich beim niedersächsischen Ministerpräsidenten entschuldigt, dass er der SPD geschadet haben könnte.

Viele Jusos fanden die Entschuldigung überflüssig, sagt er, sie freuten sich über so viel Transparenz. Brunkhorst hat sich nun dazu entschieden, für das Amt des stellvertretenden Bundesvorsitzenden der Jusos zu kandidieren.

TAKIS WÜRGER



Juso Brunkhorst: „Wir bleiben Freunde“

Wunstorf eine Gesamtschule bekommt, suchte er sich eine Partei. Die Grüne Jugend gab es nicht in Wunstorf, die Leute von der Jungen Union und den Jungen Liberalen hielt Brunkhorst mit 16 für Arschlöcher, also ging er zu den Jusos.

Heute studiert er Rechtswissenschaft und ist der Vorsitzende der Jusos in Hannover. Er wurde mit 93 Prozent der Stimmen gewählt und glaubt, er sei ein guter Vorsitzender, weil er versucht, nicht nur die Studenten einzubeziehen, sondern auch die 16-jährigen Auszubildenden. Brunkhorst sagt, er mache Politik, weil er Ungerechtigkeit nicht ertrage, und das Schöne ist, dass man es ihm glaubt. Im Grunde könnte es beruhigend sein, dass ein Mann wie Brunkhorst im Konvent der SPD sitzt.

ARBEITSMARKT

Experte warnt vor Mindestlohn

Der Arbeitsmarktforscher Klaus F. Zimmermann warnt Union und SPD vor der Einführung eines flächen-deckenden gesetzlichen Mindestlohns. „Solche Vereinbarungen sind die Axt am Reformmodell Deutschland. Sie signalisieren den Verzicht auf eine Vollbeschäftigungsstrategie“, sagt der Direktor des renommierten Instituts zur Zukunft der Arbeit (IZA) in Bonn. Bedenklich sei dabei nicht nur ein politisch bestimmter Mindestlohn von 8,50 Euro, wie er derzeit in den Koalitionsverhandlungen diskutiert wird, sondern auch eine Lohnuntergrenze generell. Dies sei ein ineffizientes Umverteilungsinstrument und brächte „trotz hoher Kosten nicht viel mehr an wirtschaftlicher Gleichheit“, kritisiert Zimmermann. Menschen mit Problemen auf dem Arbeitsmarkt, wie etwa zu geringer Qualifikation oder langer Arbeitslosigkeit, könnten starre Mindestlöhne sogar eher schaden. „Deren Vermittlung wird dann noch schwieriger“, sagt der Ökonom. Die meisten Unternehmen würden die zusätzlichen Kosten ohnehin durch Entlassungen auffangen oder auf die Preise ihrer Produkte schlagen. „Dadurch besteht die Gefahr von steigender Arbeitslosigkeit in Wirtschaftsbereichen auch außerhalb des Mindestlohnssektors“, warnt Zimmermann. Das IZA ist mit rund 1300 Wissenschaftlern weltweit das größte Forschungsnetzwerk der Ökonomie.



KARSTADT

Mieten steigen drastisch

Noch rätseln die Mitarbeiter der Warenhauskette Karstadt, wie es mit dem Unternehmen nach dem Verkauf von 75,1 Prozent der Premium- und Sportgruppe an den österreichischen Unternehmer René Benko weitergeht. Nun herrscht zumindest teilweise Klarheit. Anders als von Karstadt-Eigner Nicolas Berggruen und dem neuen Investor Ende September versprochen, wird der Kaufpreis von 300 Millionen Euro

nicht nur für notwendige Modernisierungen verwendet, sondern zu einem großen Teil an Benko zurückfließen. In zahlreichen Häusern, darunter auch den Luxusfilialen in Berlin, Hamburg und München, die dem Österreicher komplett gehören, sollen die Mieten drastisch steigen. So sollen etwa von den 65 Millionen Euro, die für das Berliner KaDeWe bestimmt sind, bis 2016 allein 35 Millionen Euro für Miet-

KRANKENHÄUSER

Klassenunterschiede bei der Qualität

Patienten sollten bei der Wahl des Krankenhauses für eine Operation extrem kritisch sein. Zu diesem Schluss kommt eine noch unveröffentlichte Studie der Unternehmensberatung Boston Consulting Group (BCG). Darin attestieren die Experten deutschen Kliniken „erhebliche Qualitätsunterschiede“. Demnach ist die Wahrscheinlichkeit, nach einer Hüftimplantation wegen Komplikationen noch einmal unters Messer zu müssen, in schlechteren Kliniken 20-mal so hoch wie in den besten Krankenhäusern für diese Therapie. Bei Gallenblasenentfernungen erhöht sich die Gefahr

einer Zweitoperation im Vergleich zu den Top-Häusern um das Fünffache. Bei Lungenentzündungen steigt das Sterberisiko auf mehr als das Doppelte. Für ihre neue Studie haben die BCG-Gesundheitsexperten Daten der für jedes Krankenhaus gesetzlich vorgeschriebenen Qualitätssicherung ausgewertet. Die Berater empfehlen, diese Angaben patientenfreundlich aufzubereiten und ein „bundesweites Ranking-Portal“ aufzubauen, damit Laien Kliniken besser vergleichen können. Außerdem solle es gesetzlichen Kassen erlaubt werden, für planbare Operationen nur noch mit erfolgreichen Häusern Verträge abzuschließen. Das Thema wird auch bei den Koalitionsverhandlungen eine Rolle spielen. In der neuen Legislaturperiode wollen Union und SPD die Klinikfinanzierung neu regeln. Dabei ist im Gespräch, bei der Honorierung stärker auf die Qualität zu achten.



Mediziner bei Hüftgelenkoperation

JOCHEN JACK / DOC-STOCK

Karstadt-Filiale
in Hamburg

JORG MÜLLER / VISUM

erhöhungen abgehen. Im Hamburger Alsterhaus soll der Preis für die Nutzung von 2014 bis 2016 jährlich um 1,5 Millionen Euro anziehen. Beim Münchner Kaufhaus Oberpollinger gehen von den versprochenen 20 Millionen Euro in den nächsten fünf Jahren rund fünf Millionen Euro für Mietanhebungen drauf. Auch auf weniger prominente Häuser, etwa in Dresden oder Dortmund, kommen deutlich höhere Kosten zu. „Das Geld, das uns für die Sanierung versprochen wurde, fließt quasi über die höheren Mieten direkt an Benko zurück“, ärgert sich ein Betriebsrat. Weder Benkos Firma Signa noch Karstadt haben bis vergangenen Freitag auf eine SPIEGEL-Anfrage reagiert.

AUTOINDUSTRIE

Hoffnungsmarkt USA

Die größten BMW-Händler in den USA machen dem Autohersteller Hoffnung auf einen Erfolg der Elektroautos i3 und i8. Sie würden jedes Exemplar abnehmen, das der Hersteller ihnen liefere, versprochen die Verkäufer BMW-Chef Norbert Reithofer, der sich vergangene Woche mit US-Händlern traf. Der Erfolg des Elektromodells von Tesla zeige, dass der US-Markt auf solche Fahrzeuge warte, berichteten sie. Die USA sollen neben China und Europa der wichtigste Markt für die Elektroautos von BMW werden. In

HYPO REAL ESTATE

Anklage verzögert sich

Die Münchner Justiz, bei der Verfolgung von Straftaten meist wenig zimperlich, lässt sich bei großen Wirtschaftsverfahren erstaunlich viel Zeit – aus Vorsicht. Seit vergangener Woche steht fest, dass sich gut ein halbes Dutzend Ex-Vorstände der BayernLB wegen des Fehlkaufs der Kärntner Skandalbank Hypo Group Alpe Adria vor Gericht verantworten muss. Von der ersten Razzia bis zur Entscheidung über die Eröffnung des Prozesses vergingen stolze vier Jahre – unter anderem, weil die Staatsanwaltschaft erst wichtige Gutachten einholen wollte. Noch deutlich länger dürfte es dauern, bis es in einem anderen spektakulären Fall zur Hauptverhandlung kommt, der Beinahe-Pleite der inzwischen verstaatlichten Hypo Real Estate (HRE). Bis vor kurzem war erwartet worden, dass bereits in diesem Jahr, spätestens aber Anfang 2014, Anklage gegen Ex-HRE-Chef Georg Funke und weitere ehemalige Vorstandsmitglieder wegen Verdachts auf Untreue und Verstöße gegen Publizitätspflichten erhoben wird. Funke und seine Ex-Kollegen bestreiten jegliches Fehlverhalten. Nun will die Staatsanwaltschaft erst einmal eine weitere Expertise abwarten. Der Stuttgarter Wirtschaftsprüfer Wolfgang Russ soll klären, ob die HRE-Spitze im Sommer 2008 überhaupt noch die Chance gehabt hätte, am Markt Geld für die Rettung des Instituts aufzutreiben. Sollte Russ zu dem Schluss kommen, dass dies nicht der Fall war, müssen die Staatsanwälte einen Teil ihrer Vorwürfe gegen Funke und Co. wohl fallenlassen.

SUBVENTIONEN

„Sinnvolle Projekte“



JENS SCHICKE

Eric Schweitzer, 48, Präsident des Deutschen Industrie- und Handelskammertages (DIHK), über den Sinn staatlicher Hilfen für seine Mitglieder

SPIEGEL: Der DIHK spricht sich immer wieder gegen Subventionen aus, aber IHKs bekommen selbst welche. Wie passt das zusammen?

Schweitzer: Stimmt, ich plädiere für einen zurückhaltenden Umgang mit Subventionen. Sie vergleichen hier aber Äpfel mit Birnen. Denn wenn uns die Politik bittet, gesellschafts- und bildungspolitisch relevante Projekte zu übernehmen, die über die Kernaufgabe der Förderung der regionalen Wirtschaft hinausgehen, ist es doch richtig, das nicht nur aus Unternehmensbeiträgen zu bezahlen.

SPIEGEL: Warum sind IHKs überhaupt auf Fördermittel angewiesen?

Schweitzer: Sie finanzieren sich zum weit überwiegenden Teil aus den Beiträgen und Gebühren ihrer Mitglieder. Der Anteil der Einnahmen aus Projekten unter Beteiligung des Europäischen Sozialfonds liegt insgesamt vielleicht bei ein bis zwei Prozent.

SPIEGEL: Werden IHKs künftig weiterhin Anträge auf Subventionen stellen?

Schweitzer: Wir werden uns auch weiterhin an sinnvollen Projekten beteiligen. Die Politik kommt oft mit Kooperationswünschen auf uns zu. Eher ist es dann eine Herausforderung, zu erklären, warum IHKs, auch bei staatlicher Unterstützung, immer wieder Projekte nicht übernehmen können.



JAN WITAS / PICTURE ALLIANCE / DPA

Produktionsstart des BMW i3

Deutschland wird der i3 von Autotestern gelobt und gewann einen Vergleichstest gegen einen VW Golf („Auto Bild“). Doch Prognosen über den Absatz hierzulande wagt der

Konzern nicht. Elektroautos verkaufen sich bislang nur schleppend. In den ersten neun Monaten 2013 waren es nur 3871. BMW will im nächsten Jahr über 15 000 E-Mobile herstellen.

Der Ablasshandel

In aller Welt werden Finanzmanager wegen fragwürdiger Geschäfte verfolgt. Doch selbst Rekordstrafen taugen wenig zur Aufarbeitung der Vergangenheit und zur Gestaltung strengerer Regeln. Die Macht der Geldindustrie wächst weiter.



JPMorgan-Chef Dimon

Einen „Besuch im Zeichen der Entdeckung und des Zaubers“ verspricht das I-Portici-Hotel im historischen Zentrum Bolognas seinen Gästen. Eine „neue Erfahrung für alle fünf Sinne“. Für Raoul Weil, einst einer der einflussreichsten Manager der Schweizer Großbank UBS, verlief der Aufenthalt in dem Jugendstilpalast indes weniger angenehm.

Um 1.45 Uhr am Morgen des 19. Oktober nahm die italienische Polizei den 53-Jährigen fest und brachte ihn ins deutlich weniger luxuriöse Dozza-Gefängnis. Der Grund für die Aktion: ein internationaler Haftbefehl.

Die US-Behörden werfen Weil vor, als Chef der Vermögensverwaltung der UBS habe er amerikanischen Kunden geholfen, ihr Geld auf Schweizer Konten vor dem Fiskus zu verstecken.

Die Verhaftung Weils war nur eine von vielen spektakulären Schlagzeilen, die Bankern weltweit vergangene Woche einmal mehr vor Augen führte: Die Zeiten, in denen sie als Elite der Wirtschaft bewundert wurden, sind definitiv vorbei. Es scheint sogar, als ob Staatsanwälte, Finanzaufseher und Politiker in aller Welt

sämtliche Auswüchse der Branche auf einmal aburteilen wollten.

Britische Behörden versahen zuletzt den Finanzsektor mit so hohen Strafen wie nie zuvor. In den USA wurde die Bank of America mitsamt einer ehemaligen Managerin des Betrugs für schuldig befunden – wegen fragwürdiger Hypothekengeschäfte. Kurz zuvor hatte Jamie Dimon, Chef des Großbank JPMorgan, knurrend einem Vergleich über die Rekordsumme von 13 Milliarden Dollar zugestimmt, um wenigstens die zivilrechtlichen Ermittlungen gegen sein Haus wegen zweifelhafter Geschäfte auf dem US-Häusermarkt zu stoppen. Er verstehe, dass Verbrechen geahndet werden müssten, maulte der schillernde Bankchef kürzlich, „aber nicht so: ‚Lasst uns ein paar Banker finden und bestrafen‘“.

Tatsächlich sind spektakuläre Coups wie die Verhaftung Weils nicht viel mehr als Symbolpolitik. Die Strafen und Vergleichszahlungen, die viele Geldinstitute leisten, gleichen einem Ablasshandel: Die Sünden aus der Vergangenheit sind damit abgegolten – doch für Besserung ist nicht gesorgt.

Wirksame Grenzen setzen Aufseher und Politiker der Branche nicht. Denn mag ihr Ruf auch immer schlechter werden, die Macht der Banker ist ungebrochen, wie ein Blick in die Finanzzentren und die Regierungsviertel der Welt zeigt.

Brennpunkt Frankfurt: In der Finanzmetropole am Main versucht die Deutsche Bank, den juristischen Ballast der Vergangenheit nach und nach abzuwerfen. Nächste Runde an diesem Dienstag: Dann wird Co-Chef Anshu Jain bei der Vorlage der Quartalszahlen wohl noch einmal etwa eine halbe Milliarde Euro für drohende Straf- und Schadenersatzzahlungen zurücklegen, schätzen Analysten. Ein dreistelliger Millionengewinn bleibt voraussichtlich trotzdem übrig.

Dabei bezifferte die Bank die Rechtsrisiken zuletzt mit 4,2 Milliarden Euro. Das Sündenregister reicht vom Streit mit den Erben des Münchner Medien-Zampanos Leo Kirch bis zum Vorwurf des Betrugs mit amerikanischen Hypotheken im Vorfeld der Finanzkrise.

Etwa eine halbe Milliarde hat Jains Mannschaft allein für mögliche Strafen im Zusammenhang mit der Affäre um den

del zuständig. Die Händler hatten Cloete mit der Aussage zitiert, er wolle das Thema Libor schnell abschließen, weil Jain bald Chef der Bank werde. Die Bank bestreitet diese Darstellung.

Mittlerweile wittern die Aufsichtsbehörden auch auf dem billionenschweren Devisenmarkt Manipulation. Die Schweizer Finanzministerin Eveline Widmer-Schlumpf erklärte jüngst, es sei eine „Tatsache, dass Devisenmanipulationen begangen wurden“. Später ruderte sie zurück, die Ermittlungen laufen noch.

Zwar steht bislang vor allem die Schweizer UBS im Fokus. Doch auch die Deutsche Bank bekommt von der BaFin nun unbequeme Fragen gestellt. „Ich kann mir nicht vorstellen, dass wir als größter Devisenhändler der Welt nicht zumindest von Manipulationen gewusst haben, wenn es sie gab“, sagt ein Investmentbanker des Frankfurter Geldhauses.

Auch wenn die Folgen all dieser zweifelhaften Geschäfte die Banken heute viel Geld kosten, können sie die Strafen bislang gut verkraften. Die Deutsche Bank etwa hat seit 2009 rund 13,6 Milliarden Euro Jahresüberschuss erzielt.

Dass die Strafen zwar weh tun, aber nie an die Substanz gehen, ist kein Zufall. „Eine strafrechtliche Verfolgung der größten Institute bis hin zum Entzug der Banklizenz ist unmöglich, weil die betroffenen Banken wirtschaftlich zu wichtig sind, als dass man ihre Existenz in Frage stellen könnte“, sagt Harald Hau, Professor für Volkswirtschaft und Finanzen an der Universität Genf.

Brennpunkt Washington: Auch bei den sechs größten amerikanischen Banken steht unterm Strich noch ein dickes Plus. Seit Ausbruch der Finanzkrise mussten sie für Rechtsstreitigkeiten 103 Milliarden Dollar zahlen – verdient haben JPMorgan und Co. im gleichen Zeitraum aber 234 Milliarden Dollar. JPMorgan hat allein schon über 80 Milliarden Dollar gemacht, seit Konkurrent Lehman Brothers im Herbst 2008 pleitegegangen ist.

Entsprechend kraftstrotzend fiel dann auch der Auftritt aus, den Jamie Dimon kürzlich beim großen Stelldichein seines Weltbranchenverbands in Washington hinlegte. Breitbeinig saß der silberhaarige Banker bei einer Podiumsdiskussion und lächelte sein immer etwas spöttisch wirkendes Lächeln.

Schaden die Skandale seiner Bank? „Unsere Kunden sind ziemlich zufrieden“, sagte Dimon trocken. Ist die Finanzwelt nicht viel zu kompliziert? „Flugzeuge sind kompliziert, Computer sind kompliziert“, legte Dimon da los. Trotzdem hätten sie viel Gutes gebracht. Auch wenn mal ein Flugzeug abstürze. „Dass die Menschen Banken haben, das kann ich nicht stoppen“, fügte er noch hinzu. Es klang nach Schulterzucken.

Dabei hat Dimon in jüngster Zeit mit derart vielen Verfahren zu tun, dass man

Too big to fail

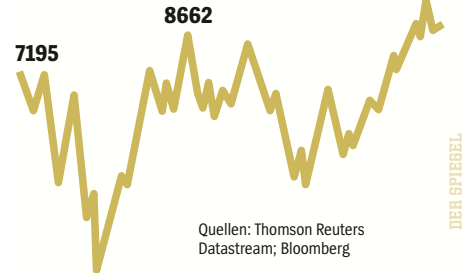
Die sechs großen US-Banken

WELLS
FARGO

Morgan Stanley
Goldman Sachs
Bank of America
citi
JPMORGAN CHASE & CO.

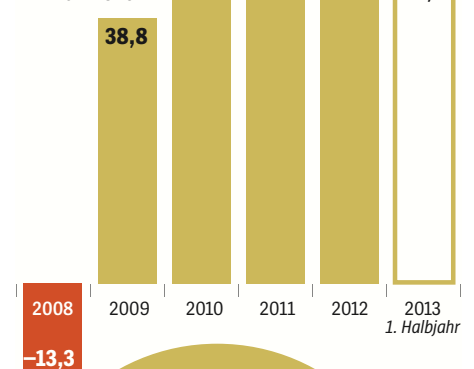
Marktkapitalisierung

in Mrd. Dollar



Gewinne

in Mrd. Dollar



Gewinne
von 2008 bis
1. Halbjahr 2013:

234
Mrd. \$

Geleistete
und drohende
Zahlungen:
103 Mrd. \$

zum Vergleich die Deutsche Bank:

Gewinn
von 2008 bis
1. Halbjahr 2013:

9,8 Mrd. €
(13,0 Mrd. \$)

Bestehende
Rechtsrisiken:

4,2 Mrd. €
(5,5 Mrd. \$)

manipulierten Libor-Zins – der für etliche Finanzmarktgeschäfte ausschlaggebend ist – beiseitegelegt. Und das könnte immer noch zu wenig sein. Die britischen Banken Barclays und RBS, die Schweizer UBS sowie die niederländische Rabobank schlossen mit den Behörden Vergleiche über insgesamt 3,5 Milliarden Dollar, um die Libor-Ermittlungen zu beenden.

Während sich die Kollegen im Ausland mit solchen Megasummen schmücken, kommen deutsche Ermittler in Sachen Libor allerdings seltsam schleppend voran. Die hiesige Finanzaufsicht BaFin hat den Abschlussbericht zu einer Sonderprüfung in dieser Sache bis heute nicht vorgelegt, nur ein Zwischenergebnis ging an die Deutsche Bank. Das Institut selbst befragt, auch auf Druck der BaFin, jetzt noch einmal intern 50 Mitarbeiter.

Den naheliegenden Weg aber geht die BaFin nicht: Vier Händler, die vor dem Arbeitsgericht Frankfurt erfolgreich gegen ihre Kündigung klagten, wurden bislang gar nicht kontaktiert. Dabei hatten sie vor Gericht unter anderem den Jain-Vertrauten Alan Cloete belastet. Er war damals für Zinsgeschäft und Devisenhan-

ANDREW HARRER / BLOOMBERG VIA GETTY IMAGES

sie am besten auf einer Weltkarte markiert, um nicht durcheinanderzukommen: In London hat ein Händler, genannt „Der Wal“, 2012 sechs Milliarden Dollar verzockt. In China sollen die Manager den Sprössling eines hohen Funktionärs eingestellt haben, um an lukrative Aufträge zu kommen. In den USA wiederum werden der Bank hässliche Methoden im Umgang mit säumigen Kreditkartenschuldnern nachgesagt. Für den Milliardenbetrüger Bernie Madoff habe JPMorgan zudem bereitwillig die Hausbank gegeben, in Kalifornien und Michigan gar die Strompreise manipuliert, heißt es.

Die meisten Vorwürfe hat Dimon mit für ihn überschaubaren Summen aus der Welt geschafft – ohne dabei ein Fehlverhalten einzugestehen. Nur beim jüngsten Vergleich, bei dem es mitunter um den Handel mit zweifelhaften Hypothekenspapieren geht, will das Justizministerium ein Exempel statuieren – und besteht auf der gigantischen Summe von 13 Milliarden Dollar.

Fair ist das tatsächlich nicht, denn die umstrittenen Geschäfte gehen größtenteils auf die Konten von Bear Stearns und Washington Mutual – zwei Banken, die Dimon in der Finanzkrise gerettet hatte, auf Drängen der Regierung.

Doch eigentlich kann Dimon den horrenden Vergleich gut wegstecken. „Einen Teil, vielleicht sogar einen Großteil, wird die Bank von der Steuer absetzen können“, sagt Dennis Kelleher von der Organisation Better Markets, die für mehr Transparenz im Finanzsektor kämpft. Auch Analysten prophezeien der Bank weiter blühende Geschäfte: „JPMorgan bleibt ein solides Unternehmen“, sagt etwa der durchaus bankenkritische Experte Mike Mayo.

Dimon herrscht schließlich immer noch über einen weltumspannenden Giganten mit einem Anlagevermögen von 2,5 Billionen Dollar. Selbst in der Krise hat er Rekordgewinne erzielt. Und noch im vergangenen Jahr, als der Londoner „Wal“ die Bilanz trübte, betrug sein Salär plus Bonus 11,5 Millionen Dollar.

Dabei hatte es nach dem Finanzbeben 2008 zunächst so ausgesehen, als wolle die in der G-20-Gruppe versammelte Weltgemeinschaft die Macht der Branche begrenzen. Keine Bank solle mehr zu groß sein, um unterzugehen, hieß es: „no more too big to fail“. Und neue globale Regeln sollten her, für alle Finanzinstitute, Akteure und Produkte.

Doch der Zusammenhalt ist längst zerbrochen. Jedes Land und jede Region bas-

telt jetzt an eigenen Gesetzen herum. So produzieren die Regulatoren Berge von widersinnigen Regeln, wie die global denkende Finanzelite moniert. Manche sprechen von einem Regulierungs-Tsunami.

Dabei schafft das Chaos auch neue Spielräume: Mehr als 2000 Lobbyisten sind in Washington im Namen der Finanzindustrie unterwegs. Das macht pro Senator und Kongressabgeordnetem 4.

Mehr als 70 Prozent dieser Einflüsterer waren früher selbst in der Politik oder bei der Finanzaufsicht tätig. Sie wissen also, wie es geht. Man muss einfach selbst

Jedes Land und jede Region bastelt an eigenen Gesetzen. Banker sprechen von einem Regulierungs-Tsunami.



Deutsche-Bank-Chef Jain

beit, um den Griff der Regulierer zu lockern. Das Trennbankengesetz, das die Bundesregierung vergangenen Winter beschloss, um das Einlagengeschäft von den Risiken des Investmentbankings abzusichern, gilt als harmlos. Nimmt EU-Kommissar Michel Barnier die Berliner Vorlage auf, müssen europäische Großbanken um ihr Geschäftsmodell nicht fürchten, das vom Kleinkredit über den Zahlungsverkehr bis zur Devisenspekulation alles umfasst.

Europas Regierungen verwenden bislang die meiste Energie darauf, ihre Zombie-Banken mit Hilfe der Europäischen Zentralbank (EZB) am Leben zu erhalten. Zwar soll der große Bilanztest, den die EZB als künftiger Aufseher vergangene Woche vorgestellt hat, endlich mit den Altlasten der Banken aufräumen. Aber wie marode Institute künftig ohne Gefahr für das System geschlossen werden können und wer die Kosten trägt, das bleibt vage.

„Von einer wirklichen Abwickelbarkeit von Großbanken sind wir weit entfernt“, kritisiert Finanzwissenschaftler Hau. Die Politik will die Geldgeber der Banken nicht vergraulen. Es gibt Beißhemmungen zwischen Politik und Finanzkonzernen.

Das zeigt sich auch am Brennpunkt Bologna: Für die Zukunft von Raoul Weil, dem Schweizer Banker in italienischem Gewahrsam, spielt die Nähe zwischen Politik und Banken eine besondere Rolle. Er herrschte bei der UBS über Vermögen von damals 1,4 Billionen Dollar, anvertraut von Reichen, Prominenten – und Politikern. Weils Telefonbuch sei eine Bombe, heißt es, als Chef der heute weltweit größten Vermögensverwaltung sei er für die „politisch exponierten Personen“ zuständig gewesen.

Das mag ein Grund sein, weshalb Weil sich sicher fühlte, als er nach Italien reiste. Böse Zungen spotteten, er wäre nicht verhaftet worden, hätte die italienische Regierung frühzeitig von dem Plan der Polizei erfahren. Seit der französische Ex-Minister Jérôme Cahuzac zurücktreten musste, weil er un versteuertes Geld auf geheimen UBS-Konten versteckte, geht die Angst um, noch mehr Politiker könnten als Steuerhinterzieher auffliegen.

Daher ist noch keinesfalls sicher, wie es ausgeht, wenn die italienische Justiz den Banker an die USA ausliefert. Der UBS-Mann hat auch jenseits des Atlantiks gute Verbindungen. Der Ex-Chef der UBS Americas, Robert Wolf, mit dem Weil lange eng zusammenarbeitete, spielt regelmäßig Golf – auch mit US-Präsident Barack Obama. MARTIN HESSE, ANNE SEITH

**Ein kaputtes Auto macht oft
auch Ihre Pläne kaputt.**



Kfz-Versicherungen von AXA mit schadenservice360°.

Wir kümmern uns um alles:

- 1. Abholung Ihres Autos**
- 2. Kostenloses Ersatzfahrzeug**
- 3. Anlieferung des reparierten Autos**

Bis 30.11.
zu AXA
wechseln!*



* Gilt für die meisten Verträge.



Mehr Informationen erhalten Sie
bei Ihrem persönlichen Betreuer,
auf www.AXA.de oder unter
Telefon 0800/166 55 30.



Kommen Sie zur Versicherung, die neue Maßstäbe setzt.

Maßstäbe / neu definiert





Gewerkschafter Vassiliadis, Kanzlerin Merkel: Ungewohnte Rolle, die Politiker zur Besonnenheit zu ermahnen

H.-CHR. DITTRICH / DPA

REGIERUNG

Ganz Große Koalition

Niemand wirbt derzeit fleißiger für Schwarz-Rot als die Gewerkschaften. Ihr Kalkül: Sie könnten in den nächsten vier Jahren die großen Nutznießer der Berliner Politik sein.

Es gibt Schlüsselfiguren bei den Koalitionsverhandlungen zwischen SPD und Union, die jeder kennt. Angela Merkel gehört dazu. Sigmar Gabriel. Oder der umtriebige Horst Seehofer. Aber wer hat schon mal den Namen von Wolfgang Lemb gehört?

Dabei muss der gebürtige Hesse bei den Regierungsgesprächen nicht mal mit am Tisch sitzen, um gehört zu werden. Lemb amtiert als Erster Bevollmächtigter der IG Metall in Erfurt und Nordhausen. Gleichzeitig sitzt er als wirtschaftspolitischer Sprecher der SPD im Thüringer Landtag. In der Sozialdemokratie ist der Gewerkschafter exzellent verdrahtet, seine Kontakte reichen bis in die Hauptstadt.

Gerade jetzt ist das wichtig. Gibt es Schwierigkeiten beim Thema Energiewende und Erneuerbare Energien? Lemb greift zum Telefon und ruft Thüringens Wirtschaftsminister Matthias Machnig an,

der in Berlin mitverhandelt. Könnte das Thema Bildung im Koalitionsvertrag zu kurz kommen? Lemb schickt Thüringens Wissenschaftsminister Christoph Matschie in die Spur, der in der zuständigen Arbeitsgruppe tagt. Oder gibt es Zweifel an der Ausgestaltung des Mindestlohns? Lemb schaltet sich mit seinem Metaller-Kollegen Armin Schild kurz, der der Fachgruppe Arbeit und Soziales angehört.

„Ich führe viele nichtöffentliche Diskussionen“, sagt Gewerkschafter Lemb, „um sicherzustellen, dass unsere Positionen am Ende auch im Koalitionsvertrag stehen.“ Es könnte sein, dass die Arbeitnehmervertreter so am Ende zu den großen Profiteuren der Großen Koalition gehören.

Mag die SPD-Basis mit dem Parteienbündnis hadern, der Wirtschaftsflügel der CDU meutert und die Riege der Verhandlungsführer noch über Kompromissent-

würfen brüten – bei den Gewerkschaften findet das geplante schwarz-rote Bündnis breite Sympathie.

In Zeiten der weiter schwelenden Euro-Krise brauchen sie eine stabile Regierung – auch aus Eigennutz. In den nächsten vier Jahren wollen sie das Maximum für sich und ihre Mitglieder herausholen.

Schon die ersten Signale aus den Koalitions-Arbeitsgruppen der angehenden Partner stimmen die Gewerkschaften zuversichtlich. Der Mindestlohn von 8,50 Euro soll kommen, die Zeitarbeit strenger reguliert, die Mitbestimmung beim Einsatz von Werkvertragsbeschäftigten ausgeweitet werden. Die Renten für Geringverdiener dürften angehoben, die Leistungen der Pflegeversicherung erweitert werden. So viel gewerkschaftsfreundliche Politik war lange nicht. So viel Zustimmung im Arbeitnehmerlager auch nicht.

„Ich bin überzeugt, dass die Große Koalition eine Politik machen wird, die den Interessen der Gewerkschaften und der Beschäftigten an vielen Stellen entgegenkommt“, sagt Elke Hannack, Vize-Chefin des Deutschen Gewerkschaftsbunds (DGB). Sie gilt im SPD-geprägten Gewerkschaftsmilieu als Mittelsfrau zur CDU: Schon vor mehr als drei Jahrzehnten trat Hannack in die Union ein.

Als Fan einer Großen Koalition outet sich auch der Chef der Industriegewerkschaft Bergbau, Chemie, Energie (IG

VOM EINHEITSMODELL



DER STETIGE AUFSTIEG DER CLOUD.

Steigende Kundenerwartungen. Neue Wettbewerber. Schritt-halten mit Innovationen. Herausforderungen, denen sich Führungskräfte tagtäglich stellen. Und auf die sie Antworten erwarten – von ihren CIOs. Die Möglichkeiten, Cloud Computing zu nutzen, sind vielfältig – sie unterscheiden sich von Branche zu Branche, Business zu Business, Person zu Person.

22%

Jährliche Wachstumsrate des weltweiten Cloud-Marktes bis ins Jahr 2020*.

PASSGENAUIGKEIT.

Viele Anbieter können die gängigen standardisierten Cloud-Services zur Verfügung stellen. Doch gerade wenn es um kritische Services und Geschäftstransformationen geht, sollte die Cloud-Strategie den Anforderungen des Unternehmens entsprechen – und nicht den Möglichkeiten des Anbieters. IBM SmartCloud® steht für besonders einfache Handhabung, Expertise und Flexibilität. So stellt sie sich auf Sie ein und nicht umgekehrt.

ZUM EINZELSTÜCK.

Clouds, die Ihrem Sicherheitsbedarf entsprechen.

7.500

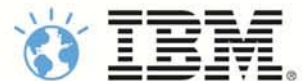
Anzahl der Unternehmen, die in den letzten zwei Jahren IBM SmartCloud Produkte genutzt haben.

Sicherheitsvorkehrungen für User-Zugänge treffen.

DIE CLOUD OHNE GRENZEN.

Mit starren Standardlösungen kommen Unternehmen nicht weiter. Wer flexibel bleiben und sich neu erfinden will, muss die Wahl haben. Und die Kontrolle. ibm.com/wunschcloud/de

MACHEN WIR DEN PLANETEN EIN BISSCHEN SMARTER.



„Build your own Cloud“ – mit offenen Standards und IBM SmartCloud.

Clouds, zugeschnitten für jede Branche.

BELASTUNGSERPROBT.

Die EXA Corporation bietet Systemintegrationen und Dienstleistungen für Schlüsselindustrien in Japan an. Angesichts von Hunderten von Servern, in Büros über das ganze Land verteilt, hemmten

Clouds nach Wahl: für Private-, Public- und Hybrid-Umgebungen.

Sicherheitsängste alle Cloud-Bestrebungen. Bis man sich für eine besonders sichere Hybrid Private Cloud entschied. Schnell genug, um neue Services einzuführen, und flexibel genug, sich an die vorhandene IT anzupassen. Man hielt die Kosten niedrig und konnte neue

*Forrester Research.

IBM, das IBM Logo, SmartCloud, ibm.com und das Bildzeichen des Planeten sind Marken oder eingetragene Marken der International Business Machines Corporation in den Vereinigten Staaten und/oder anderen Ländern. Andere Namen von Firmen, Produkten und Dienstleistungen können Marken oder eingetragene Marken ihrer jeweiligen Inhaber sein. Eine aktuelle Liste sämtlicher IBM Marken und Handelszeichen findet sich im Internet unter www.ibm.com/legal/copytrade.shtml. © 2013 IBM Corporation.

BCE), Michael Vassiliadis: „Die hat den Vorteil, dass sie auch wirklich große Themen anpacken kann“, sagt er. „Da kann sich die CDU nicht mehr hinter ihrem früheren Koalitionspartner verstecken und sagen, aus Rücksicht auf die FDP sei dies und jenes nicht durchsetzbar.“

Dass die beiden Volksparteien so eifrig über Arbeit und Soziales debattieren, sehen Gewerkschafter durchaus als ihr Verdienst. „Es ist doch gut“, sagt der designierte IG-Metall-Chef Detlef Wetzel, „dass unser Einfluss auf die Tagesordnungen der politischen Debatte so groß ist und sich überall die Themen wiederfinden, die den Menschen wichtig sind.“ Debattieren reiche aber nicht aus, jetzt müsse der Koalitionsvertrag ein großer Wurf werden, denn jeder wisse, dass Themen, die dort nicht auftauchen, hinterher nur schwer durchzusetzen seien.

Die Gewerkschafter gehen daher auf Nummer sicher. Selbst Ver.di-Chef Frank Bsirske, für den auch ein rot-rot-grünes Bündnis kein Schreckgespenst wäre, stänkert nicht gegen eine Große Koalition. Stattdessen schickte der Ver.di-Chef mit grünem Parteibuch noch während der Sondierungsgespräche den Partei- und Fraktionschefs ein Papier mit den zentralen Forderungen seiner Gewerkschaft zu. Am Ende umfasste es 20 Seiten.

Andere Spitzengewerkschafter traten schon in der Woche nach der Wahl als diskrete Unterhändler auf. So griffen auch Vorsitzende zum Handy, um die zweifelnde nordrhein-westfälische Ministerpräsidentin Hannelore Kraft vom schwarz-roten Projekt zu überzeugen.

In ihren Telefonaten zitierten die Gewerkschafter eigene Studien. Für das DGB-Informationsblatt „einblick“ hatte etwa die Mannheimer Forschungsgruppe Wahlen die Parteipräferenzen im Arbeitnehmerlager untersucht. 32,4 Prozent aller befragten Gewerkschaftsmitglieder haben demnach bei der Bundestagswahl ihr Kreuzchen bei CDU und CSU gemacht – satte 7,4 Prozentpunkte mehr als noch 2009. Diese Zahlen müsse man als Empfehlung für eine Große Koalition lesen, ließen die Funktionäre Kraft wissen.

Allerorten regiert Pragmatismus: Seit der größten Niederlage der Gewerkschaften in der Nachkriegsgeschichte haben sie sich verändert. Vor zehn Jahren such-

ten sie die Konfrontation und zogen gegen die rot-grüne Regierung und die Agenda 2010 auf die Straße. Die Strategie, die Gewerkschaften als außerparlamentarische Opposition zu neuer Macht zu führen, verkehrte sich ins Gegenteil – sie führte in die Isolation.

Das Verhältnis zu ihrem historischen Bündnispartner SPD war zunächst tief zerrüttet, ein neuer nicht in Sicht. Nach einer Schockstarke öffneten sich die Gewerkschaften der Reformdebatte. Es war die Große Koalition von 2005 bis 2009, die sie zurück ins politische Geschäft brachte.

Vor allem lernten die Funktionäre Angela Merkel schätzen. Notlagen schweißten zusammen: In der Finanzkrise nach der Lehman-Pleite sei die Kanzlerin eine solide Partnerin gewesen, schwärmen Gewerkschafter noch heute. Für die Abwrackprämie hatte IG-Metall-Chef Berthold Huber persönlich erste Konzepte vorgelegt. Am Ende setzten Union und SPD ein üppiges Konjunkturpaket um – von der Hilfe für die Automobilindustrie bis zum verlängerten Kurzarbeitergeld.

Inzwischen ist der Einfluss der Gewerkschaften auch in den beiden christlichen Parteien gewachsen. Früher belächelten gestandene Funktionäre den parteieigenen Arbeitnehmerflügel CDA als einflusslose Folkloretruppe. Inzwischen geben sie zu, dass er das Programm der Union in den vergangenen Jahren stärker geprägt hat als der Wirtschaftsflügel – wie praktisch, dass im neuen

Bundestag mehr CDA-Mitglieder sitzen als je zuvor.

Was sie von der neuen Regierung erwarten, erklären die Arbeitnehmerlobbyisten unverhohlen. So verfassten die Chefs der Einzelgewerkschaften und die DGB-Spitze gleich nach der Wahl eine Handlungsempfehlung. Ihre Wunschliste reicht von A wie Ausbildungsoffensive bis Z wie Zusatzbeitrag für die Krankenversicherung, der natürlich abgeschafft gehöre.

Sie diktierten auch ihr Wunschprogramm für die ersten 100 Tage einer neuen Regierung. Forderung Nummer eins: ein Mindestlohn von 8,50 Euro. Forderung Nummer zwei: strengere Regeln für die Zeitarbeit. Forderung Nummer drei: flexiblere Übergänge in die Rente. Erstaunt berichten Gewerkschafter, dass selbst die Union bei allen Punkten Entgegenkommen signalisiere.

Sollte ein Vorhaben von den Interessen der Gewerkschafter abweichen, greifen sie zum Hörer. Als Vassiliadis erfuhr, dass beabsichtigt ist, ein Verbot der Erdgasförderungsmethode Fracking in den Koalitionsvertrag schreiben zu lassen, kündigte er im kleinen Kreis eine Intervention an. Es könne nicht sein, zitierten ihn Vertraute, dass man eine Technologie verteuere, ohne dass darüber zuvor eine gesellschaftliche Debatte stattgefunden hätte.

Dabei schmieden die Gewerkschaften längst ungewohnte Allianzen. Am Mittwoch vergangener Woche veröffentlichten IG BCE und IG Metall gemeinsam mit den Wirtschaftsverbänden BDI und BDA in einer Art ganz Großer Koalition eine gemeinsame Erklärung zur Energiewende. Sie seien „in großer Sorge“ – und fordern, die Zuständigkeit für die Energiepolitik zu bündeln, das EEG zu reformieren und die Stromsteuer zu senken. Sonst nehme der „Industriestandort Deutschland Schaden“.

In Wahrheit halfen die Gewerkschafter damit auch der Wirtschaftslobby aus der Bredouille. Denn die konnte sich lange nicht auf eine Linie zur Energiewende verständigen – anders als die IG BCE.

Schon vor zwei Jahren hatte Vassiliadis das Innovationsforum Energiewende (If.E) ins Leben gerufen und die 30 wichtigsten Unternehmen der Branche hinter sich geschart. Ihr Positionspapier zur Energiewende hatten sie damals schon BDA und BDI vorgestellt. Die zeigten sich aber desinteressiert. Jetzt fragte BDA-Hauptgeschäftsführer Reinhard Göhner bei Vassiliadis nach, ob man nicht doch das damalige Papier zur Grundlage einer gemeinsamen Erklärung nehmen könne.

Plötzlich finden sich die Gewerkschaften auch in der ungewohnten Rolle wieder, die Politiker zur Besonnenheit zu ermahnen. In der DGB-Zentrale nähren etwa die Rentenpläne der angehenden Koalitionäre den Verdacht, die neue Regierung könne die Sozialkasse für fragwürdige Wohltaten plündern. „Union und SPD schlagen in der Rentenpolitik den falschen Weg ein. Es geht nicht an, dass die Große Koalition sich an den Reserven der Rentenversicherung vergreift, um Verbesserungen bei der Mütterrente zu finanzieren“, mahnt DGB-Vize Hannack. „Diesen Griff in die Beitragskassen müssen wir verhindern.“ Auch die Rente ab 63 für langjährig Versicherte, wie sie die SPD anstrebt, helfe nicht gegen Altersarmut, sondern nutze nur langjährig Versicherten. Viel wichtiger sei es, die Erwerbsminderungsrente zu verbessern und eine Demografiereserve in der Rentenversicherung aufzubauen.

Es ist lange nicht mehr vorgekommen, dass die Gewerkschaften die Regierung vor zu viel Sozialausgaben gewarnt haben. Auch das gehört zur neuen Gewerkschaftsmacht in der Großen Koalition.

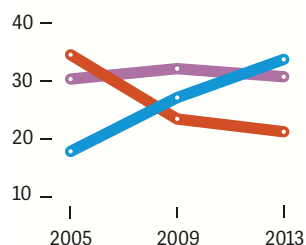
MARKUS DETTMER, CORNELIA SCHMERGAL, JANKO TIETZ

Wie Gewerkschaftsmitglieder bei Bundestagswahlen gewählt haben

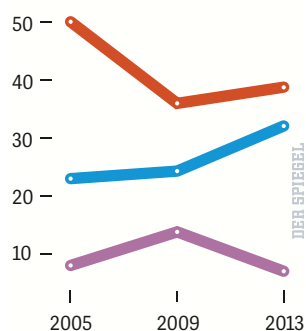
Quelle: Wahltagbefragung der Forschungsgruppe Wahlen, Mannheim, im Auftrag von „einblick“

Angaben in Prozent
■ CDU/CSU ■ SPD ■ Linke

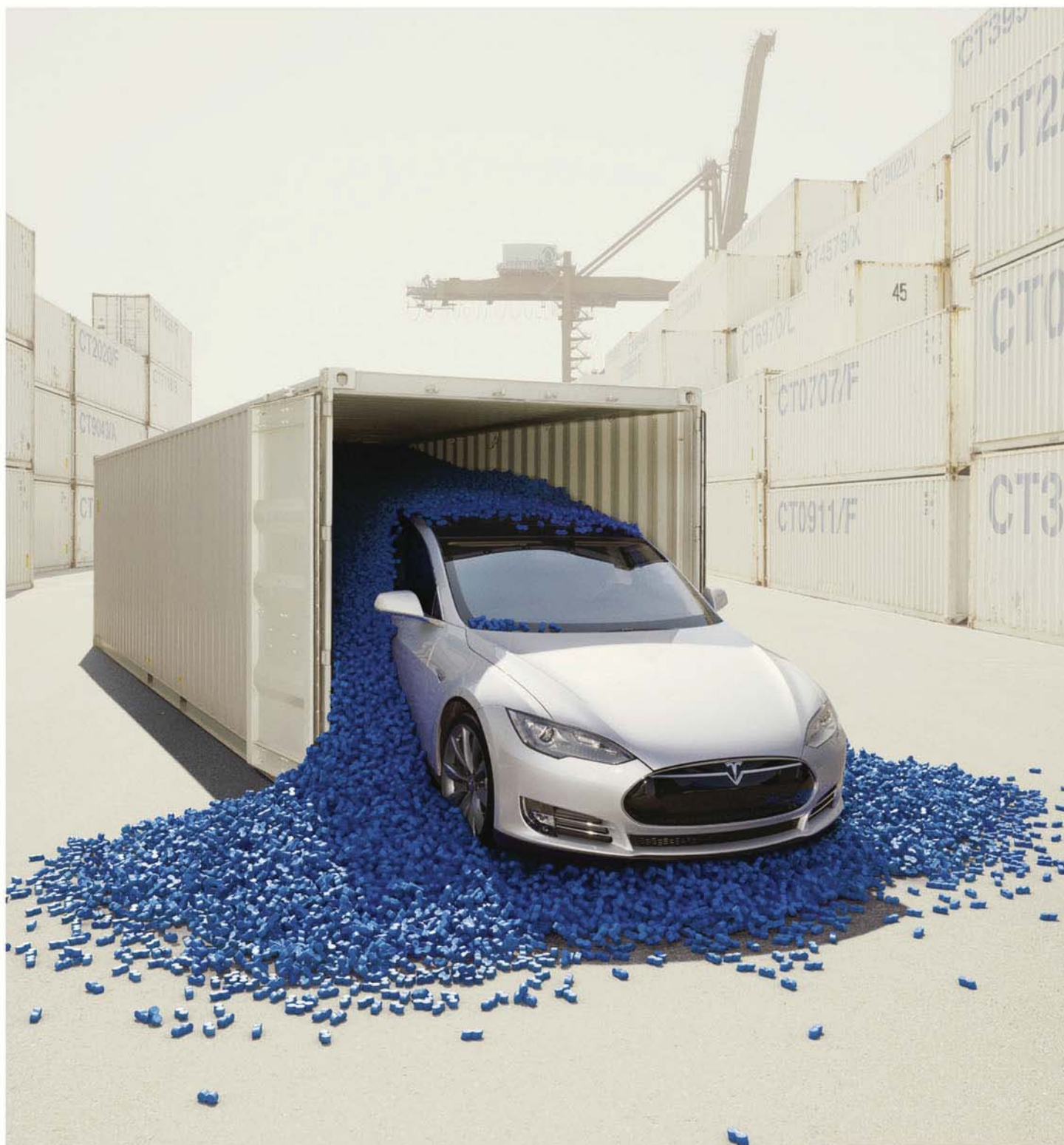
Ostdeutschland



Westdeutschland



DER SPIEGEL



WENN IHNEN ETWAS WICHTIG IST,
DANN ZÄHLT NUR DER BESTE SCHUTZ.
ZURICH VERSICHERUNG.
FÜR ALLE, DIE IHR UNTERNEHMEN WIRKLICH LIEBEN.


ZURICH®

Die in dieser Werbung erwähnten Versicherungskonzepte können einen individuellen Versicherungsvertrag nicht ergänzen oder zu seiner Auslegung verwendet werden. Die erwähnten Lösungen werden durch diverse Gesellschaften der Zurich Insurance Group Ltd angeboten, wie z.B. in den USA durch Zurich American Insurance Company, 1400 American Lane, Schaumburg, IL 60196 und in Kanada durch Zurich Insurance Group Ltd, 400 University Avenue, Toronto, ON M5G 1S9 und ferner durch Zurich Insurance plc, Ballsbridge Park, Dublin 4, Irland (und deren Niederlassungen in der EU), Zurich Insurance Company Ltd, Mythenquai 2, 8002 Zürich, Schweiz, Zurich Australian Insurance Limited, 5 Blue Street, North Sydney, NSW 2060, Australia und weitere Gesellschaften, gemäß lokalen aufsichtsrechtlichen und anderen Anforderungen.

UNTERNEHMEN

Schrauber unter Heuschrecken

A.T.U hat die drohende Pleite offenbar abgewendet. Doch fürs Überleben brauchen die Werkstätten ein neues Geschäftsmodell.

Wer in letzter Zeit wissen wollte, wie es um Deutschlands größte Werkstattkette A.T.U steht, bekam Antwort von Franz Kafka: „Man sieht die Sonne langsam untergehen und erschrickt doch, wenn es plötzlich dunkel ist“, unkte einer von 12 000 A.T.Ulern im internen Mitarbeiterforum, den Dichter zitierend. „Die Stimmung ist extrem schlecht“, klagte ein anderer weniger lyrisch. Und der Nächste schrieb: „Die Entwicklungen machen mir einfach Angst. Ich habe eine Familie von meinem Gehalt zu ernähren.“

2012 ging Schlecker unter, 2013 Praktiker, als heißester Anwärter auf den größten Firmen-Crash 2014 galt A.T.U mit seinen 600 Filialen im ganzen Land. Der Grund: Die Werkstattkette muss ihren Geldgebern nächstes Jahr 600 Millionen Euro zurückzahlen, kann das aber nicht.

Seit der Ankündigung eines desaströsen Jahresergebnisses im Sommer und der Herabstufung durch die Rating-Agentur Moody's auf Ramschniveau wurden die Pleitegerüchte immer lauter. Vorsichtshalber brachte der neue Chef, Hans-Norbert Topp, der fünfte in elf Jahren, im Juni gleich einen Insolvenzspezialisten für die Geschäftsführung mit.

Zumindest vorläufig scheint das Überleben nun aber gesichert: Seit verganginem Mittwoch sieht es so aus, als ließen sich die Hauptgläubiger auf ein Rettungskonzept ein, das große Teile der Schuldenlast von A.T.U nimmt. Damit werden sie zugleich neue Haupteigentümer.

Die finale Rettung ist das allerdings nicht, dazu braucht A.T.U vor allem ein neues, funktionierendes Geschäftsmodell. Die Einigung, die bis Jahresende im Detail ausverhandelt sein soll, verschafft erst mal nur Zeit, eklatante Managementfehler der Vergangenheit auszubügeln.

A.T.U, Auto-Teile-Unger, dieses Kürzel stand einst auch für eine erfolgreiche Self-made-Karriere, die von Firmengründer Peter Unger. Bis 2002 hatte der Kaufmann aus einem kleinen Reifengeschäft den Marktführer unter den freien Werkstätten gemacht. Spezialisiert auf schnelle, billige Reparaturen, auf den Austausch von Reifen, Bremsen, Auspufftöpfen.



Verkauf von Alu-Felgen bei A.T.U: Alle Entwicklungen verschlafen

Dann aber machte Unger der Stress so zu schaffen, dass er die Mehrheit des Konzerns für 750 Millionen an ein amerikanisches Investmenthaus verkaufte. Das überließ A.T.U zwei Jahre später für 1,45 Milliarden Euro dem US-Riesen KKR, einem der bekanntesten Firmenaufkäufer.

Einen Großteil des Preises muss die gekaufte Firma, wie in solchen Fällen üblich, mit Krediten selbst stemmen. Bei A.T.U lagen die Zinsen dafür bei mehr als zehn Prozent, im abgelaufenen Geschäftsjahr schlugen 67 Millionen Euro zu Buche, größtenteils für ein Anleihenpaket über 450 und eines über 150 Millionen Euro, die im Mai und Oktober 2014 fällig werden.

Die wichtigsten Gläubiger der Hauptanleihe sind ebenfalls sogenannte Heuschrecken: Centerbridge, ein Geldgeber aus Amerika, sowie Fonds der Investmentbank Goldman Sachs.

Das Problem: Um die saftigen Zinsen einzuspielen, musste A.T.U im Hetztempo weiter wachsen und durfte sich keine gravierenden Fehler erlauben. Doch die

gab es zuhauf. Miese Qualität bei eingebauten Ersatzteilen beispielsweise. „In der Vergangenheit zählte ausschließlich der Einkaufspreis, und die Qualität des Produktes wurde erst an zweiter Stelle betrachtet“, räumte ein Manager 2010 in einer internen Mail ein. Das hatte die Führung damals zwar schon geändert, der Ruf aber war ramponiert.

Auch durch schlechte Tests: Wenn der ADAC mit präparierten Wagen auf die A.T.U-Rampen fuhr, schnitt das Unternehmen meist schlecht ab. Erst beim jüngsten Test schaffte man die Wende. Gleichzeitig geriet der Konzern aber durch die Billigkonkurrenz im Internet unter Druck, ohne dass er selbst am Boom im Netz mitverdienen konnte.

Mickrige zwei Prozent vom Umsatz liefert der eigene Internethandel. „Wir haben so gut wie jede Entwicklung der letzten Jahre verschlafen, haben Preise, die gute 15 bis 25 Prozent über denen der diversen Internetportale liegen, von unserem tollen Ruf ganz zu schweigen“, fasste ein sarkastischer A.T.Uler im internen Forum die Lage jüngst zusammen.

So verwandelte sich ein schmaler operativer Gewinn im Geschäftsjahr 2012/13 nach Steuern und Zinszahlungen in einen Verlust von rund 35 Millionen Euro, der durch weitere Abschreibungen sogar noch viel höher ausfallen dürfte. Für 2014, wenn die Anleihen fällig werden, blieb nur die Aussicht Insolvenz. Dazu wird es nun wohl nicht kommen: Centerbridge und die Goldman-Fonds, die zusammen 75 Prozent der 450-Millionen-Anleihen halten, wandeln ihre Forderungen in Firmenanteile um. Centerbridge wird Mehrheits-

Unternehmenszahlen A.T.U

Gründung	1985
Filialen	650
davon in Deutschland	600
Mitarbeiter	rund 12 000
Umsatz im Geschäftsjahr 2012/13	1,2 Mrd. €
Verlust nach Abzug der Anleihe-Zinsen und Steuern	ca. 35 Mio. €* *ohne weitere Abschreibungen

DER SPIEGEL

eigner; KKR besitzt dann nur noch einen Mini-Anteil an A.T.U.

Die künftigen Eigentümer, allen voran Centerbridge, nehmen dabei ein Minus in Kauf, weil ihr neuer Firmenanteil weniger wert ist als ihre alten Forderungen – ein Tausch von Geld gegen Hoffnung also, Hoffnung auf bessere Zeiten. Und auch die Gläubiger der 150-Millionen-Anleihe sollen einlenken. Wenn die Verhandlungen erfolgreich sind, sinken die Zinsen für A.T.U. auf 15 Millionen Euro jährlich. Das wäre noch zu schaffen.

Eine Perspektive für die Zukunft ist das allein noch nicht. Zum Wintergeschäft spendiert Neueigentümer Centerbridge deshalb 25 Millionen Euro, damit wenigstens die nötige Ware in den Läden steht. In ihrer Eckpunktevereinbarung haben die Investoren aber noch weit mehr frisches Geld zugesagt, insgesamt einen dreistelligen Millionenbetrag. Geld, das der neue Chef Topp dringend braucht, um das Geschäft umzubauen.

Ein großer Teil wird für neue Diagnosegeräte gebraucht, um die immer kompliziertere Autoelektronik auszulesen. Nur so kann Topps Plan aufgehen, das Kerngeschäft zu stärken – Reparaturen, die billiger, aber nicht schlechter als in der Vertragswerkstatt der Hersteller sein sollen. Helfen soll auch der Abschied von einer Geschäftspraxis, die viel Vertrauen gekostet hat: Früher mussten die Mechaniker an der Rampe nicht nur etwas von Autos verstehen; sie sollten gleichzeitig die besten Verkäufer sein. Das führte dazu, dass die Schrauber schnell mal angebliche Defekte fanden – im A.T.U.-Jargon hieß das: „Autos totschieben“ – oder den Kunden Zubehör andrehen wollten.

„Wir haben die Vermengung von Vertrieb und Reparatur abgeschafft“, verspricht Topp. Der frühere Sixt-Mann will außerdem das Sortiment seiner Shops ausmisten – keine Fahrräder mehr, keine Gartenschläuche oder Kinderbücher. Der Handel im Internet soll dagegen wachsen, der mit Autoscheiben auch, ebenso das Geschäft mit der Wartung von Fahrzeugflotten großer Firmen. Auf all diesen Feldern haben sich Konkurrenten aber längst breitgemacht. Warum sollte Topp schaffen, woran seine Vorgänger kläglich scheiterten?

„Wir werden ein Anreizsystem schaffen, um unsere Führungskräfte und die Vertriebler für gute Leistung extra zu belohnen“, sagt Topp. „Wir haben das größte Filialnetz und genug gute Mitarbeiter, um auf allen Feldern ganz vorn zu sein.“

Und natürlich soll weiter gespart werden. Der Chef sucht gerade einen neuen Marken-Slogan, der alte, „Meister gegen den Verschleiß“, gefällt ihm nicht. Also hat er alle A.T.U.-ler aufgerufen, sich etwas einfallen zu lassen. Für den Slogan der Zukunft soll es 300 Euro geben.

RAFAEL BUSCHMANN, JÜRGEN DAHLKAMP,
JÖRG SCHMITT

Mit dem digitalen SPIEGEL mehr erleben.



So einfach genießen Sie den SPIEGEL auf digitalen Endgeräten:

1. Installieren

Laden Sie die kostenlose App DER SPIEGEL für Ihr Tablet oder Smartphone aus dem entsprechenden App-Store.

Zum Lesen im Browser besuchen Sie magazin.spiegel.de

2. Ausgabe kaufen oder Testangebot sichern

Stöbern Sie kostenlos und lesen Sie die kompletten Ausgaben nach dem Kauf – auch offline.

3. Registrieren und anmelden

Registrieren Sie sich einmalig, und nutzen Sie Ihre SPIEGEL-ID zum Lesen Ihrer gekauften Ausgaben auf all Ihren Geräten.

App für iPad, iPhone, Android, Kindle-Geräte, Windows 8, BlackBerry Z10 sowie für PC/Mac.

Die neue Art zu lesen.

- Mit zusätzlichen Hintergrundseiten.
- Mit exklusiv produzierten Videos.
- Mit 360°-Panoramafotos, interaktiven Grafiken und 3-D-Modellen.
- Alles immer schon **ab Sonntag 8 Uhr!**



Einfach scannen
(z.B. mit der kosten-
losen App DER SPIEGEL)
und mehr erfahren –
über den digitalen
SPIEGEL und über
unser Testangebot.

**DER
SPIEGEL**

Brunnen des Reichtums

Jahrelang lief alles rund für Singapur: Das schnelle Wachstum Asiens und Schwarzgeld aus Europa förderten den Aufstieg. Doch neuerdings ist Transparenz gefragt.

Gelblich-brauner Nebel steht in den Straßenschluchten des Finanzbezirks. Ravi Menon, Geschäftsführer der allmächtigen Zentralbank und Finanzaufsicht MAS, kann von seinem Dienstsitz oberhalb des Hafens kaum die endlosen Container-Reihen in den Terminals erkennen. Regelmäßig verdunkelt der „Haze“, eine Smog-Wolke, ausgelöst durch Brandrodungen der Palmölbarone im benachbarten Indonesien, den reichen Stadtstaat Singapur im Süden der malay-sischen Halbinsel. Doch noch nie war es so schlimm wie diesmal.

Einheimische Kritiker sehen im Haze ein Symbol: für den Schmutz aus der Nachbarschaft, der auch das Geschäftsmodell des Stadtstaats umschattet. „Singapur war traditionell ein sicherer Geldwäsche-Hafen für all diese Business-Tycoons, Drogen-Dealer und korrupten Diktatoren aus benachbarten Ländern“, schreibt ein Blogger in dem asiatischen Online-Magazin „The Diplomat“.

Der Stadtstaat hat sich abhängig gemacht vom Welthandel, vom Wachstum der aufstrebenden Staaten Asiens – und von der Gunst der Vermögenden in aller Welt, die das diskrete Finanzzentrum als Drehscheibe und Speicher für ihre Reichtümer nutzen.

Die jüngsten Krisensymptome in Schwellenländern wie Indien und Indonesien erinnern daran, welche Risiken diese Strategie birgt. Zugleich wächst aus Europa und den USA der Druck auf Singapur, sich im Steuerwettbewerb keine unfairen Vorteile zu verschaffen.

Aber kritische Stimmen sind selten in dem erfolgsverwöhnten Land, das kaum Arbeitslosigkeit kennt und seit vielen Jahren beständig wächst, als Plattform für Firmen aus aller Welt, die in Asien Geschäfte machen und wenig Steuern zahlen wollen. Produziert wird in den umliegenden Staaten, wo es billiger ist.

„Die strategische Planung Singapurs, um die eigene Zukunft zu sichern, ist außerordentlich beeindruckend“, sagt die deutsche Botschafterin Angelika Viets. Das Stadtbild hat sich dramatisch verändert, Wolkenkratzer wachsen dicht an dicht, wo noch vor wenigen Jahren Schlamm war. Die Regierung will bis 2030

in großem Stil Immigranten ins Land holen, damit die Bevölkerung nicht überaltert. Sie drängt sogar das Meer zurück, um Platz zu schaffen für neue Bauten und mehr Menschen als die derzeit 5,4 Millionen.

Hier dreht sich alles um Wachstum und Konsum. Als der Haze kam, bestürmten so viele Singapurer das Internetkaufhaus Amazon, um Atemschutzmasken zu bestellen, dass die Server überlastet waren. „Das zeigt, welche Kaufkraft hier entsteht“, scherzt Jimmy Koh von der Großbank UOB.

Seine Bank ist ein Beispiel dafür, was Singapur antreibt. Sie hat ihre ganze Strategie auf das Wachstum des südostasiatischen Wirtschaftsraums Asean ausgerichtet und auf die vermögende Mittelschicht, die dort entsteht. Koh, der die Investor-Relations-Abteilung leitet, ist erster Verkäufer dieser Strategie.

Der Heimatmarkt für singapurische Banken ist sehr begrenzt. „Aber dadurch, dass wir den Asean-Markt bedienen, erweitern wir die potentielle Kundenbasis von 5 auf 500 Millionen“, sagt Koh.

Vor fünf Jahren hat UOB 40 Milliarden Singapur-Dollar verwaltet (umgerechnet rund 20 Milliarden Euro), zuletzt waren es 60 Milliarden, in fünf Jahren sollen es 100 Milliarden sein.

Das lädierte Image etablierter Finanzzentren wie London, New York und Zürich kommt Singapur und seinen Banken zugute. Seit Großbanken an Wall Street und Themse durch die Finanzkrise in ihren Grundfesten erschüttert wurden, blicken viele Anleger nach Asien. „Wir profitieren von einer Flucht in Sicherheit“, sagt Elbert Pattijn, Risikovorstand bei DBS, der größten Bank des Landes. „Singapur hat eines der stabilsten Finanzsysteme der Welt.“ Und eines der diskretesten.

Als sich Behörden in den USA und Europa in den vergangenen Jahren daran machten, Steuerhinterzieher zu jagen und am Bankgeheimnis der Schweiz zu rütteln, zogen viele Superreiche nach Singapur weiter.

Wenn man Banker wie Pattijn nach möglichem Schwarzgeld aus Europa fragt, kommen die Antworten schnell und me-



Finanzdistrikt in Singapur: „Traditionell ein sicherer

chanisch. „Diese Art von Geld wollen wir nicht“, sagt er. „Darauf haben wir keinen Appetit.“ Doch die Enthüllungen von Offshore-Leaks bringen Singapur in Erklärungsnot. Die Datenspur, die das Internationale Konsortium für investigative Journalisten im Frühjahr ans Licht brachte, führen direkt nach Singapur, an den Temasek Boulevard, zum Brunnen des Reichtums.

„Fountain of Wealth“, so haben die Singapurer den größten Brunnen der Welt getauft. Ein Monstrum aus Bronze zwischen fünf aschgrauen Bürotürmen, den Suntec Towers. Dort hat auch die Firma Portcullis Trustnet ihren Sitz, die so etwas wie virtuelle Auffangbecken für sprudelnden Reichtum baut, Treuhandfirmen gründet, Vermögen in Steueroasen schafft.

Den indirekten Vorwurf der Offshore-Leaks-Journalisten, Portcullis helfe Steuerhinterziehern, ihr Geld zu verstecken, hat Firmenchef David Chong scharf zurückgewiesen. Portcullis halte sich strikt an Gesetze und Regeln zur Bekämpfung von Geldwäsche und Steuerhinterziehung und mache auch keine Geschäfte mit Leuten, die sich womöglich nicht daran hielten,



Geldwäsche-Hafen“

teilte Chong im Frühjahr mit. Seitdem schweigt er.

Singapurs Regierung und die Finanzaufsicht wehren sich offensiver gegen das miese Image. „Es ist grundsätzlich nicht unanständig, ein Treuhandkonto zu eröffnen“, sagt Ravi Menon, Chef der Finanzaufsicht, wenn man ihn auf Portcullis anspricht. Bislang habe die Prüfung der Daten von Offshore-Leaks kein Fehlverhalten zutage gefördert. „Alle Anti-Geldwäsche-Gesetze gelten für Treuhandfirmen genauso wie für Banken.“

Menon präsentiert sich gern als Jäger der Steuerhinterzieher und ihrer Helfer. „Es ist eine schwere Fehlwahrnehmung, dass es einen großen Zufluss europäischen Geldes in asiatische Finanzzentren wie Singapur gibt“, sagt er. Steueranwälte erzählen etwas anderes, aber zitieren lassen möchte sich damit niemand. Die renommierte Beratungsgesellschaft BCG schätzt, dass 14 Prozent der in Singapur und Hongkong offshore verwalteten rund eine Billion Dollar aus Europa kommen.

2009 hat Singapur den OECD-Standard für den Informationsaustausch auf Anfrage übernommen und ihn danach in al-

le Doppelbesteuerungsabkommen integriert. Seit 1. Juli dieses Jahres gelten Verstöße gegen Steuergesetze in Singapur als Vortat zur Geldwäsche. Schon im Oktober 2011 wies die Finanzaufsicht die Banken an, Altkunden auf die Einhaltung der künftigen Standards zu checken. Und schließlich ist Singapur drauf und dran,



Singapur

Einwohner	5,4 Mio.
BIP pro Kopf	39 900 €
zum Vergleich Deutschland	32 300 €
Vermögensmillionäre je 1000 Haushalte	82

Singapur verwaltet **rund 14%** des weltweiten, grenzüberschreitend angelegten Geldvermögens.

Stand 2012, Quellen: IWF, BCG

mit den USA ein Abkommen zu schließen, das die Banken in Singapur verpflichten würde, Kontendaten amerikanischer Staatsbürger automatisch an die US-Behörden zu übermitteln.

„Wir sind grundsätzlich bereit, auch mit der Europäischen Union in eine Diskussion über den automatischen Informationsaustausch einzutreten“, sagt der Finanzaufseher. „Das könnte langfristig zum neuen Standard werden.“ Jedoch nur, wenn in allen wichtigen Ländern die gleichen Regeln gelten und hart durchgesetzt würden.

„Singapur ist in höchstem Maße darauf bedacht, nicht ins Zwielicht zu geraten, weil es als Finanzzentrum von seinem guten Ruf lebt“, sagt Botschafterin Viets.

Doch die neuen, strengeren Gesetze gelten nur für Steuern, die auch der Stadtstaat erhebt. Dort aber gibt es weder Erbschaft- noch Kapitalertragsteuern. Wer es also schafft, sein deutsches Erbe unversteuert nach Singapur zu schaffen, muss nicht unbedingt mit Strafe rechnen.

Die Singapurer verteidigen ihr System, oft mit charmantem Lächeln, immer beharrlich. So wie Yah Fang Chiam, die im Finanzministerium für die Steuerpolitik zuständig ist. „Wir sind keine Steuer-oase“, sagt sie. „Wir haben wettbewerbsfähige Steuersätze, weil wir Unternehmertum fördern und Firmen anziehen wollen, die hier investieren und unsere Wirtschaft weiterentwickeln.“

Der Spitzensteuersatz liegt bei 20 Prozent, Unternehmen zahlen 17 Prozent – und das sind nur die Maximalsätze, es gibt etliche Ausnahmen. Effektiv sind die Steuersätze so niedrig wie kaum irgendwo sonst auf der Welt.

Singapur will ein attraktives Finanzzentrum sein, aber zugleich einen makellosen Ruf als korruptionsfreier Raum wahren und nicht auf einer Stufe mit reinen Steuerparadiesen wie Nauru stehen.

Deshalb huldigt die ewige Regierungspartei People's Action Party einerseits der wirtschaftlichen Freiheit und Eigenverantwortung. Andererseits geht Politikern kaum ein Schlagwort so leicht über die Lippen wie „rule of law“, das Prinzip der Rechtsstaatlichkeit.

Der Staat demonstriert Härte, wenn es darum geht, Straßen, U-Bahnen und Parks penibel sauber zu halten. Ob er aber die neuen Gesetze gegen Geldwäsche und Steuerhinterziehung genauso strikt durchsetzt, bezweifelt manch einer.

Zum Beispiel Kenneth Jeyaretnam, Generalsekretär der oppositionellen Reform-Partei. Der Vater des Ökonomen zog einst als erster Oppositionspolitiker überhaupt 1981 in das Parlament des Staates ein. „Singapur war immer eine Steuer-oase, ein Parasit der korrupten Systeme, die es umgeben“, sagt Jeyaretnam junior. Hier liege „das dicke Geld aus dubiosen Quellen der umliegenden Staaten“,

pflichtet ein deutscher Anwalt in Singapur bei. Innerhalb des Asean-Raums sei das politisch gewollt.

In den Ranglisten des World Economic Forums, das regelmäßig die Wettbewerbsfähigkeit von Finanzsystemen misst, erhält Singapur beste Noten, wenn es um Korruptionsbekämpfung und Rechtssicherheit geht. Aber einige der umliegenden Staaten, wie Indonesien, stehen am anderen Ende der Skala.

Das Problem in Singapur sei, sagt Jeyaretnam, dass es keine ausreichende parlamentarische Kontrolle über die Wirtschaft gebe und über die Durchsetzung der Regulierung. „Singapur funktioniert stark über persönliche Beziehungen.“

Staat und Wirtschaft sind eng verwoben, verstärkt wird die Verflechtung durch den Einfluss mächtiger Familienclans, die in der Politik wie auch in vielen Unternehmen seit Jahrzehnten die Geschicke bestimmen.

Jeyaretnam beschreibt die politische und wirtschaftliche Führung des Landes als geschlossenes System. Premierminister Lee Hsien Loong ist Chairman des Staatsfonds GIC, den zweiten Staatsfonds Temasek managt seine Frau Ho Ching. Temasek dominiert als Großaktionär die größte südostasiatische Bank, DBS.

Die Nähe zur Politik beschränkt sich nicht auf Staatsfonds und heimische Banken. Die Co-Chefs der Deutschen Bank, Anshu Jain und Jürgen Fitschen, hielten vor einiger Zeit eine Vorstandssitzung in Singapur ab und nutzten die Gelegenheit, ihre guten Beziehungen zu Singapurs Präsident Tony Tan im Rahmen einer Wohltätigkeitsveranstaltung zu pflegen. Mehr als 2100 Mitarbeiter beschäftigt die Deutsche Bank in Singapur, laut Offshore-Leaks hat sie von dort aus mehr als 300 Treuhandfirmen und Stiftungen in Steuerparadiesen eingerichtet.

Tan ist ein alter Bekannter. Bevor er zum Staatspräsidenten gewählt wurde, saß er im Asien-Pazifik-Beirat der Deutschen Bank. Kurz vor der jüngsten Begegnung mit dem Präsidenten hatten die Frankfurter im Singapur Zollfreihafen Platz für 200 Tonnen Gold angemietet. Auch das ist ein Puzzle-Teil in dem bunten Bild von der Steueroase Singapur.

Reiche Chinesen und Inder waren zuletzt besonders heiß auf das Edelmetall, ist es doch nach dem jüngsten Preisverfall relativ günstig zu haben – vor allem in Singapur. Im vergangenen Jahr hat die Regierung die Verarbeitung von Gold und

anderen Edelmetallen von der Umsatzsteuer befreit, um einen größeren Teil des Handels an sich zu ziehen. Der Handel mit Rohstoffen von Öl über Gas bis zum Gold ist das jüngste Spielfeld, auf dem Singapur in die Offensive geht, und wie gemacht für die Hafenstadt an der Handelsstraße zwischen China und Indien.

Vermögende Ausländer schätzen vor allem den futuristischen Freihafen am Flughafen, wo sie Gold zoll- und steuerfrei kaufen und lagern können. Auch die UBS hat hier neue Flächen angemietet. Zwar waren die Schweizer etwas später dran als ihr deutscher Konkurrent. In Sa-



Premier Lee: Zwischen globalem Casino und Vorzeigestaat

chen Beziehungspflege aber liegen sie vorn. Der Staatsfonds GIC ist an der UBS beteiligt, der frühere Finanzchef der Bank, John Cryan, arbeitet jetzt für Temasek, den anderen Staatsfonds.

Peter Kok leitet die Vermögensverwaltung der UBS für reiche Kunden in Singapur und Malaysia, ihn langweilt die Diskussion um das ungesteuerte Geld, das angeblich von der Schweiz nach Singapur verschoben werde. „Europa ist, offen gesagt, aus unserer Sicht kaum relevant für das Wachstum in unserem Geschäft“, erklärt Kok. 210 Milliarden Schweizer Franken verwaltet die UBS in Asien. Kok glaubt, seine Bank könne hier jährlich prozentual zweistellig zulegen. Der Anteil des Geschäfts mit europäischem Ursprung in Asien liege im niedrigen einstelligen Prozentbereich.

In den kommenden fünf Jahren werde das meiste neue, grenzüberschreitend angelegte Vermögen in Asien entstehen, schätzt die Beratungsgesellschaft BCG. 1,4 Billionen Dollar neuen Reichtum werde die Region anhäufen. Vor allem Singapur wird davon profitieren. 2017 dürfte der Stadtstaat als Offshore-Zentrum laut BCG den zweiten Platz hinter der Schweiz belegen.

Manchmal aber verzweifelt Kok an seinen Kunden, die so anders sind als im behäbigen Europa. Wo Europäer über Risikostreuung sprächen, fragten die Kunden hier: Haben Sie einen heißen Tipp? „Die Asiaten wetten gern mal“, sagt der Holländer Kok. Um das zu sehen, müsse man nur ins Marina Bay Casino gehen.

Das Marina Bay Sands ist die Summe aller Singapur-Träume. Drei Wolkenkratzer tragen in schwindelerregender Höhe eine Art Schiff, größer als die „Titanic“, mit Swimmingpool und Grünanlagen. Skypark nennt sich die Anlage unbescheiden. Wer dort in der Bar des Luxusrestaurants KuDeTa einen der überbeurten Cocktails trinkt, kann sich wie die Finanzwelt-eroberer in den gegenüberliegenden Glitzertürmen am Singapore River fühlen.

200 Meter weiter unten im Casino tummeln sich die Reichen und Schönen im geschlossenen Club-Bereich. Auf den anderen Etagen zocken die, die dort noch hinwollen. Sie tragen meist Flip-Flops oder Turnschuhe, T-Shirt und Jeans.

Am Roulette-Tisch kauft ein Chineser mit Halbglatze im olivgrünen Polo-Shirt für 1000 Singapur-Dollar Chips und bildet auf mehreren Zahlen kleine Türme. Der Croupier wirft

die Kugel, sie tanzt über das Rad, kommt auf Rot 25 zu liegen.

Der Chineser mit der hohen Stirn verliert alles, verzieht kurz den Mund und zückt den nächsten großen Schein. „Ich liebe Roulette.“ Im wirklichen Leben betreibt er einen Laden in Chinatown. Weil sich herausgestellt hat, dass auch viele Staatsbeamte das Spiel lieben, ist die Regierung nervös geworden und will ihre Leute stärker kontrollieren.

Mitten in dem Meer klimpernder Spielautomaten, zwischen Baccara-, Roulette- und Black-Jack-Tischen, stehen große Warningschilder. „Play responsibly“ steht darauf. „Spiel verantwortungsvoll.“

Es ist das widersprüchliche Motto eines Landes, das beides sein will: Heimat für Glücksritter und Hort der Seriosität, Casino und Vorzeigestaat.

MARTIN HESSE

TOURISMUS

Katerstimmung in Castel Fiffi

TUI-Chef Joussen will eine leidige Altlast loswerden, ein gigantisches Urlaubsareal in der Toskana. Es fehlt an einer entsprechend spendablen Millionärskundschaft.

Gäbe es einen Preis für die schönste Pool-Landschaft Italiens, das kleine Dörfchen Castelfalfi südöstlich von Pisa hätte gute Chancen. Am Ortseingang auf einem langgezogenen Felsrücken locken gleich vier Schwimmbecken mit glasklarem, himmelblau schimmerndem Wasser. Das größte ist 30 Meter lang.

Von der weitläufigen Terrasse mit den edlen Liegestühlen schweift der Blick über Pinien, Zypressen und Olivenplantagen weit in die Toskana. Fast so weit, wie das Auge reicht, gehört das Gelände Europas größtem Tourismuskonzern, der TUI. Der Reise-Riese hatte das Dorf nebst Freibad, Burg, Golfplätzen, Agrarland und gut zwei Dutzend verfallenen Bauernhäusern vor gut sieben Jahren gekauft. Es sollte das größte und ehrgeizigste Projekt in der Firmengeschichte werden. Doch das Paradies entpuppt sich zumindest betriebswirtschaftlich als echter Höllenritt.

Viele Monate und Millionen gingen im Kampf um Baugenehmigungen drauf. Und seit gut einem halben Jahr hat die TUI einen neuen Chef, den ehemaligen Vodafone-Manager Friedrich („Fritz“) Joussen, 50, der die Gewinne des Konzerns deutlich steigern und Problemfelder endlich beseitigen will.

Die größte, wenn auch schönste Altlast ist Castelfalfi, intern gern „Castel Fiffi“ genannt. Ursprünglich war geplant, möglichst schnell möglichst viele der Immobilien umzubauen und zu verkaufen, um mit den Einnahmen ein Resort nach Vorbild der TUI-Ferienanlage Fleesensee in Mecklenburg-Vorpommern zu errichten. Doch die Rechnung ging nicht auf.

Die reiche Klientel, auf die man gehofft hatte, ließ sich bislang nur zögerlich von der Aussicht anlocken, in die malerischen Bruchbuden zu investieren. Bis heute wurden von der TUI gut 160 Millionen Euro in das verwaiste Dorf rund um eine ehe-

malige Tabakfabrik gesteckt. Knapp die Hälfte davon ist inzwischen abgeschrieben, also erst mal perdu. Und das Italien-Abenteuer verschlingt weiter Geld. Dafür, dass es zumindest nicht noch mehr wird, soll nun Joussens bester Mann sorgen: sein Vertrauter Sebastian Ebel, 50. Der umgängliche Niedersachse, im Nebenberuf Präsident des Bundesliga-Clubs Eintracht Braunschweig, war von 1999 bis 2006 schon einmal bei der TUI, folgte später aber Joussen zu Vodafone Deutschland. Nun ist Ebel erneut bei seiner alten Firma gelandet, mit deutlich mehr Verantwortung. Im Auftrag seines Chefs soll er die 250 konzerneigenen Hotels und Immobilien rentabler machen. Einige soll er abstoßen – wie die 800 Jahre alte italienische Mustersiedlung. Aber erst wenn sie halbwegs hergerichtet ist.

Schon seit Monaten reist Ebel durch die Welt. In Castelfalfi war er bereits zweimal, die erste Visite fand im Februar statt. Sein Besuch blieb nicht ohne Folgen. Der alte Projektleiter wurde mitsamt Team geschasst. Nun kümmert sich der Düssel-

dorfer Anwalt und Insolvenzspezialist Stefan Neuhaus, 43, um das Gelände.

Mittlerweile immerhin sieht Castelfalfi tatsächlich so aus, wie Deutsche sich die Toskana erträumen, nur luxuriöser. Die Fassaden im alten Ortszentrum wurden liebevoll restauriert oder in gedeckten Naturfarben gestrichen. Einige schicke Läden haben schon geöffnet und offerieren Wein und Käse. Sie machen sogar Gewinn, versichert Neuhaus.

Das vor knapp einem Jahr eröffnete einzige Hotel im Ort mit 31 Zimmern in der alten Tabakfabrik wird gut gebucht, obwohl nebenan oft noch die Baumaschinen wummern. Ebel bleibt trotzdem skeptisch. „Warum sind Kaffee und Snacks im Freibad gegenüber denn so billig?“, moseert er, immer auf der Suche nach neuen Einnahmequellen. „Vertrauensbildende Maßnahme“, erklärt Neuhaus, „schließlich kommen viele Gäste aus den umliegenden Gemeinden zu uns. Denen sind höhere Preise nicht zu vermitteln.“

Da bringt der Verkauf der Immobilien schon mehr ein, wenn auch bei weitem nicht genug, um die horrenden Anlaufkosten zu decken. Von 41 Wohnungen im restaurierten Dorfkern, dem sogenannten Borgo, sind gut 30 verkauft.

Die Preise beginnen bei 4500 Euro pro Quadratmeter. Dafür gibt es allerdings auch allen Komfort wie Klima- und Alarmanlage, Fußbodenheizung, edle Travertin-Waschbecken oder Fünffach-Schließzylinder an der Wohnungstür.

Anfang 2014 soll mit dem nächsten Bauabschnitt begonnen werden, 29 Apartments in einer ehemaligen Rinderzucht zu Preisen von 500 000 bis 850 000 Euro. Wo früher der Mist gelagert wurde, sollen dann Schwimmer ihre Bahnen ziehen.

Deutlich schlechter als der Absatz der kleineren Einheiten läuft der Verkauf der einstigen Gutshäuser auf dem weitläufi-



TUI-Manager Ebel, Neuhaus
Höllenritt im Paradies

TUI-Dorf Castelfalfi

CHRISTIAN WYRWA

gen Landgut, der sogenannten Casali. Nur zwei wurden bislang verkauft. Allerdings kosten die Höfe mit bis zu 1500 Quadratmeter Wohnfläche und bis zu 4500 Quadratmeter Grund renoviert im Schnitt auch knapp vier Millionen Euro. Wer sich so was leisten kann, muss nicht unbedingt in ein von deutschen Managern inszeniertes Toskana-Disneyland.

„Die Gebäude sind einfach zu groß für den europäischen Markt“, klagt Neuhaus. Sein Chef Ebel hat deshalb verfügt: Weitergebaut wird erst, wenn was verkauft wurde. Außerdem vermarkten die TUI-Manager die Höfe neuerdings selbst, nicht über teure Makler. „Wir wollen so schnell wie möglich positiven Cash generieren“, erklärt Joussens Allzweckwaffe in schönstem Controller-Sprech.

Auch die ursprünglichen Pläne zum Ausbau der touristischen Infrastruktur haben Ebel und sein Chef kräftig zusammengestrichen. Noch in der Ära von Joussens Vorgänger Michael Frenzel sollten in der Vorzeigekommune zwei weitere größere Hotels mit insgesamt 320 Zimmern entstehen. Vorgesehen waren zudem ein Kongresszentrum sowie ein Robinson Club. Davon ist inzwischen keine Rede mehr. Nun soll nur noch ein Hotel mit 120 Zimmern errichtet werden.

„Wir müssen Rücksicht auf die Käufer unserer hochwertigen Immobilien nehmen“, erläutert Ebel den neuen Kurs. Die anspruchsvolle Klientel würde durch allzu viel Trubel und Kindergeschrei wohl eher abgeschreckt.

Das Streichprogramm wirkt sich auch auf die Beschäftigung aus. Unter der alten Führung hatten die TUI-Manager den Italienern bis zu 300 neue Jobs versprochen. Tatsächlich dürften in der Anlage nach der nun für 2018 avisierten Fertigstellung allenfalls 100 Arbeitskräfte werkeln.

Zurzeit halten gerade mal gut 50 festangestellte und freiberufliche Mitarbeiter den Betrieb am Laufen. Dazu zählen neben dem achtköpfigen Projekt-Team um Neuhaus unter anderen ein studierter Agrarwissenschaftler und ein Ökologe.

Die beiden Spezialisten kümmern sich um die verbliebene Landwirtschaft in und um Castelfalfi. Neben Trauben, Oliven, Mais und Hirse wird auch Weizen angebaut und verwertet. „Wolltet ihr die Felder nicht längst verpachten?“, fragt Ebel seinen Toskana-Beauftragten argwöhnisch. „Gerade mit Hartweizen haben wir in diesem Jahr gut verdient“, kontert Neuhaus. Das versöhnt seinen Aufpasser aus dem fernen Hannover. „Dein Freiheitsgrad steigt mit der Rendite“, feixt er.

Für Ebel und seinen Chef Joussens steht dennoch fest: Auf Dauer behalten wollen sie das Dorf mit allem Drum und Dran nicht. Sobald ein ernsthafter Käufer auftaucht, wird sich die TUI aus ihrem Toskana-Abenteuer verabschieden.

DINAH DECKSTEIN

Künftige EZB-Zentrale in Frankfurt am Main (Computergrafik)



IMMOBILIEN

Himmelhoch

Mit einem avantgardistischen Hochhaus will sich die Europäische Zentralbank in Frankfurt am Main ein Denkmal setzen. Doch der Zeitplan und die Kosten sind außer Kontrolle geraten.

Regen ging über dem Frankfurter Ostend nieder, als Finanzmanager und lokale Honoratioren an dunklen Eckkneipen, Wettbüros und am Eros-Center Amor vorbei zum künftigen Sitz der Europäischen Zentralbank (EZB) fuhren.

Es war der 19. Mai 2010. Jean-Claude Trichet, damals Präsident der Bank, hatte zur Grundsteinlegung in den prekären Stadtteil geladen. Seine Gäste versammelten sich vor der Baugrube, aus der in

Kürze ein futuristischer Turm erwachsen sollte: ein Hochhaus mit 45 Stockwerken und aufsehenerregender Architektur; ein Symbol für die Strahlkraft der europäischen Währung.

Feierlich wurden einige Euro mit dem Grundstein verbuddelt. Trichet erklärte, dass seine Bank weiterhin genau aufs Geld achten wolle, auch beim Bau: „Es muss gewährleistet werden, dass die Baukosten innerhalb des veranschlagten Budgets bleiben.“

Dreieinhalb Jahre später, im Herbst 2013, ist die Realität eine andere im Frankfurter Ostend: Statt der einst für den Neubau veranschlagten 500 Millionen Euro wird das Gesamtprojekt mindestens 1,15 Milliarden Euro kosten, am Ende dürften die Ausgaben sogar auf 1,3 Milliarden Euro steigen. Auch der Umzug musste verschoben werden. Ursprünglich sollte der Bau 2011 fertig sein, nun ist es frühestens Ende 2014 so weit.

Wieder einmal gerät ein Großprojekt außer Kontrolle – wie der Flughafen in Berlin und die Hamburger Elbphilharmonie. Und erneut versuchten die öffentlichen Bauherren zunächst, dies mit externen Faktoren zu erklären. Allgemeine „Preissteigerungen bei Baumaterialien und -leistungen“ seien schuld, sagte EZB-Direktor Jörg Asmussen beim Richtfest vor einem Jahr.

In Wahrheit wurde der anspruchsvolle Neubau zum Problemfall, weil Bankpräsident Trichet und seine Mitarbeiter offenbar unrealistische, viel zu niedrige Budgets ansetzten. Weil sie auf einen Generalunternehmer verzichteten und den Bau lieber selbst steuerten. Defizite im Kostencontrolling und schwer nachvollziehbare Auftragsvergaben bemängelte bereits der Europäische Rechnungshof in einer Prüfung vor Baubeginn.

So himmelhoch wie der neue Turm waren offensichtlich auch die Ansprüche der europäischen Bauherren. Zwei ineinander verdrehte Hochhaushälften mit hängenden Gärten, fast nur aus Glas und Stahl, hat der Wiener Architekt Wolf Prix für die EZB entworfen. Der Wolkenkratzer seines Büros Coop Himmelb(l)au sieht eher wie eine gigantische Skulptur als wie ein Bürogebäude aus.

Da etliche Euro-Länder unter ihrer Schuldenlast ächzen, was von Griechenland bis Portugal wütende Proteste provoziert, erscheinen Ästhetik und Ausstattung des EZB-Turms seltsam ungemessen. Brauchen die steuerfinanzierten Zentralbanker wirklich eine Zentrale, die noch einmal 30 Meter höher und doppelt so teuer ist wie die Zwillingstürme der Deutschen Bank?

Wenn die Währungshüter ihre neue Heimstätte beziehen, werden sie wohl in Büros sitzen, die zu den teuersten des Euro-Raums gehören. Bei Baukosten von über einer Milliarde Euro und rund 2000 Mitarbeitern wird jeder Arbeitsplatz etwa 600 000 Euro kosten, so viel wie ein sehr komfortables Einfamilienhaus. Üblicherweise gelten bei Büroimmobilien 30 000 Euro pro Schreibtisch bereits als gehobene Ausstattung.

Einen Einblick in die schöne neue EZB-Welt gewährt ein virtueller Rundgang durch die künftige Zentrale, der auf der Homepage der Bank zu finden ist. Dem Besucher öffnet sich vom Main-Ufer aus ein hohes Atrium aus Stahl, Glas und

hellen Steinflächen. Menschen schrumpfen darin auf Mausgröße. Die Kamera saust in dem Clip vorbei an hängenden Gärten, sie passiert gigantische Stahlträger, die beide Hochhaushälften gegeneinander abstützen. Großzügige Büros mit Fensterfronten bis auf den Boden sind zu sehen. Und als Höhepunkt der große Sitzungssaal des EZB-Rats unter einer Glaskuppel im 43. Stock, 180 Meter über der Erde – ein Raum wie für eine Weltregierung im Science-Fiction-Film. Hier endet die Animation.

Der Präsidialbereich in den obersten Stockwerken wird nicht gezeigt, er ist geheim; ebenso das Gourmetrestaurant im 45. Stock. Der exquisite Speisetrakt soll der Hausspitze, den Finanzministern sowie den Staats- und Regierungschefs der Euro-Zone vorbehalten bleiben. „Funktionale Räumlichkeiten, in denen neben Besprechungen auch Arbeitsessen abgehalten werden“, sagt eine EZB-Sprecherin.

Für den Architekten Prix herrschten am Anfang traumhafte Bedingungen. Als er mit seinen Entwürfen begann, waren die Europäer noch stolz auf den Euro und träumten davon, dass er eines Tages den Dollar als Leitwährung ersetzen könnte. Geld und Ambition waren reichlich vorhanden. Prix war begeistert, dass sein Bauherr keinen Versuch unternommen hatte, bei seinen Plänen zu sparen: „Dies wird ein Symbol für die Europäische Union“, schwärmte er 2009. Vier Jahre später wird das Gebäude zum Symbol für Verschwendung und mangelhafte Kontrolle.

Den Traum von einer eigenen, repräsentativen Zentrale hegten die europäischen Währungshüter seit langem. Mit der Gründung der EZB 1998 hatten sie zunächst einen 40-Geschosser am Willy-Brandt-Platz in der Frankfurter City be-

zogen. Aber richtig zu Hause fühlten sie sich dort nie. Das Gebäude strahlt den Charme der siebziger Jahre aus und war zuvor von der gewerkschaftseigenen Bank für Gemeinwirtschaft belegt – nicht gerade standesgemäß für selbstbewusste Zentralbanker.

Bereits der erste EZB-Chef, der inzwischen verstorbene Niederländer Wim Duisenberg, favorisierte einen Neubau. Anfang 2002, pünktlich zur Euro-Einführung, erwarb die Bank ein Grundstück von der Stadt, das Areal des alten Frankfurter Obst- und Gemüsemarkts, für rund 60 Millionen Euro.

Einige Monate später schrieb die EZB einen architektonischen Wettbewerb für ihre neue Zentrale aus. Am besten gefielen der hochkarätig besetzten Jury die avantgardistischen Entwürfe von Prix. Zwei Jahre später, inzwischen hatte Jean-Claude Trichet die Präsidentschaft übernommen, bekam Prix nach mehreren Überarbeitungen den Zuschlag. Gebaut werden sollte der Bankenturm dann mit einem Generalunternehmer, wie es bei derartigen Großprojekten üblich ist.

Doch die Ausschreibung wurde 2008 gestoppt, nachdem kein europäischer Baukonzern bereit war, für das offizielle Budget von 500 Millionen Euro zu bauen. Der angepeilte Eröffnungstermin im Jahre 2011 wurde Makulatur. Ein konkretes Angebot, so heißt es in Branchenkreisen, hatte ohnehin nur ein Unternehmen abgegeben, die zum österreichischen Strabag-Konzern gehörende Züblin AG. Es soll bei 1,3 Milliarden Euro gelegen haben, also genau jener Summe, die nun, einige Jahre später, anfallen dürfte. Die Bank will sich dazu nicht äußern.

Wie schon die Politiker in Berlin und Brandenburg beim Hauptstadtflughafen

Architekt Prix auf der Baustelle



GETTY IMAGES

glaubten allerdings auch Trichet und seine Zentralbanker, den Bau selbst billiger abwickeln zu können. Die Aufträge etwa für den Rohbau, die Haustechnik oder die Innenausstattung wurden geteilt und getrennt ausgeschrieben. Im Namen der Bank sollte das Ingenieurunternehmen Drees & Sommer die Vergabe managen und danach als Projektsteuerer die Planungen und Bauarbeiten kontrollieren. In ähnlicher Funktion waren die Ingenieure auch beim Berliner Flughafen BER tätig.

Eine der wichtigsten Aufgaben der Projektsteuerer bestand darin, ein ausführendes Architekturbüro für die Bauarbeiten zu finden, das sogenannte Construction Management; Prix und seine Partner waren schließlich nur für den kreativen Entwurf zuständig. Den Zuschlag bekam das Planungsbüro Gassmann + Grossmann, an dessen Stuttgarter Holding Drees & Sommer allerdings mit 39 Prozent beteiligt ist.

Das fragwürdige Geschäft beschäftigte bald die Justiz. Ein unterlegener Mitbewerber hatte gegen die Vergabe im November 2009 vor dem Europäischen Gerichtshof in Luxemburg geklagt und Schadensersatz von der EZB gefordert. Die Bank, so argumentierte der Unternehmer, hätte Gassmann + Grossmann wegen „einer möglichen Interessenkollision“ vom Vergabeverfahren ausschließen müssen.

Schließlich sollen Projektsteuerer die Arbeit der Architekten überwachen und darauf achten, dass die Kosten im Rahmen bleiben – was schwer wird, wenn beide Seiten gemeinsame wirtschaftliche Interessen haben, die nicht mit denen des Auftraggebers übereinstimmen müssen.

Die im Hochhausbau unerfahrenen Währungshüter haben sich daran allerdings nicht gestört. Vor Gericht räumten sie ein, dass sie vom besonderen Verhältnis zwischen ihren Projektsteuerern und den Architekten gewusst und darin auch nach intensiver Prüfung kein Problem gesehen hätten. Unabhängige Bauexperten der Bank, heißt es in den Schriftsätzen ihrer Juristen, hätten das Angebot von Gassmann + Grossmann geprüft. Sie seien zu dem Schluss gekommen, dass es das überzeugendste war. Drees & Sommer sei an der Entscheidung nicht beteiligt gewesen.

Allerdings war das Angebot des unterlegenen Mitbewerbers deutlich billiger. Den

Luxemburger Richtern schien die Argumentation der EZB-Juristen deshalb wenig glaubhaft. Hatten sich die Banker über den Tisch ziehen lassen? Das Gericht empfahl ihnen, sich mit dem Kläger zu einigen, um einen peinlichen Prozess zu vermeiden.

Und so kam es: Die EZB zahlte Anfang dieses Jahres anstandslos rund 300 000

Probleme auf. So sollen beispielsweise die Lüftungsschächte zu klein dimensioniert oder gleich ganz vergessen worden sein.

Hatte die Baufirma Baresel geschluppt – oder das Architekturbüro Gassmann + Grossmann falsche Pläne geliefert?

Wieder kam es zum Streit. Erst feuerte die Bank Baresel, dann schloss sie einen Vergleich mit dem Württemberger Unternehmen, über den Stillschweigen vereinbart wurde. Die Geschäftsführung von Gassmann + Grossmann will sich dazu nicht äußern. Auch die Baufirma schweigt.

Das vergleichsweise kleine Scharmützel – es ging um eine Kostensteigerung für den Tiefbau von 20 auf 30 Millionen Euro – hatte große Folgen. Nach Abschluss des Tiefbaus war Baresels Engagement beendet. Um nicht noch mehr Zeit zu verlieren, übertrug die EZB den Bauauftrag ohne erneute Ausschreibung nun doch der Züblin AG, jenem Unternehmen, das ursprünglich den kompletten EZB-Neubau für 1,3 Milliarden Euro schlüsselfertig errichten wollte.

Auf dem Richtfest im vergangenen Jahr bestätigte die Bank, die inzwischen von Mario Draghi geführt wird, Mehrkosten von 350 Millionen Euro. Allein die aufwendige Stützkonstruktion für die beiden gegeneinander verdrehten Hochhausbeine soll mit 100 Millionen Euro zu Buche geschlagen haben.

Seither dürften die Ausgaben noch einmal gestiegen sein. Warum die Kalkulationen nicht aufgingen, haben die Währungshüter der Öffentlichkeit bislang nicht überzeugend erklärt. Eine Prognose der

noch zu erwartenden Kosten legte die EZB, die so gern auf ihre Unabhängigkeit pocht, ebenso wenig vor. Die Jahresberichte, die sie dem EU-Parlament schickt, enthalten zum Neubau meist nur kryptische Angaben im Kleingedruckten.

Deutlich teurer als zu Beginn kalkuliert wurde jedenfalls der öffentlich zugängliche Bereich des Neubaus. Ein Besucherzentrum samt Ausstellungshalle und Restaurant entsteht in der alten Markthalle am Fuß des Turms. Der Stahlbetonbau aus den 1920er Jahren heißt im Volksmund nur „Kappeskathedrale“.

ANDREAS WASSERMANN



EZB-Präsident Draghi

Als Höhepunkt der große Sitzungssaal unter einer Glaskuppel im 43. Stock – ein Raum wie für eine Weltregierung

Euro an den Kläger – offiziell für entgangenen Gewinn, in Wahrheit wohl eher als Schweigegeld. Bestandteil des Vergleichs war eine Geheimhaltungs- und Verschwiegenheitsklausel.

„Auf Wunsch des Klägers wurde der Rechtsstreit im gegenseitigen Interesse einvernehmlich beigelegt“, sagt dazu eine Sprecherin der Zentralbank.

Unterdessen schritten die Arbeiten im Ostend voran. Ein Mittelständler, das württembergische Bauunternehmen Baresel, hatte den Rohbau übernommen. Das Fundament wurde gegossen, eine zweigeschossige Tiefgarage errichtet. Schon tauchten die ersten technischen

DER NEUE PEUGEOT 308

BEWEGT DIE SINNE



PEUGEOT EMPFEHLT TOTAL

Kraftstoffverbrauch (kombiniert) in l/100km: 5,8–3,6; CO₂-Emission (kombiniert) in g/km: 134–95.
Nach vorgeschriebenen Messverfahren in der gegenwärtig geltenden Fassung.

ab

€ 16.450,-**

*2 Jahre Herstellergarantie + 3 Jahre Schutz gemäß den Bedingungen des *optiway*-GarantiePlus-Vertrages bis max. 80.000 km/5 Jahre.
Angebot gilt für Kaufverträge von Privatkunden und Kleingewerbe. Über alle Detailbedingungen informiert Sie gerne Ihr PEUGEOT Partner.
**Unverbindliche Preisempfehlung des Herstellers zzgl. Überführungskosten.

Abb. enthält Sonderausstattung.

DER NEUE PEUGEOT 308

MOTION & EMOTION



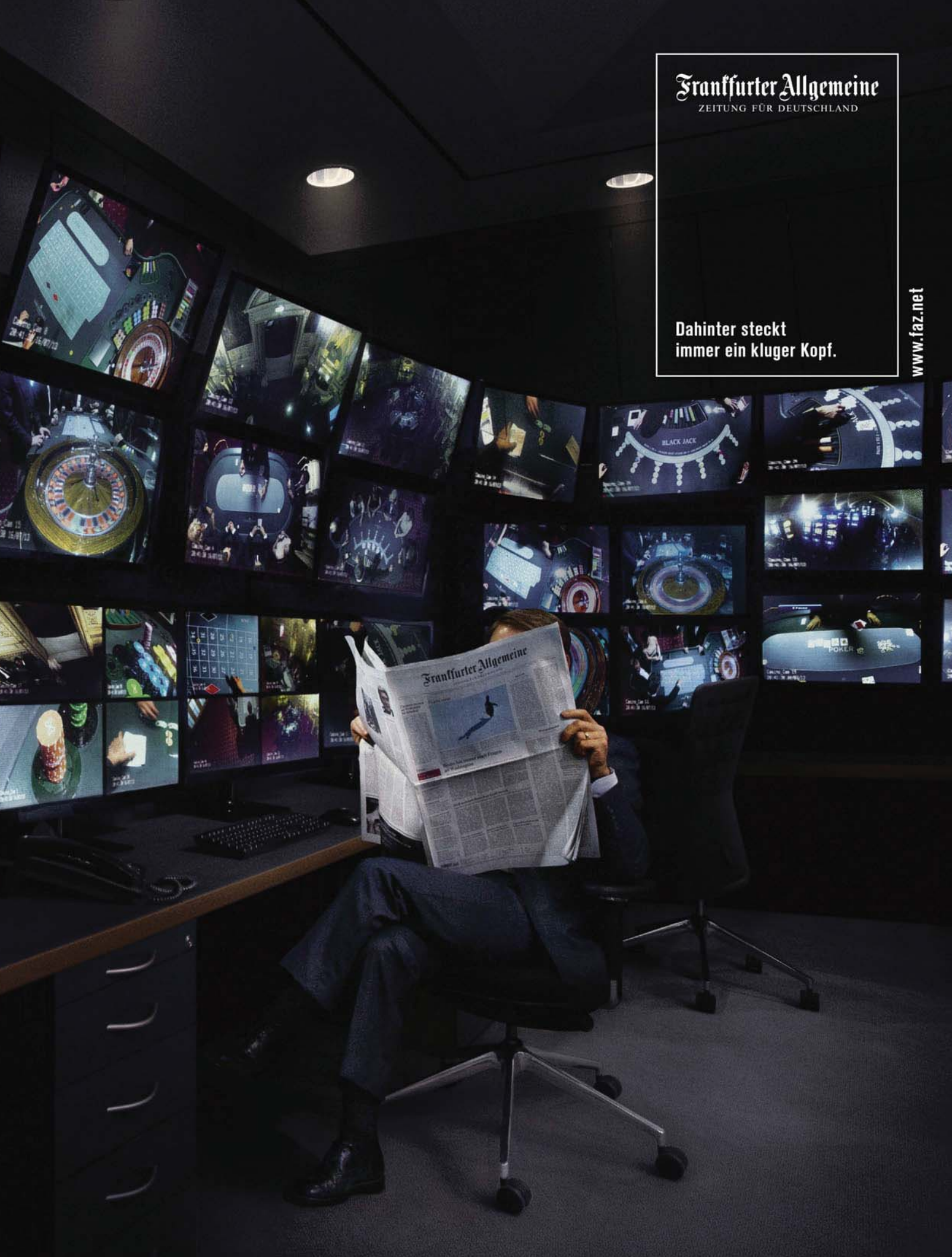
PEUGEOT



Frankfurter Allgemeine
ZEITUNG FÜR DEUTSCHLAND

Dahinter steckt
immer ein kluger Kopf.

www.faz.net



NUKLEARKONFLIKT

Milliarden-Geste aus Washington?

Berater von US-Präsident Barack Obama erwägen, den anscheinend guten Willen Teherans bei der Lösung des Streits um das Atomprogramm zu honorieren: Washington könnte Milliarden Dollar an iranischem Vermögen freigeben. Die in Amerika deponierten Werte hatte die US-Regierung nach dem Sturz des Schahs 1979 und der Be-



Schah Mohammed Resa, Gattin Farah 1972

setzung ihrer Botschaft in Teheran beschlagnahmt. Mit Zinsen betrage die heutige Summe vermutlich zwölf Milliarden Dollar, heißt es aus Teheran. Für Irans pragmatischen Präsidenten Hassan Rohani wäre eine solche Geste innenpolitisch wertvoll. Die Entscheidung würde den Hardlinern signalisieren, dass sich die Verhandlungsbereitschaft des Klerikers auszahlt. Zudem könnte Washington so Rohanis Charme-Offensive vergleichsweise schnell honorieren. Während die Aufhebung der internationalen Sanktionen ein langwieriger Prozess ist, könnten die Milliarden wohl relativ einfach per Präsidenten-Dekret zurückgeführt werden. Irans Wirtschaft ist auf Hilfe angewiesen. Sie wird von der Inkompetenz des Mullah-Regimes und von den Strafmaßnahmen des Westens gelähmt. Jeder vierte Iraner unter 24 Jahren ist ohne Arbeit. Seit Januar hat die Währung Rial 50 Prozent ihres Wertes verloren. Die Ölverkäufe, einst gut zwei Millionen Fass täglich, sind um rund die Hälfte gefallen.

ITALIEN

Handwerker gegen die Mafia

Im Süden Italiens setzen sich Handwerker und Unternehmer gegen die Schutzgelderpresser der Mafia zur Wehr. Ercolano am Südhang des Vesuvs, traditionell eine Hochburg rivalisierender Camorra-Clans, hat mit der Strategie Erfolg, Gewerbetreibenden die Kommunalsteuern zu erlassen, sobald sie Schutzgelderpresser benennen und anzeigen. Dadurch konnten örtliche Camorra-Mitglieder zu insgesamt mehr als 200 Jahren Haft verurteilt werden. In Ercolano, dem historischen Herculaneum, kamen in den letzten zehn Jahren mindestens 60 Menschen bei Mafia-Scharmützeln ums Leben. Jetzt bezeichnen Politiker ihre Stadt als „schutzgelderpresserfrei“. In Messina hatte die außerordentliche Regierungskommissarin Elisabetta Bel-

giorno zuletzt einen Branchenführer vorgelegt, in dem 1000 Firmen aus den vom organisierten Verbrechen besonders heimgesuchten Regionen Sizilien, Kalabrien, Kampanien und Apulien genannt werden – sie alle werben mit dem Hinweis, dass sie Schutzgeldzahlungen verweigern. Das Verhalten dieser Handwerker und Kleinunternehmer, so Belgiorno, sei „noch vor Jahren undenkbar“ gewesen; nun wollten sie „ein immer größeres Netzwerk“ knüpfen. Auch Italiens Fußball-Nationalelf hat sich erneut engagiert: Mitte Oktober trainierten die Spieler auf einem Gelände, das einst einem Verein aus dem Camorra-Milieu gehörte. „Wir sind dabei in diesem Kampf um Rechtsstaatlichkeit“, so National-Coach Cesare Prandelli.

BRASILIEN

Korrupte Kammern

Seit ihrem Amtsantritt im Januar 2011 geht Brasiliens Regierungschefin Dilma Rousseff gegen Korruption in der politischen Klasse vor. Inzwischen laufen gegen 224 von insgesamt 594 Mitgliedern der beiden Kammern des brasilianischen Parlaments Strafprozesse – wegen Bestechlichkeit, aber auch wegen Mordes oder Drogenhandel. 40 Prozent der gewählten Volksvertreter müssen sich somit vor dem Obersten Gerichtshof des Landes verantworten, mehr als je zuvor. Allein seit Juni 2012 hat sich die Zahl derjenigen, gegen die Staatsanwälte und Polizisten ermitteln, in Abgeordnetenhaus und Senat um

fast ein Fünftel erhöht. Drei Parlamentariern werden sogar je 13 Delikte zur Last gelegt. Ein Jahr vor der Fußball-Weltmeisterschaft stehen die Politiker bei der Bevölkerung in noch üblerem Ruf als etwa Prostituierte. Stimmenkauf und Vorteilsnahme sind weitverbreitet im Senat – der fast so etwas ist wie ein Club reicher Latifundienbesitzer. Ausgerechnet unter Rousseffs Vorgänger Lula, dem ehemaligen Arbeiterführer, bereicherten sich die Gewählten besonders schamlos. Vor allem in Rio ziehen die Bürger jede Woche gegen Politiker-Versagen auf die Straße und demonstrieren.





NEW YORK TIMES / REDUX / LAIF

Dresscode für Dubai In den Vereinigten Arabischen Emiraten wächst der Widerstand gegen die lockeren Sitten. Denn vor allem zwischen den Glitzerfassaden Dubais bewegt sich manche junge Frau aus dem Westen so ungezwungen wie zu Hause. Emiraterinnen würden nie in Shorts auch nur an den

Strand gehen. Auf Twitter läuft eine Kampagne für strengere Kleidervorschriften, die in Malls und auf Strandpromenaden gelten sollen. Sympathisanten der Muslimbrüder benutzen Bilder leichtbekleideter Ausländerinnen, um Stimmung gegen den prowestlichen Kurs der Elite zu machen.

MALEDIVEN

„Rezept für Chaos“

Der Menschenrechtler Mohamed Nasheed, 46, war von 2008 bis 2012 erster demokratisch gewählter Präsident der Inselrepublik, dann drängten ihn meuternde Sicherheitskräfte aus dem Amt. In den vergangenen Wochen wurden Neuwahlen einmal annulliert und gut einen Monat später verhindert.



ACTION PRESS

SPIEGEL: Warum hat das Gericht in Male die erste Wahlrunde Anfang September, in der Sie mit 45 Prozent der Stimmen führten, für ungültig erklärt?

Nasheed: Die ganze Welt hatte diese Wahl als frei und fair anerkannt. Unser Oberster Gerichtshof jedoch hat sie annulliert, basierend auf faden-scheinigen angeblichen Geheimdienstberichten, die nicht mal den Anwälten der Wahlkommission vorgelegt wurden.

SPIEGEL: Vorvergangenen Samstag haben dann Polizisten die Wiederholung verhindert.

Nasheed: Sie haben die Wahl blockiert, weil sie Angst hatten, ich könnte gewinnen. Das jetzige Regime untergräbt die Demokratie. Ich fürchte, dass es nie mehr eine freie und faire Wahl

geben wird. Dann werden die Malediven von einem autoritären Regime beherrscht, angeführt von einem illegitimen Präsidenten. Das wäre ein Rezept für Chaos und Unglück.

SPIEGEL: Haben Sie nicht Hoffnung, dass die Abstimmung am 9. November demokratisch abläuft? Der derzeitige Präsident Mohamed Waheed will nicht mehr antreten.

Nasheed: Ich fürchte, dass die Wahl nie stattfinden wird und dass Waheed an der Macht bleiben will.

SPIEGEL: Sollten Touristen derzeit Urlaub auf den Malediven machen?

Nasheed: Ich rufe nicht zum Boykott auf. Aber ich denke, die internationale Gemeinschaft sollte Einreiseperrnen gegen jene verhängen, die versuchen, die Demokratie zu untergraben.

FRANKREICH

Ein rechter Linker

Während die Autorität von Präsident Hollande bröckelt, ist Innenminister Manuel Valls zum beliebtesten Politiker des Landes geworden – zum Ärger seiner eigenen Partei.



Es ist kein guter Montagmorgen für Manuel Valls, den Innenminister und Star der sozialistischen Regierung. Er sitzt angespannt im Studio des Radiosenders Europe 1. Sein Anzug passt ihm wie immer perfekt, aber sein markantes Gesicht sieht müde aus. Er schaut genervt, die Stirn liegt in Falten.

Valls muss heute seinen Chef verteidigen, Präsident François Hollande, der sich in den vergangenen Tagen auf absurde Weise selbst demontiert hat. Hollande hat ohnehin kaum noch begeisterte Anhänger, die französische Wirtschaft krankt, der Präsident gilt als entscheidungsschwach. Doch nun ist selbst das bisschen Autorität, das ihm geblieben ist, in Gefahr – und alles wegen eines Roma-Mädchens namens Leonarda.

Die 15-Jährige war Anfang Oktober ins Kosovo abgeschoben worden, nachdem der Asylantrag ihrer Familie abgelehnt worden war. Weil die Polizei Leonarda von einem Schulausflug abgeholt hatte, tobte die Linke. Valls verteidigte dagegen das Vorgehen der Polizei.

Wieder einmal musste Hollande einen Grabenkampf innerhalb der Regierung lösen. Er hatte die Wahl: die Familie zurückkehren lassen und Valls desavouieren – oder die Rechtmäßigkeit der Abschiebung bestätigen und die Parteilinke gegen sich aufbringen.

Der Präsident schaffte es, sich für eine dritte, noch schlechtere Möglichkeit zu entscheiden. In einer TV-Ansprache aus dem Elysée, wie sie sonst großen Staatsangelegenheiten vorbehalten ist, erklärte er: Leonarda – „und nur sie allein“ – dürfe nach Frankreich zurückkehren. Die Familie hingegen müsse draußen bleiben.

Die Sender schalteten live zu Leonarda nach Mitrovica, als wäre alles eine große Reality-Show. Diese antwortete, der Präsident habe „kein Herz“, sie sei „keine Hündin“. Wieder einmal hatte Hollande versucht, es allen recht zu machen, stattdessen waren nun alle wütend.

Der Einzige, den Hollande am vergangenen Montag noch vor die Medien schicken konnte, ist Manuel Valls. Es ist paradox: Der populärste Politiker des Landes muss den höchsten und zugleich unpopulärsten Mann im Staat verteidigen, samt der Entscheidung, die natürlich auch er insgeheim ziemlich absurd findet.

Der Innenminister steht die zwölf Minuten im Studio tapfer durch, lobt die „großzügige Geste“ Hollandes an das Mädchen und sagt: „Ich finde die Kritik am Präsidenten sehr ungerecht.“ Würde man ihn nicht sehen, sondern nur hören, seine vertraueneinflößende, tiefe Stimme, man könnte ihm fast glauben. Valls war in Hollandes Wahlkampf für Kommunikation zuständig, er ist Profi. Irgendwann sagt der Moderator: „Wirklich großartig, wie Sie das heute hier machen.“

Die Geschichte von Manuel Valls ist die eines rasanten Aufstiegs. In einem Land, dessen politische Klasse mittlerweile von vielen Bürgern verachtet wird, erzielt der Innenminister hohe Zustimmungswerte – bei 56 Prozent lagen sie zuletzt. Hollande dümpelt bei historisch niedrigen 23 Prozent, für Premierminister Jean-Marc Ayrault und den Rest der Regierung sieht es nicht viel besser aus.

Seit Monaten müssen seine Ministerkollegen positive Medienberichte über Valls ertragen, der „Nouvel Observateur“ nannte ihn auf dem Titel „Vize-Präsident“. Eine neue Umfrage räumt Valls bessere Chancen ein als Hollande, die Wahl 2017 zu gewinnen. Solche Nachrichten schüren den Neid der Genossen.

Manuel Valls ist ihnen suspekt. Denn er ist auch deswegen so beliebt, weil er mit dem traditionalistischen Mainstream

Problem der Linken ist: Wenn sie an der Macht ist, fängt sie an zu theoretisieren, was zu tun wäre“, sagte Valls einmal. „Ich wünschte mir, sie hätte das vorher getan.“

Valls sieht sich dagegen als ein Politiker, der zupackt, besonders beim Thema Einwanderung, für das er zuständig ist. Mit seiner harten Haltung sorgt er regelmäßig für Zoff in der Regierung. In vielen Punkten gibt es kaum Unterschiede zu seinem konservativen Vorgänger. „Sicherheit ist weder links noch rechts“, sagt er.

Besonders umstritten ist sein kompromissloses Vorgehen gegen die Roma, von denen zwar nur 15 000 bis 20 000 in Frankreich leben, trotzdem sind sie ein Dauerthema der Innenpolitik. Wie schon unter Sarkozy lässt Valls ihre illegalen Lager zerstören und ihre Bewohner ausweisen. Der Europäische Gerichtshof für Menschenrechte hat Frankreich deshalb vor-



Protestierende Schüler nach Abschiebung von Leonarda: Die Linke zerfleischt sich selbst

der französischen Linken wenig anfangen kann. Viele Sozialisten bezweifeln, dass er überhaupt einer von ihnen ist. In der SPD wäre Valls einer von vielen konservativen Sozialdemokraten, in der französischen PS gilt er als verkappter Rechter.

„Aufhören mit dem alten Sozialismus – und endlich links sein!“, so lautete der Titel eines Interviewbuchs mit ihm, das 2008 erschien. Als er 2011 bei den Vorwahlen als Präsidentschaftsbewerber antrat, schlug er erst mal vor, das Wort „sozialistisch“ aus dem Namen zu streichen, die 35-Stunden-Woche zu lockern und die Arbeitskosten zu senken. Er erhielt gerade mal sechs Prozent der Stimmen.

Als die Partei im Mai 2012 an die Macht kam, hatte sie Jahre in der Opposition verbracht, doch die von Valls geforderte programmatische Erneuerung blieb weitgehend aus. Auch deswegen tut sie sich heute in der Regierung so schwer. „Das

letzte Woche verurteilt. Im September sagte Valls: „Nur eine Minderheit der Roma will sich integrieren“, ihr Lebensstil stehe im Konflikt mit jenem der Bevölkerung. Laut einer Umfrage gaben ihm 77 Prozent der Franzosen recht.

Erregt schleuderte ihm die grüne Ministerin Cécile Duflot daraufhin entgegen, er gefährde „den republikanischen Pakt“. Hollande hatte, wie immer, wenn es Streit gibt, keine Lust, sich zu äußern, und so zerfleischte sich die Linke tagelang.

Hollande weiß, dass er auf seinen einzigen Minister, der Begeisterung auszulösen vermag, nicht verzichten kann. Er braucht ihn im Abwehrkampf gegen den rechtspopulistischen Front National, der 2014 bei den Europa- und Gemeindewahlen stärkste Kraft werden könnte. Deshalb reist Valls im Moment ziemlich viel.

Anfang Oktober, eine graue Vorstadt am Rand von Chambéry in den sa-

voyischen Voralpen. Manuel Valls marschiert zwischen Betonquadern und Bontürmen, von Balkonen winken ihm begeistert Frauen zu, Männer schütteln ihm die Hand. Eine Frau mit Kopftuch bahnt sich den Weg: „Ich habe Sie gewählt!“

Der Minister trägt seine gefalteten Hände vor sich her wie einen Schild, umschwärmt von Dutzenden Reportern und Delegationsmitgliedern, beschützt von bulligen Bodyguards. Es ist ein Aufruhr, wie ihn sonst nur der Präsident auslöst.

Manuel Valls ist nicht groß, aber er sieht deutlich jünger aus als 51. Mit seinen schwarzen Haaren, den durchdringenden Augen, dem breiten Kinn strahlt er die Virilität eines Polizisten aus. In einer Umfrage, die es so wohl nur in Frankreich geben kann, ermittelte „Elle“ im Juli, mit welchem Minister ihre Leserinnen ins Bett steigen würden. Manuel Valls siegte

schüttelt die Hand der Kioskfrau, des Friseurs, des arabischen Metzgers. „Na, wie geht's“, fragt er. „Bis jetzt gut“, sagt der Metzger. Danach geht er zur Apotheke, die über zu wenig Kunden und zu viele Ausländer klagt. „Man darf den Kontakt zur Realität der Leute nicht verlieren“, sagt Valls.

Er hat hier vor einem Jahr eine „vor-rangige Sicherheitszone“ installiert, deshalb patrouillieren nun Polizisten mit umgeschlachten Videokameras. In einem nahen Verwaltungsgebäude tragen Bürger dem Besucher aus Paris brav Erfolgsmeldungen vor: Integration, Vandalismus, Islamismus, überall nur Fortschritte.

Da bricht es aus einer Frau heraus: Die Unsicherheit sei groß, der Drogenhandel und Vandalismus habe nicht nachgelassen. Sie lässt sich von den Vertretern der Stadt nicht bremsen. „Und, Herr Minister,

zur „effizienten Linken“. Schon in Evry festigte er seinen Ruf als Hardliner. Er verdoppelte die Polizeikräfte, und als sich in der Stadt ein Supermarkt für Halal-Produkte ansiedeln wollte, wehrte er sich.

Vielleicht ist er auch deswegen so kompromisslos gegenüber Einwanderern, weil er selbst einer ist: geboren in Barcelona, als Sohn eines katalanischen Vaters und einer Schweizer Mutter aus dem Tessin, erst mit 20 Jahren eingebürgert. Er wuchs in Frankreich zu einer Zeit auf, in der es „noch nicht so schick war, Spanier zu sein, wie heute“. Mehr sagt er nicht, so wie er überhaupt ungern Einblicke in sein Inneres zu geben scheint.

Dank seiner Eltern und der republikanischen Schule habe er gelernt, Franzose zu werden, und er hört nicht auf damit, seine Liebe für dieses Land zu beteuern: „Man muss stolz sein, Franzose zu sein, dieser Nation anzugehören mit ihrer großen Geschichte.“ Als Bürgermeister führte er Zeremonien für Neubürger ein, bei denen die Marseillaise gesungen wurde.

Valls versteckt seine Herkunft aber nicht, er ist stolz auf sie. Er gibt – ungewöhnlich für einen französischen Minister – auch Interviews auf Spanisch und Katalanisch. Als ein Radiosender aus Barcelona ihn neulich fragte, ob ein Katalane französischer Präsident werden könnte, antwortete er: Die Frage stelle sich zwar nicht. „Aber möglich ist es. Nicolas Sarkozy war ungarischer Herkunft.“

Mit ihm wird Valls immer wieder verglichen, den „linken Sarko“ nennen ihn manche. Die beiden Männer verbindet nicht nur die ausländische Herkunft und ihre Vorliebe für Recht und Ordnung, sondern auch die Tatsache, dass beide Karriere gemacht haben, ohne die Eliteschule Ena besucht zu haben. Als Valls einmal gefragt wurde, was er mit Sarkozy gemeinsam habe, sagte er „die Energie“.

Seine großen Ambitionen versucht er im Moment tunlichst zu verbergen. Aber es ist gut möglich, dass Hollande ihn demnächst zum Premierminister macht, wenn er einen Neuanfang versuchen möchte. Dass Valls eines Tages wieder für die Präsidentschaft antreten wird, bezweifelt kaum einer – doch wenn Hollande wieder antritt, muss er bis 2022 warten.

Am Ende des Tages in Savoyen besucht Valls den nationalen Kongress der Feuerwehrleute. Jubel schlägt ihm entgegen, die Männer führen ihr Können vor: Mit einem Hubschrauber wird die Rettung von einem Hausdach simuliert. Als er einen Getränkestand betritt, lassen sie ihn nicht ohne ein Bier ziehen. In dieser Welt kommt der Innenminister gut zurecht.

Als er vor der Kongresshalle ankommt, stehen die Feuerwehrleute stramm für ihn, die Marschmusik spielt, und er schreitet mit einem Kommandeur die Reihen ab. Es sieht ein wenig so aus, als übe er schon mal für später.

MATHIEU VON ROHR



JUNIOR / BESTIMAGE

Politiker Valls mit Ehefrau Anne Gravoin: Die Virilität eines Polizisten

mit 20 Prozent vor dem flamboyanten Industrieminister Arnaud Montebourg.

Valls ist ein Mann, der fast nie lächelt, aber dennoch wie ein zuverlässiger Familienvater wirkt. Er hat vier Kinder, ist geschieden und seit drei Jahren mit der attraktiven Geigerin Anne Gravoin verheiratet, die Valls im August auf einem aufsehenerregenden doppelseitigen Foto in „Paris Match“ filmreif küsste.

Der Minister kann im persönlichen Umgang harsch sein, er ist kein Menschenfänger. Als er für die damalige Präsidentschaftskandidatin Ségolène Royal als Pressesprecher arbeitete, schob er Fotografen manchmal gewaltsam wie ein Bodyguard zur Seite.

Auch im Kontakt mit Bürgern wirkt Valls nie ganz locker. Heute will er zeigen, dass er sich um ihre Sicherheit kümmert, in Chambéry besucht er eine Polizeistation, dann eine Ladenpassage und

mit Ihren Worten über die Roma hatten Sie recht.“ Valls dankt der Frau dafür, dass sie sage, was sie denke. Und sagt in die Runde: „Sie müssen nicht behaupten, alles sei gut, nur weil der Minister da ist!“

Er war elf Jahre Bürgermeister, bevor er Minister wurde: in der Stadt Evry in der Pariser Banlieue. Dort gibt es viele Jugendliche, Einwanderer, Arbeiter. Ein Video aus jener Zeit zeigt ihn, wie er über einen Flohmarkt der Stadt geht. Es sind viele Farbige zu sehen, und Valls sagt: „Das gibt mir ja ein schönes Bild von Evry ab. Komm, gib mir ein paar Weiße, ein paar Whites, ein paar Blancos.“

Die Aufnahmen verursachten einen Aufruhr, Valls entschuldigte sich nicht: Er bekämpfe die Ghettoisierung, die Bevölkerung müsse durchmischt sein – und es brauche auch Schwarze in weißen Oberschichtsvierteln. Er gehöre, sagt Valls „zur Linken, die die Wahrheit ausspricht“,



Leibliche Mutter von Maria mit Sohn in Bulgarien

GRIECHENLAND

Blond, blauäugig, entführt?

Die Polizei vermutete Menschenraub, als sie die kleine Maria im Haus einer Roma-Familie fand. Doch die Geschichte des Mädchens ist eine ganz andere.

Sie will die Sachen schnell zurück in den Schrank räumen, sonst weint Nikos wieder. Ihrem kleinen Bruder gehe es nicht gut, der Zwölfjährige schlafe schlecht, seit Maria weg ist. Seit die Eltern weg sind. Manchmal fange er an zu weinen, einfach so. Aber noch liegen Marias Sachen vor ihr auf dem Bett mit dem türkisfarbenen Laken: eine Barbie- und eine Babypuppe, zwei Stofftiere, Buntstifte und ein kleiner Plastikdrachen. Emanuela Delibsi, 17 Jahre und trotzdem schon verheiratet, setzt sich aufs Kopfkissen, am Ringfinger trägt sie ein Haargummi.

Delibsi ist die Schwester von Maria, von dem kleinen blonden Mädchen, dessen Bild vergangene Woche um die Welt ging. Nicht die biologische Schwester, denn Eleftheria Dimopoulou, die Mutter von Emanuela, ist nicht die leibliche Mutter von Maria, das hat der DNA-Abgleich mit den Eltern ergeben. „Aber darf man sie uns deshalb einfach so wegnehmen?“, fragt Delibsi. Es ist Marias Haargummi, das sie sich um den Finger gewickelt hat.

Ein kleines Mädchen mit Zöpfen: blondes Haar, helle Haut und blau-grüne Augen vor einer roten Wand. Über eine Wo-

che lang stand dieses Bild für all das Böse, das einem Kind widerfahren kann. Seit Polizisten bei einer Hausdurchsuchung in der Roma-Siedlung im griechischen Farsala die kleine Maria entdeckten, wurde darüber spekuliert, was diesem Mädchen angetan worden sein könnte.

Eigentlich hatte die Polizei bei der Razzia nach Drogen und Waffen gesucht, dann fand sie das Mädchen, das so anders aussieht als der Rest der Familie, und al-



Roma-Kind Maria

„Sie kam zu uns, als sie vier Tage alt war“

lein das löste prompt Spekulationen und Verdächtigungen aus: Maria könnte entführt worden sein oder verkauft. An eine Roma-Familie, die sich das Mädchen als Attraktion hält, so wie man früher Tanzbären an Ketten durch die Städte führte. Sie könnte von ihnen gezwungen worden sein zu betteln oder für sie zu arbeiten.

Der mittelalterliche Mythos vom Zigeuner, der hellhäutige Kinder raubt, festgehalten in unzähligen Kupferstichen, war plötzlich wieder in den Köpfen. Ein kleines blondes Mädchen, „allein unter Zigeunern“, wie eine griechische Boulevardzeitung schrieb. Marias Geschichte ist auch eine Geschichte, die vom alltäglichen Rassismus und der Diskriminierung erzählt, die den Roma widerfährt.

„Sie kam zu uns, da war sie vielleicht vier Tage alt“, sagt Emanuela Delibsi, sie weiß es nicht mehr ganz genau. Jedenfalls sei der Rest der Nabelschnur noch zu sehen gewesen. Eine bulgarische Frau habe der Mutter den Säugling überlassen, weil sie nicht selbst für ihn sorgen wollte.

Vorsichtig legt Delibsi die Spielsachen vom Bett zurück in den Schrank. Zwei Zimmer und ein großes Bad hat der kleine Flachbau mit dem Ziegeldach, in dem die Familie wohnt. Im Wohnzimmer steht eine Küchenzeile, die zur Hälfte von einem riesigen Flachbildschirm verdeckt wird. In einer Ecke ein Tischchen mit Ikonenbildern, ein kleiner Altar: darauf die Heilige Maria mit dem Jesuskind.

Emanuela Delibsi faltet die bunten Decken zusammen, auf denen die Familie schläft, auf dem Boden im Wohnzimmer. Außer Maria, sie schlief in dem Bettchen mit ihren Puppen, denen sie vor dem Ein-



MARKO KOURI / DER SPIEGEL

Marias Verwandte in Farsala: Eine Geschichte von alltäglichem Rassismus

schlafen immer noch etwas zu trinken gab. „Damit sie auch gut schlafen“, habe sie dann gesagt, erzählt Delibsi.

Die große Schwester war gerade zu Besuch bei den Eltern, als zehn Polizisten am frühen Morgen des 16. Oktober an die Tür hämmerten und Maria aus dem Bett zertritten.

„Dieses Kind ist nicht euer Kind, es ist weiß“, rief einer der Polizisten. Geweint habe das kleine Mädchen nicht, die Polizei nahm auch die Eltern mit, zu dritt saßen sie im Polizeiwagen auf der Rückbank. Seitdem wohnt die Schwester hier im Haus und kümmert sich um Nikos.

„Ich würde gern wissen, wie es Maria jetzt geht“, sagt sie, so ganz allein in Athen, wo sie im Haus einer Kinderhilfsorganisation lebt. Im Fernsehen heißt es, es ginge ihr gut. „Aber sie lügen alle“, sagt Emanuela Delibsi. Im Fernsehen zeigen sie jetzt auch die schwierige Suche nach Marias Familie. „Wir sind doch ihre Familie“, sagt Delibsi. Die Bulgarin habe ihr Kind ihren Eltern gegeben, seither gehöre Maria zu ihnen: „Wir lieben sie.“

Die Familie hat Geld gesammelt in den vergangenen Tagen, überall in der Siedlung. Jetzt sind die Brüder von Christos, dem Mann, der bis vor kurzem noch Marias Vater war, auf dem Weg nach Bulgarien. Dort wollen sie die leibliche Mutter finden, sie soll die Familie entlasten. „Sie muss unterschreiben, dass wir Maria nicht gestohlen haben“, sagt Delibsi.

Eleftheria Dimopoulou, 40, und Christos Salis, 39, das Paar, das Maria als ihre Tochter ausgegeben hat, sitzt seit vergangener Woche in Untersuchungshaft. Die Staatsanwaltschaft ermittelt gegen beide wegen Entführung einer Minderjährigen und Dokumentenfälschung.

Als die Polizei sie zu der Tochter befragte, logen die beiden zunächst. Schließ-

lich erzählten sie von einer bulgarischen Frau, einer Wanderarbeiterin, die ihnen das Kind überlassen habe. Das Misstrauen blieb, Mutter Dimopoulou besaß einen falschen Pass; jahrelang hatte das Ehepaar Kindergeld für insgesamt 14 amtlich registrierte Kinder kassiert, von denen ihren Angaben zufolge 6 innerhalb von zehn Monaten geboren worden sein müssten. 2800 Euro im Monat sollen sie sich so erschlichen haben.

Aber reicht das in einem Land, in dem Sozialbetrug noch immer weitverbreitet ist, um ihnen zu unterstellen, das Kind gekauft, entführt und benutzt zu haben? Oder sogar selbst Teil eines Händlerrings zu sein?

Vielleicht wolle die Familie Maria ja nur großziehen, um ihre Organe zu verkaufen, wurde in Fernsehbeiträgen gemutmaßt und eine Reportage über Organhandel gegengeschnitten mit Bildern aus der Roma-Siedlung. Die Unschuldsvermutung, die auch für Roma-Familien gelten sollte, ignorierten die Fernsehleute. Die griechische Regierung lässt jetzt täglich Roma-Lager durchsuchen, nach Waffen, Drogen und blonden Kindern.



MARKO KOURI / DER SPIEGEL

Schwester Emanuela
„Wir sind doch ihre Familie“

Natürlich gibt es Kinderhandel in Griechenland, und seit der Öffnung der Grenzen zu Rumänien und Bulgarien sei das Land sogar zum zentralen Umschlagplatz geworden, sagt Daniel Esdras, Chef des Athener Büros der Internationalen Organisation für Migration. Erst vor zwei Jahren flog an der Grenze ein Menschenhändler auf: Die Polizei nahm damals fünf Bulgaren und neun Griechen fest; mindestens 14 Säuglinge soll die Bande verkauft haben.

Und allein in den vergangenen zwei Tagen wurden zwei Ehepaare festgenommen, die Kinder gekauft hatten, darunter ein Neugeborenes für 4000 Euro und ein drei Monate altes Baby. Die Polizei ermittelt jetzt wegen „Beihilfe zur Entführung Minderjähriger“.

Bis heute ist es denkbar einfach, in Griechenland Kinder im Familienbuch eintragen zu lassen. Man muss nur auf dem Ständesamt eine eidesstattliche Erklärung abgeben und sich das von zwei Bekannten bestätigen lassen. Das soll sich nun ändern, die Regierung will für die amtliche Registrierung im Familienstammbuch Vater- und Mutterschaftstests einfördern.

Etwa 2000 Roma leben in Farsala, dem Ort, in dem Maria aufgewachsen ist, inmitten einer Region, die den griechischen Landwirten durch ihre Fruchtbarkeit großen Reichtum beschert hat. Die Menschen in Farsala sagen, es gebe keine Probleme mit den Roma: Sie lebten ihr Leben draußen in der Siedlung, manche arbeiteten in der Stadt, die meisten zögen herum und verkauften Teppiche, Tontröge oder Altmittel. „Sie leben anders als wir, sie haben mehr Kinder, essen andere Dinge und schlafen auf dem Boden“, sagt ein Tavernenwirt, es klingt nicht, als hielte er das für bedrohlich.

Die Roma leben in Farsala in Containerbaracken, die die griechische Regierung mit Hilfe der EU 2004 aufgestellt hat. Hier wohnen überwiegend die Jüngeren, es sieht aus wie auf einem Campingplatz, auf dem sehr viel Wäsche gewaschen und sehr viel Altmittel gelagert wird.

Die alteingesessenen Familien wohnen in flachen Zementbauten mit Ziegeldächern und großzügigen Terrassen, die in regelmäßigen Abständen mit dem Gartenschlauch abgespritzt werden.

Gegenüber von Marias Haus sitzt Nikos Karakostas, 42, auf einem Plastikstuhl, ein hagerer Mann mit zerfurchtem Gesicht. Über ihm hängt eine Leine mit bunten Straplern, wie viele Kinder er hat, kann er auf die Schnelle nicht sagen. Sechs oder sieben, er muss seine Frau fragen. Sechs, ruft sie durchs Fenster. Und zwei Enkelkinder! „Wir Zigeuner lieben unsere Kinder, wir lassen sie leben“, sagt er. Solange wir unsere Kinder ernähren können, ist alles gut, sagt Karakostas.

Aber seit der Krise geht es seiner Familie eher schlecht. Mittags klemmt er ein Glas Frappé, griechischen Eiscafé, zwischen Windschutzscheibe und Armaturenbrett und fährt in seinem alten Mitsubishi-Bus mit der abgebrochenen Handbremse durch die Gegend. Er sammelt Eisen, das er dann auf dem Schrottplatz verkauft. Auch Christos Salis hat mit seinem blauen Pick-up Eisen gesammelt, Maria und die anderen Kinder saßen gern auf der Ladefläche. Früher hätten sie etwa 40 Euro am Tag verdient, sagt Karakostas. Jetzt sind es nur noch 20.

Manchmal nimmt er die Kinder mit, damit sie helfen, aber die bewerfen sich lieber mit Baumwolle, statt nach Kupfer zu suchen. Die Ebene um Farsala ist voller Baumwollfelder; wie Wattetupfer hängen die Büschel in den Bäumen, säumen den Straßenrand wie ewiger Schnee.

dass die beiden keine 14 gemeinsamen Kinder haben können.

Wir alle haben es gewusst, sagt Nikos' Bruder Angelos, 34, Vater von fünf Kindern im Alter von 5 bis 18. Er holt ein Fotoalbum; in einer Plastikhülle steckt ein Bild seiner Tochter, auch sie ist blond. „Würde sie noch hier leben, man würde sie mir wegnehmen“, sagt er kopfschüttelnd. Nur weil sie ihm oder seiner Frau nicht ähnlich sieht. Maria sei das Kind einer Bulgarin, die auf Durchreise war, sagen Nikos und Angelos Karakostas. Und so erzählen es auch die Frauen, die in der Abendsonne auf der gefliesten Terrasse des Häuschens, in dem Maria lebte, die Wäsche sortieren.

Die Frauen sitzen auf Decken, zwischen ihnen liegen Babys, drei Kleinkinder beschmieren sich gegenseitig mit Halva, einer süßen Sesammasse. Es sind

Russewa will eigentlich nicht reden, sie hat Angst vor ihrem Mann, er ist aufbrausend, trinke zu viel.

Nachbarn haben sich vor dem Haus versammelt, der Bürgermeister ist auch da, er kennt ihre Geschichte, einer sagt: „Sie soll erzählen. Wir Roma stehlen keine Kinder, wir verkaufen keine Kinder.“

Dann beginnt sie zu berichten: 2008 sei sie zur Orangenernte nach Griechenland gefahren und habe dort ein Mädchen geboren. Eigentlich hätte es Stanka heißen sollen, aber weil das im Krankenhaus niemand verstand, nannte sie es Maria. Sie habe kein Geld gehabt, um sich Papiere für das Kind zu besorgen. Eine griechische Erntehelferin habe ihr angeboten, für das Kind zu sorgen, und versprochen: „Du kannst sie jederzeit abholen.“ Nein, Geld für das Mädchen habe sie nicht bekommen, sagt Russewa. Noch ein paar Tage habe sie

> Das kostenlose Girokonto mit Zufriedenheitsgarantie¹.

- Kostenlose Kontoführung
- Kostenlose Visa-Karte
- Kostenlos Bargeld weltweit²

04106-70 88
www.comdirect.de **.comdirect**

¹Details unter www.comdirect.de/zufriedenheitsgarantie ²Im Ausland an Geldautomaten mit der Visa-Karte, im Inland mit der girocard an rund 9.000 Automaten der Commerzbank, Deutschen Bank, HypoVereinsbank und Postbank. comdirect bank AG, Pascallehre 15, 25451 Quickborn

Deutschlands Beste Bank
Gesamtsieger 2013
euro
Ausgabe 5/2013
58 Geldinstitute im Vergleich

„Die Familie von Maria war eine gute Familie“, sagt Karakostas. Das kleine Mädchen habe große Augenprobleme gehabt, die Eltern hätten es sogar zu Ärzten nach Thessaloniki gebracht. Jeder kannte Maria in der Siedlung, mit ihren blonden Haaren war sie etwas Besonderes. Dass man sie abholt und weggebracht hat, einfach so, sei nicht nur eine Sache der Familie. „Es trifft uns alle“, sagt Karakostas, „wenn die Ballame, die Weißen, jetzt wieder glauben, dass wir Kinder verkaufen.“ Er findet es nicht schlimm, das Kind von jemand anderem aufzuziehen.

Und der falsche Pass der Mutter, die 14 Kinder, waren Marias vorgebliche Eltern kriminell?

Natürlich dürfe man nicht betrügen, sagt Nikos Karakostas. Andererseits: Wer tue es nicht? Hätten die Behörden wirklich geprüft, hätten sie sofort gemerkt,

Cousinen, Tanten, Schwägerinnen von Emanuela Delibsi, irgendwie sind sie alle miteinander verwandt, die Verwandtschaftsverhältnisse sind auch hier kompliziert.

Der Weg zu Marias leiblicher Mutter führt nach Bulgarien, in das Dorf Nikolaewo, eineinhalb Autostunden von Sofia entfernt. Die Fahrt geht über eine unbeleuchtete Straße zum Haus von Sascha Russewa. Sie behauptet, die kleine Maria sei ihre Tochter.

Am Donnerstagabend werden sie und ihr Mann noch von der Polizei verhört, es ist schon dunkel, als sie nach Hause kommen. Russewa ist eine kleine, zierliche Frau mit einer selbst für Roma dunklen Haut. Sie sieht aus wie Mitte fünfzig, ist aber erst 34. Maria mitgezählt, habe sie insgesamt zehn Kinder. Eines trägt sie auf dem Arm, es ist ebenfalls blond.

danach in Griechenland gearbeitet und sei dann zurückgereist nach Nikolaewo.

Russewa hat Bilder von Maria im Fernsehen gesehen, sie sagt: „Ich würde sie ja wieder zurücknehmen, aber ich bin so arm, ich habe noch nicht einmal genügend Geld, um für meine Kinder ausreichend Kleider zu kaufen.“ Hübsch sei Maria, sehr hübsch, und gesund sehe sie aus, sagt sie. Dann geht sie ins Haus.

Einen Tag später, am Freitagabend, bestätigt ein DNA-Test Russewas Angaben: Die Bulgarin ist die leibliche Mutter der kleinen Maria. Und die griechischen Roma, bei denen Maria aufwuchs, sind demnach wohl weder Kinderhändler noch Diebe, sondern einfach nur die beiden Erwachsenen, die für Maria seit ihrer Geburt Vater und Mutter waren.

VESSELIN DIMITROV, MANFRED ERTTEL,
JULIA AMALIA HEYER, JAN PUHL



Zerstörte Vorstadt im Nordosten von Damaskus: „Lasst sie ein wenig hungern und sich dann ergeben“

SYRIEN

Die Eingeschlossenen

In mehreren Vorstädten von Damaskus sterben Menschen, weil sie von jeglicher Versorgung abgeschnitten sind. Viele von ihnen werden den Winter nicht überstehen.

Das Gas überlebte er. Zehn Tage nach den Chemieangriffen vom 21. August aber starb der dreijährige Ibrahim Chalil. Er verhungerte – so wie Stunden nach ihm das nächste Kind und vier Tage darauf das dritte im Damaszener Vorort Muadamija.

Doch während die Sarin-Attacken auf Damaskus' Vorstädte die Welt bewegten, nimmt kaum jemand Notiz von den neuen Toten dort. Nach Monaten der Belagerung, abgeschnitten von Nahrungslieferungen, Strom, Wasser, jedweder Form der Hilfe, sterben die Ersten an Unterernährung.

Auch in Jarmuk im Süden von Damaskus und anderen von der Armee abgeriegelten Orten sind Kinder verhungert. Aber nirgends ist die Lage so fatal wie in Muadamija, wo bis Mitte Oktober sechs

Kinder starben „und Dutzende schon derart geschwächt sind, dass jede Erkältung sie töten wird“, so Dr. Amin Abu Ammar, einer der letzten Ärzte dort.

Dass Präsident Baschar al-Assad erklärte, die Chemiewaffenbestände aufzugeben, ist eine gute Nachricht aus diesem Krieg, der sonst keine positiven Meldungen hervorbringt. Zu gut. So gut, dass den Chemiewaffeninspektoren prompt der Friedensnobelpreis verliehen wurde und es so schien, als fände der Rest des Krieges nicht mehr statt. Und während Europas Regierungen vor allem besorgt sind über das Einsickern ausländischer Dschihadisten in Syrien, sitzen in Muadamija um die tausend bewaffnete lokale Kämpfer und haben nicht mal mehr Kontakt zu benachbarten Ortschaften.

Ihre geografische Lage ist der Stadt, in der früher über 60 000 Menschen lebten, zum Verhängnis geworden. Wie an Hunderten anderen Orten demonstrierten im Frühjahr 2011 die Bewohner auch hier gegen Assad. Aber nirgends taten sie dies näher an den Nervenzentren des Regimes: dem Hauptquartier der 4. Division im Norden, den Quartieren der Republikanischen Garde im Westen und dem „Präsidenten-Flughafen“ von Mezze im Nordosten.

Muadamija war schon eingekesselt, bevor auch nur ein einziger Soldat ausrückte. Dass hier nicht die Armen wohnten, sondern der gutausgebildete Mittelstand, machte die Situation nur schlimmer.

Muadamija sollte unterworfen werden. Als das trotz Schüssen auf Demonstranten und Massenverhaftungen nicht gelang, sollte es erobert werden. Als auch dieses Vorhaben sich trotz Granatbeschuss und Luftangriffen nicht umsetzen ließ, gingen Raketen mit Sarin auf die Stadt nieder, töteten nach Angaben der Ärzte 85 Menschen.

Doch was die Chemiewaffen nicht vermochten, schafft nun ganz langsam der Hunger: die Vernichtung einer Stadt. Ohne dass dabei eine rote Linie Washingtons überschritten würde, ohne öffent-

lichen Aufschrei in der Welt. Und ohne Propaganda-Bemühungen aus Damaskus, das Vorgehen zu kaschieren: „Lasst sie ein wenig hungern und sich dann ergeben“, sagte ein Paramilitär der neu ausgehobenen „Verteidigungskomitees“ aus der alawitischen Glaubensgruppe des Assad-Clans Anfang Oktober einem Reporter vom „Wall Street Journal“.

Seit dem 18. November 2012 ist der Vorort Muadamija von der Außenwelt abgeschnitten. Die Soldaten an den Kontrollposten lassen niemanden mehr hinein oder heraus. Scharfschützen schießen auf jeden, der versucht, die Linien zu kreuzen. 1700 Tote hat das Ärztekomitee seit Beginn des Aufstands gezählt, 738 allein seit der Blockade. Fast alle der einst 22 Schulen sind Ruinen. Der Unterricht, anfangs noch in einigen Moscheen fortgeführt, kam zum Erliegen, als auch die Moscheen gezielt vom Hügel der 4. Division beschossen wurden.

Im März schlossen die letzten Läden, weil es nichts mehr zu verkaufen gab. Strom, Wasserleitungen und das Telefonnetz sind gekappt. Brot gab es schon vorher nur noch, wenn es gelang, Mehl hineinzu schmuggeln. Assad hat Muadamija zur Geisterstadt gemacht.

„Erst haben wir von den Vorräten gelebt und dem, was wir in den Häusern jener fanden, die geflohen waren“, erzählt Ahmed Muadamani, ein ehemaliger Geschäftsmann, der nun im Stadtrat der Aufständischen für die Außenkontakte zuständig ist, über eine der letzten Internetverbindungen via Satellitentelefon.

„Dann haben viele versucht, auf allen freien Flächen Tomaten und Kartoffeln anzubauen, aber auch dabei sind mehrere ums Leben gekommen, weil Menschen in den Feldern und Gärten immer wieder von den Scharfschützen beschossen werden“ – Frauen in die Brust, Männer in den Kopf, so die Bilanz des Arztes. Für den Winter sei nun gar nichts mehr da.

Eine Weile gelang es Freunden und Verwandten der Eingeschlossenen noch, auf der Straße zwischen Damaskus und den Golanhöhen nahe an Muadamija vorbeizufahren und Tüten voller Lebensmittel aus dem Auto zu werfen. Die wurden dann unter Lebensgefahr eingesammelt. Doch seit einem halben Jahr ist die Strecke gespermt, haben Scharfschützen auch dort Position bezogen.

Mitte Oktober war „Id al-Adha“, das Opferfest in Anlehnung an jene biblische Erzählung von Abraham, der auf Geheiß Gottes losging, seinen Sohn Isaak zu opfern und erst in letzter Minute von einem Engel aufgehalten wurde. Im Islam nimmt die Geschichte mit Ibrahim und Ismail denselben Verlauf. Nur dass die Rettung des Soh-

nes traditionell mit dem Schlachten eines Tieres, meist eines Schafes, gefeiert wird, dessen Fleisch man an Bedürftige verteilt.

Syrische Freunde in Deutschland wollten den Hungernden von Muadamija wenigstens zu diesem Fest ein Schaf, möglichst mehrere, schenken. Über Skype fragten sie an, wie man das organisieren könne, das Geld wollten sie überweisen. Nach drei Tagen kam die Antwort: „Es gibt kein Schaf mehr. Nicht ein einziges in der ganzen Stadt. Alles, was krabbelt, läuft und fliegt, haben wir schon gegessen. Und Geld kann man nicht essen.“

In Jarmuk, das erst seit drei Monaten belagert wird wie Muadamija, sitzen bis

„Wie lange wollt ihr dem zusehen?“, fragte der Imam. „Bis wir uns gegenseitig aufessen?“

zu 40 000 Menschen fest. Zum Opferfest erließ dort ein Imam eine Fatwa, ein religiöses Gutachten. „Wir haben den Verzehr von Hunden, Katzen, Eseln und Kadavern erlaubt“, erklärte Scheich Salah al-Chatib. „Denn sonst gibt es nichts mehr. Wie lange wollt ihr dem zusehen?“, fragte er die feiernden Muslime im Rest der Welt. „Bis wir uns gegenseitig aufessen?“

Die letzten Tiere, die nicht geschlachtet werden in Muadamija, sind drei Kühe – für die wiederum Gras zu sammeln gefährlich geworden ist, weil offene Wiesen im Zielbereich der Scharfschützen liegen. Aber ohne die Kühe gäbe es überhaupt keine Milch mehr für die Kinder.

Alle Versuche, das Überleben zu organisieren, scheitern: Die Unterernährten werden rascher krank, Medikamente sind Mangelware. Die beiden Untergrundkrankenhäuser haben kaum noch Strom, weil es keinen Diesel für die Generatoren

mehr gibt. Für umgerechnet 20 Euro pro Kilogramm würden dieselben Milizionäre, die auf sie schießen, ihnen manchmal Zucker verkaufen, erzählt der Arzt, „aber nie Reis oder Milch“.

Siebenmal hat der Rote Halbmond in den vergangenen Monaten versucht, Lebensmittel in die Stadt zu bringen, vergebens. Das US-Außenministerium und die Uno appellierten in den vergangenen Wochen an Damaskus, humanitäre Hilfe für die belagerten Zivilisten zu erlauben. Keine Reaktion. Die Eingeschlossenen seien ja alle Terroristen oder deren Helfer, so die offizielle Sprachregel.

Auch Vororte im Nordosten von Damaskus sind seit Monaten abgeriegelt. Aber ihre Gebiete sind größer, es gibt Schmuggelwege und vor allem keine Scharfschützen, die Kinder beim Holzsammeln oder Graspflücken erschießen. Das Mittel der Belagerung ist zur allgegenwärtigen Waffe geworden – auch auf Seiten der Rebellen, die den Westteil Aleppo umzingelt haben. Nur dass dort keine Zivilisten am Gehen gehindert werden und Lebensmittel passieren können.

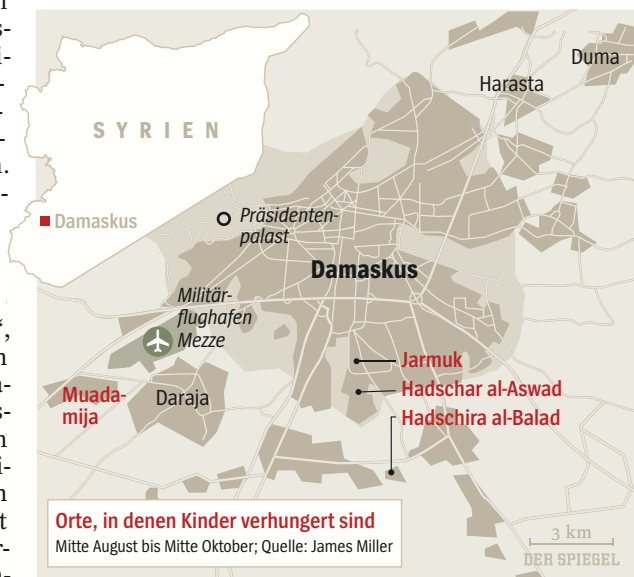
Mitte Oktober durften nach wochenlangen Verhandlungen zwei Gruppen Muadamija verlassen, etwa 1600 Zivilisten: Frauen und Kinder, aber keine Männer zwischen 14 und 60. Als am 16. Oktober eine dritte Gruppe verabredungsgemäß am westlichen Kontrollposten ankam, um evakuiert zu werden, eröffnete die Artillerie vom Hügel der 4. Division ohne Vorwarnung das Feuer. Vier Menschen starben, mehrere wurden schwer verletzt, die anderen flohen zurück in die Stadt, in der noch immer 10 000 Menschen leben.

Der 65-jährige Abd al-Rassak al-Hamshari war in der letzten Gruppe, die noch herauskam. Er hat es bis in den Libanon geschafft, in ein kleines Dorf in der Bekaa-Ebene nahe der Grenze. Nun sitzt er in einem unverputzten Kellerloch aus Beton, das sich zehn Menschen teilen, und ist froh über so viel Luxus: „Wenigstens keine Granaten mehr!“

Sein Sohn ist tot, seine Schwiegertochter wird hoffentlich auch noch entkommen. Über die Männer, die bleiben, macht er sich keine Illusionen: „Das sind doch unsere Söhne, Cousins, Enkel, die werden nicht aufgeben. Und wenn sie alle sterben. Aber was hätte ich dort noch ausrichten können? Ich bin alt und nutzlos.“

Über die „Katzen-Fatwa“ aus Jarmuk lacht er kurz und heftig: „Die Idee ist ja gut. Aber als wir rausgegangen sind, hatte ich schon seit Wochen keine Katze mehr auf der Straße gesehen. Die sind doch längst alle gegessen worden.“

CHRISTOPH REUTER





FAROOQ KHAN / DPA

Polizeieinsatz gegen Demonstranten in Srinagar am 10. Juni*: Vor allem bei gebildeten Kaschmirern wächst der Hass auf die Inder

SÜDASIEN

Festung im Himalaja

Im geteilten Kaschmir nimmt die Gewalt zu: Indische und pakistanische Einheiten liefern sich Scharmützel an der Grenze, Leidtragende im Dauerkonflikt sind vor allem Zivilisten.

Der trauernde Vater deutet auf das Handy, über dessen Bildschirm ein kurzes Video flimmert. Es zeigt seinen Sohn Irfan vor einem Computer, der Junge wiegt begeistert den Körper im Takt der Musik, die er für ein Schulfest gemixt hat. Einen Tag später wurde der 17-Jährige erschossen, bei einem Einsatz indischer Soldaten, hier, vor seinem Elternhaus.

Irfans Vater ist zu verzweifelt, um selbst zu berichten, was sich ereignete in jener Nacht Ende Juni in Sumbal. Der Bezirk liegt nordwestlich von Srinagar, der Hauptstadt von Jammu und Kaschmir – Indiens einzigem Bundesstaat, in dem mehrheitlich Muslime leben.

Gegen drei Uhr morgens sei Irfan aus dem Haus gerannt, erzählt ein Cousin, er habe draußen Viehdiebe vermutet. Dort sei er dann erschossen worden.

„Die Soldaten wollten seine Leiche mitnehmen“, sagt der Cousin. Er vermutet, dass die Militärpatrouille dem Toten später ein Gewehr in die Hand drücken und ihn so fotografieren wollte. Als Beweis, dass Irfan ein militanter Separatist im

Dienste des feindlichen Pakistan war – oder ein Rebell einer der islamistischen Gruppen, die gegen die indische Herrschaft über Kaschmir kämpfen.

Seit dem Sommer nimmt die Gewalt in der Unruheprovinz wieder zu: Am 6. August erschossen muslimische Extremisten fünf indische Soldaten – und nach indischen Angaben sollen pakistanische Militärs den Angreifern geholfen haben. Seither liefern sich Pakistaner und Inder fast täglich Scharmützel an der Grenze.

Im Landesinneren geht die indische Armee rabiat gegen all jene vor, die sie für Separatisten hält. Ein Sondergesetz garantiert indischen Soldaten Immunität, wenn sie dabei Unschuldige töten.

Bis zum Ende der britischen Kolonialherrschaft im Sommer 1947 herrschte in Kaschmir der Maharadscha Hari Singh, ein Hindu, über eine Mehrheit von Muslimen. Als der Subkontinent geteilt wurde, zögerte Singh, ob er sich Indien oder Pakistan anschließen soll. Am liebsten hätte er wohl die Unabhängigkeit gewählt – die auch viele Kaschmirer heute ersehnen. Doch ein Angriff aus Pakistan, angezettelt von paschtunischen Stammeskriegern, erzwang eine andere Entscheidung: Der Maharadscha bat um militärischen Beistand aus Neu-Delhi und trat im Oktober 1947 der Indischen Union bei.

Seither haben Indien und Pakistan insgesamt drei Kriege um Kaschmir geführt. Indien kontrolliert mit seinem Bundesstaat Jammu und Kaschmir den größten



* Der lila Farbstoff dient zur späteren Identifizierung der Demonstranten.

Teil der umstrittenen Region, Pakistan den kleineren Norden – beide beanspruchen die gesamte Region für sich. Geteilt wird sie über Gipfel und Gletscher hinweg, durch die „Line of Control“, eine 740 Kilometer lange ehemalige Waffenstillstandslinie.

Kaschmir gleicht einer Festung, nicht nur an den Grenzen: Allein die Inder haben in ihrem Teil nach inoffiziellen Angaben eine halbe Million Soldaten stationiert. Die Militärs postieren sich hinter Sandsäcken, patrouillieren auf Straßen – stets auf der Hut vor Anschlägen von Separatisten, von denen viele in pakistani-schen Terrorcamps trainiert werden.

Um Proteste zu unterdrücken, verhängt die Regierung häufig Ausgangssperren, schaltet das Internet ab. Mitte Juli wurden bei Unruhen vier Einheimische erschossen und zehnmal so viele Menschen verletzt. Zuvor hatten indische Soldaten in einem religiösen Seminar angeblich Seiten aus einem Koran gerissen.

Mohammed Umar Farooq lebt und arbeitet in einem ummauerten Komplex in Srinagar, die Stadt ist einer der beiden Verwaltungssitze des Bundesstaates. Wer den geistlichen Führer der Muslime in Kaschmir besuchen will, wird von Leibwächtern gefilzt, auch Farooq fürchtet Anschläge – von Seiten nationalistischer Hindus. Denn Hurriyat, seine Muslim-Organisation, strebt nach der Unabhängigkeit Kaschmirs.

Farooq sitzt in seinem orangefarbenen Kaftan hinter einem Apple-Computer, daneben steht eine hölzerne Miniatur der größten Moschee in Srinagar. Dorthin wollte er kürzlich zum Freitagsgebet, doch es kam wie so oft: Ein Militär-Lkw habe sein Tor versperrt, Offiziere hätten ihm verboten, das Haus zu verlassen, ohne Begründung. „Ich stehe praktisch unter Hausarrest“, sagt der Geistliche.

Die Regierung im fernen Neu-Delhi betrachte Kaschmir ausschließlich unter Sicherheitsaspekten, klagt Farooq. Selbst friedliche Proteste würden unterdrückt, vor allem bei gebildeten jungen Kaschmirern wachse der Hass auf die Inder. Farooq: „Kulturell gehören wir nicht zu Süd-asien, auf Dauer lässt sich Kaschmir nicht vom muslimisch geprägten Zentralasien abtrennen.“

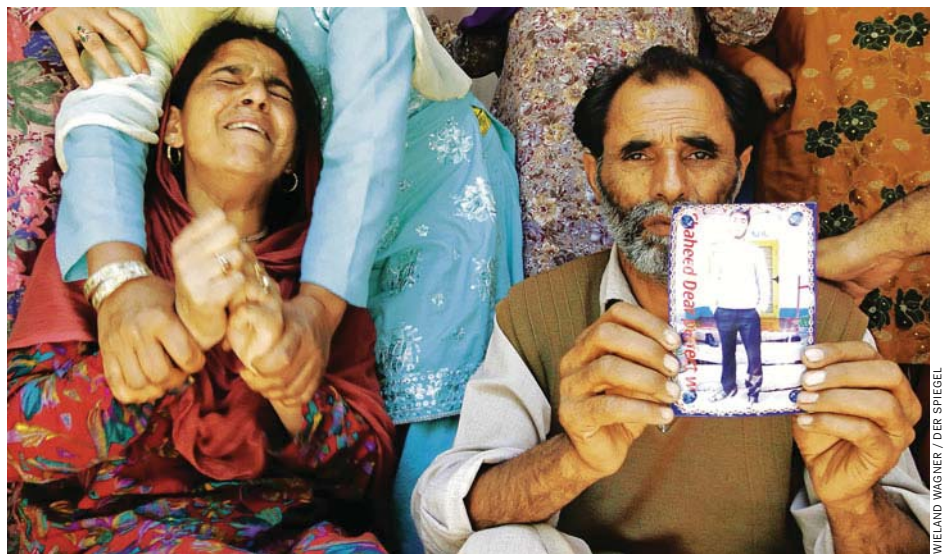
Tatsächlich gleicht Kaschmir in Indien einem Fremdkörper. Muezzine rufen von Moscheen, viele Frauen tragen Burka. Für die Bändigung des widerspenstigen Bundesstaats zahlt Indien einen hohen Preis. Ungefähr 70 000 Menschen sind in dem Konflikt bereits umgekommen, Tausende gelten als vermisst – Widerstandskämpfer wurden verschleppt und in Massengräbern verscharrt.

Was sich in Zahlen nicht messen lässt, sind die tiefen Wunden, die Jahrzehnte der Gewalt verursacht haben. Arshad Hussain arbeitet in der Psychiatrie in Sri-

nagar. An diesem Morgen lässt er sich von einem Krankenwagen abholen. Weil steinernde Jugendliche sich mit der Polizei Gefechte liefern, sind die meisten Straßen nahe der Klinik abgeriegelt. Im Hof der Psychiatrie warten zahlreiche Patienten auf Arshad. Viele leiden unter Depressionen. Einige sind akut selbstmordgefährdet, darunter ein Beamter mit einem langen grauen Bart und tief eingefallenen Augen.

Suizid – für diese Todesart kennt die Sprache der Kaschmirer kein Wort. Lange wies die tiefereligiöse Bevölkerung hier die niedrigste Freitodrate in ganz Indien auf. Doch nach zwei Jahrzehnten der Gewalt steige nun die Zahl der Selbstmorde, sagt Arshad. Viele Menschen würden Gift schlucken, manisch Depressive sich die Kehle durchschneiden.

Er ruft eine Frau Ende vierzig herein: Seit Jahren leidet sie unter Herzklopfen und Bauchschmerzen. Von Arzt zu Arzt lief sie, keiner fand eine medizinische Ursache. Man habe es mit einem klassischen Krankheitsbild für Kaschmir zu tun, sagt der Psychiater: Vor 15 Jahren starb der 13-jährige Sohn der Frau im Kreuzfeuer. Das hat sie nie verwunden, sie bereitete weiter Essen für ihn, das sie an Vögel verfütterte.



Eltern des getöteten Jugendlichen Irfan: „Die Soldaten wollten seine Leiche mitnehmen“

Das Land, so der Arzt, brauche dringend eine politische Lösung, Gespräche zwischen Indien und Pakistan, der Regierung in Neu-Delhi und den Separatisten.

Der Hindu-Politiker Omar Abdullah, Regierungschef in Jammu und Kaschmir, empfängt im Gästehaus der Provinz in Neu-Delhi. Hier steigen die Politiker des Bundesstaates ab, wenn sie Gespräche mit der Zentralregierung führen.

Im Eingang hängt ein Foto von seinem Großvater, der den Himalaja-Staat bereits als Premier führte. Später folgte ihm Abdullahs Vater im Amt. Sie alle kamen durch Wahlen in ihre Ämter, doch tatsächliche Macht übte letztlich keiner von

ihnen aus – alle wichtigen Entscheidungen fallen bis heute in Neu-Delhi.

„Ich fürchte, das historische Fenster für Gespräche zwischen der Zentralregierung und den Separatisten in Kaschmir hat sich gerade dramatisch verengt“, sagt der 43-Jährige, er klingt müde und enttäuscht. Im kommenden Jahr wählt Indien ein neues Parlament, daher kann es sich selbst die Abdullah nahestehende Koalition in Delhi derzeit nicht leisten, versöhnliche Signale an kaschmirische Separatisten zu senden.

Omar Abdullah würde gern zwischen den Konfliktparteien in der Kaschmir-Frage vermitteln, doch keine Seite nimmt ihn richtig ernst. Und so kann er nur Hoffnungen formulieren wie die, dass Neu-Delhi die Immunität der Armee in Kaschmir endlich einschränkt.

Möglicherweise ebnet auch der jüngste Regierungswechsel in Pakistan Wege zur Entspannung. Der neue Premier Nawaz Sharif stieß 1999 den sogenannten Friedensprozess von Lahore an. Nach 14 Jahren voller Rückschläge vereinbarte Sharif nun in New York mit seinem indischen Kollegen Manmohan Singh, einen Plan auszuarbeiten, mit dem weitere Verstöße gegen ein Waffenstillstandsabkommen von 2003 verhindert werden.

Abdullah hofft, dass Indien und Pakistan die „Line of Control“ langfristig in eine Staatsgrenze verwandeln, eine friedliche Grenze, durchlässig für die Menschen in beiden Teilen Kaschmirs. Er sagt: Der ganze Subkontinent müsse endlich das Erbe der Teilung überwinden. Inder und Pakistaner sollten sich ein Beispiel nehmen an den Europäern, die von einem Land ins andere reisen könnten.

Über Twitter hatte der Inder Abdullah im Mai dem Pakistaner Sharif zum Wahlsieg gratuliert. Er möge doch bitte den Friedensprozess neu beginnen.

WIELAND WAGNER



JONATHAN BROWNING / DER SPIEGEL

Kunstsammler Qiao in Shanghai: „Keine Ahnung, wie viele Objekte ich gekauft habe“

CHINA

Ai Weiwei im Nachtclub

Auf seinem boomenden Kunstmarkt zeigt sich China als eine Nation glühender Patrioten, eigensinniger Sammler und zunehmend respektloser Künstler. Noch duldet und fördert die Regierung das alles: Sie verdient selbst an dem Geschäft.

Das erste Bild, bei dem die Besucher stutzen, ist ein Doppelporträt mit Gasmasken. Ein nacktes Paar – die Körper sind in kaltes grünblaues Licht getaucht, die Gesichter hinter den Masken verborgen. „Die Welt für zwei Menschen Nr. 4“, so heißt das Gemälde von Wang Xiaobo, der Preis: 1,5 Millionen Yuan, etwa 180 000 Euro.

Die nächste Menschentraube steht vor einem Werk mit dem Titel „Wildnis“: Ein Bauernmädchen in einer grauen Winterlandschaft schaut den Betrachter mit riesigen Kulleraugen an. Das Bild stammt von Ai Xuan, dem in China verehrten Halbbruder des im Westen weitaus be-

kannteren Künstlers Ai Weiwei, und steht mit 5,2 Millionen Yuan im Katalog, 620 000 Euro.

Gegenüber hängt ein Gemälde von Liu Ye: Ein kleiner Matrose öffnet einen Theatervorhang, nur einen Spalt breit, dahinter drängt ein riesiges Kriegsschiff auf die Bühne. Das Werk aus dem Jahr 1997 wird dem „Zynischen Realismus“ zugeordnet. Der Ausgangspreis für „Großes Flaggsschiff“ liegt bei knapp 1,8 Millionen Euro, er wird am Ende der Auktion deutlich überboten.

Zweimal im Jahr kommen in Peking Kunst und Geld zusammen. Wer das moderne China in seinen Widersprüchen, in

seiner ganzen Schönheit und Abscheulichkeit, in seiner Kreativität und Kraftmeierei erleben will – an kaum einem Ort wird er es so verdichtet finden wie auf den Frühjahrs- und Herbstausstellungen des Pekinger Auktionshauses Poly International.

Schon diese Firma ist ein Mischwesen aus zwei Welten, die in anderen Ländern nicht zusammenpassen würden: Poly, vor acht Jahren erst gegründet und heute bereits das drittgrößte Auktionshaus der Welt nach Christie's und Sotheby's, ist die Tochterfirma eines chinesischen Rüstungs- und Immobilienkonzerns, der von der Volksbefreiungsarmee kontrolliert wird.

Auktionschef Zhao Xu betreut seine Messen bis ins Detail: Er präsentiert die ausstellenden Künstler auf dem Podium, er weist die Putzfrauen an und kümmert sich um die perfekte Ausleuchtung der Exponate. Der Snobismus westlicher Galeristen ist ihm fremd. Eigenhändig verteilt er Broschüren, die sehr schlichte Fragen beantworten: Woran erkenne ich den Wert eines Gemäldes?, Was soll ich sammeln – alte oder moderne Kunst?, Wie lange soll ich mitsteigern, wann steige ich aus?

Mehr als 10 000 Besucher kommen jeden Tag – Frauen in Abendrobe oder in Trainingshose, Männer in Smoking oder Badeschlappen, Kinder, die mit Fahrrädern durch die Hallen brausen. Die Poly-Schau ist ein Volksfest, und für viele Chinesen immer noch etwas völlig Neues. Fast die Hälfte der Besucher ist zum allerersten Mal auf einer Kunstausstellung.

Chinas Kunstmarkt wächst noch schneller und sprunghafter als Chinas Wirtschaft, er ist zu einem Milliardengeschäft geworden. Anders als das Verlagswesen oder die Filmindustrie kontrolliert der Staat diesen Markt nur lax, er möchte selbst mitverdienen. Künstlern und Sammlern bleiben gewisse Freiheiten, und so erlaubt der Kunstmarkt erstaunliche Einblicke in Chinas sich verändernde Gesellschaft.

Vor 20 Jahren betrug sein Anteil am Weltmarkt kaum ein halbes Prozent. Inzwischen ist er nach den USA der zweitgrößte Kunstmarkt der Welt, 2011 überholte er den US-Markt sogar kurzfristig, eine Folge der rasanten Umverteilung des Wohlstands im Land: In China leben heute schätzungsweise mehr als 300 Dollar-Milliardäre und bald drei Millionen Millionäre. Vor allem sie kaufen Kunst, manchmal aus Leidenschaft, oft als Statussymbol. Kunst soll den neuen Reichtum veredeln – und sie ist Spekulationsobjekt.

Denn Chinesen dürfen eigentlich pro Jahr nur etwa 50 000 Dollar im Ausland anlegen, die Zinsen im Inland sind niedrig, umso mehr investieren deshalb in Kunst. Dort locken Renditen, die keine Bank bieten kann.

Drei Tage lang zeigen die Auktionshäuser in Peking und Shanghai ihre Exponate – am Wochenende folgt dann die Versteigerung, meist in mehreren Ballsälen gleichzeitig in einem der großen staatlichen Hotels. Um die Werke im Original zu zeigen, bleibt keine Zeit. Die Bilder erscheinen kurz auf einem Bildschirm, die Preise steigen binnen Sekunden, dann fällt der Hammer.

„Die Chinesen sind unkomplizierte und großzügige Käufer“, sagt die Amerikanerin Meg Maggio, Nachbarin von Ai Weiwei im Künstlerviertel Caochangdi und Chefin der Galerie Pékin Fine Arts. Die

Stimmung in China erinnere sie an die siebziger Jahre in den USA – „nicht, was unsere Dekadenz damals betrifft, sondern unsere Unvoreingenommenheit im Umgang mit Kunst“.

Maggio, die seit fast 30 Jahren in Peking lebt, sieht den boomenden Kunstmarkt als Ausdruck einer sich immer stärker individualisierenden Gesellschaft. Diese Entwicklung stehe erst an ihrem Anfang, nicht am Ende. Noch in den späten achtziger Jahren war China ein Land der Uniformität, der gleichen Kleider, Mützen, Fahrräder. Inzwischen aber hat sich in der wachsenden Mittelschicht eine Vielfalt der Stile und Lebensentwürfe herausgebildet. Das, sagt Maggio, gelte erst recht in der Kunst: „Chinas Kunst ist Tausende Jahre alt, doch seine Künstler haben noch viel zu erzählen. Wir sollten uns auf eine Explosion von Individualität einstellen.“

Im Büro der Galeristin hängt ein Monumentalgemälde des Künstlers Wu Shanzhuan aus der Serie „Heute kein Wasser“. Es ist eine lose Sammlung von Ideen und Bildern, die einem so in den Sinn kom-

ben. Stört es ihn nicht, dass andere viel mehr mit seinem Werk verdienen als er selbst? „Nein“, lächelt Li, „es freut mich für die Sammler.“

Den wohl spektakulärsten Deal der vergangenen Jahre machte der als Handtaschenhändler reich gewordene Unternehmer und Sammler Liu Yiqian aus Shanghai. 2005 erwarb er das Tuschebild „Adler auf einer Kiefer“ des verstorbenen Malers Qi Baishi für umgerechnet 2,5 Millionen Dollar – sechs Jahre später ließ er das Kunstwerk, zu dem auch zwei Kalligrafien gehören, für 65 Millionen versteigern. Selbst Arbeiten Picassos und des in China populären Andy Warhol erzielten auf derselben Auktion deutlich niedrigere Preise.

Die Chinesen, früher dazu verdammt, Massenkampagnen zu erdulden, suchen sich heute gern ihr eigenes Vorbild – Geschäftsleute orientieren sich am Aufstieg von Steve Jobs, Sportler am Erfolg des Basketballers Yao Ming. Und auch Kunstkäufer, so scheint es, folgen gern prominenten Sammlern wie dem Ehepaar Liu Yiqian und seiner Frau Wang



Exponat in Qiaos Karaoke-Club: Explosion von Individualität

men, wenn ein Tag lang das Wasser ausfällt, sehr persönlich. „Ich würde es ein visuelles Tagebuch nennen“, sagt Maggio. „Es ist eine Geschichte. So etwas interessiert die Menschen, damit identifizieren sie sich, so etwas kaufen sie.“

Zugleich geht es vielen Chinesen auch um ihre Freude am Wetten und Bieten. Viele der Kunstwerke tauchen auf einer Versteigerung nach der anderen auf und wechseln unter ständigem Wertzuwachs ihre Besitzer. Der Maler Li Guijun, einer der Gäste der Poly-Ausstellung, berichtet, er habe sein Drei-Frauen-Porträt „Still“ vor fünf Jahren für 60 000 Euro verkauft; nun ist es mit 500 000 Euro ausgeschrie-

ben und nicht ihrem eigenen Geschmack. Die beiden haben Ende Dezember in Shanghai das größte private Kunsthause Chinas eröffnet. Auf 10 000 Quadratmetern zeigt ihr Long Museum traditionelle zeitgenössische Kunst und „Rote Klassiker“ – Hymnen auf Mao Zedong und seine Zeit.

Seit sie vor ein paar Jahren auf eine solche Bilderserie gestoßen sei, berichtet Wang Wei, habe sie das gefesselt: „Ich hatte plötzlich die Originale der Bilder in der Hand, mit denen eines der Schulbücher meiner Kindheit illustriert war.“ Wang begann, die Miniaturen zu sammeln, die Maos Langen Marsch feierten,

den „Großen Sprung nach vorn“, die Kulturrevolution. Sie weiß um den kontroversen Inhalt dieser Bilder, doch weder konnte noch wollte sie aufhören zu sammeln. Und schon gar nicht wollte sie zulassen, dass Teile dieses historischen Erbes ins Ausland verkauft werden.

Inzwischen füllen die Werke eine ganze Etage, es ist eine der größten Sammlungen revolutionärer Kunst. „Diese Gemälde dokumentieren eine dunkle Periode unserer Geschichte“, sagt Wang, „doch sie sind Teil unseres gemeinsamen Gedächtnisses. Wer, wenn nicht wir, sollte diese Arbeiten sammeln?“

Ende des Jahres wird das Ehepaar ein zweites Museum eröffnen, fast doppelt so groß wie das erste. Beide Kunsthäuser sind – nach dem Vorbild der großen Stifter im Amerika des 20. Jahrhunderts – ohne staatliche Hilfe entstanden. Wang Wei und ihr Mann erwarten wenig vom Staat; das Ehepaar steht zur Regierung. Die in ihrem Museum ausgestellte Kunst mag mehrere Millionen wert sein – politisch anstößig ist sie nicht.

„Ich bin gegen aggressive, negative Kunst. Ich werde solche Kunst nicht sammeln und nicht erlauben, sie hier auszustellen“, sagt Wang Wei. Den Provokateur Ai Weiwei, den die Regierung erst wegsperren ließ und bis heute überwacht, hält sie trotzdem für einen guten Künstler, das sehe man an den Möbeln, die er entworfen habe.

Eines davon steht am anderen Ende der Stadt, in einer Karaoke-Bar mit dem Namen Shanghai Night. Es ist ein dreibeiniger antiker Ecktisch aus der Qing-Dynastie, auseinandergeschnitten und dann wieder zusammengesetzt, so dass eines der Tischbeine nun zur Wand weist statt zum Boden.

„Viele Künstler behaupten, ihre Arbeiten überschritten die Grenzen von Raum und Zeit. In Wahrheit gelingt das nur sehr wenigen“, sagt sein Besitzer Qiao Zhibing. „Ai Weiwei gelingt es. Dieser Tisch ist mehr als hundert Jahre alt. Aber so, wie ihn Ai zusammengesetzt hat, baut er eine Brücke in die Gegenwart.“

Qiao, 46, ist einer der bekanntesten Kunstsammler des Landes. Zu Vermögen kam er als Besitzer von drei Nachtclubs auf der Ferieninsel Hainan, in Shanghai und seiner Heimatstadt Peking. „Aber nachts Geld zu verdienen und es tagsüber zu verzooken“ habe ihn nicht glücklich gemacht, sagt er. „Mir fehlte etwas, das vielen vermögenden Chinesen fehlt: die Erfahrung der Welt, Spiritualität, etwas, das über die Tageseinnahme hinausgeht.“

Vor sieben Jahren begann er, chinesische Kunst zu kaufen, dann schrieb er sich für zwei Jahre an der Kunsthochschule in Peking ein. Inzwischen sammelt er auch Arbeiten westlicher Künstler wie die des britischen Bildhauers Antony Gormley und der Amerikaner Bill Viola



Museumsbesitzerin Wang: „Ich bin gegen aggressive, negative Kunst“

und Matthew Day Jackson. Er hat so viel davon gekauft, dass zwischen den Eingängen der etwa hundert Séparées in seinem Nachtclub kein Platz mehr ist für weitere Panzerglasvitrinen.

„Keine Ahnung, wie viele Objekte ich gekauft habe“, sagt Qiao, „ein paar hun-

dert vielleicht, die meisten aktuellen Arbeiten liegen noch in einem Warenhaus in Hongkong.“ Ein eigenes Museum plane er nicht, wohl aber eine Ausstellung in Peking. Auch wenn es dem Klischee widerspreche: „Wer in Chinas Entertainment-Geschäft arbeitet, sucht keine breite Öffentlichkeit.“

Als Qiao, ein Asket in Jeans und weißem Hemd, mit einer Einkaufstüte in der Hand am Nachmittag durch seine Sammlung führt, dröhnen die Staubsauger, und der Geruch eines Desinfektionsmittels liegt in der Luft.

Stunden später füllt sich der Nachtclub mit Kundschaft – und mit Hunderten stark geschminkten jungen Frauen in kurz- geschnittenen Schulmädchen-Uniformen. An den meisten Vitrinen gehen sie achtlos vorbei, an der gerade erst aufgestellten Plastik eines von Qiaos Lieblingskünstlern bleiben allerdings fast alle stehen: Es ist eine Kinderschaukel, deren Sitze aus Messing-Güssen weiblicher Beckenknochen bestehen.

Die Sorge westlicher Kritiker, unter dem Marktdruck der Chinesen könnten kritische Inhalte in der Kunstwelt ver-

Kunst und Geld

Die umsatzstärksten Künstler 2012; Auktionserlöse in Millionen Dollar

■ Chinesische Künstler; Quelle: artprice.com

1. Andy Warhol 1928 bis 1987	330
2. Zhang Daqian 1899 bis 1983	287
3. Pablo Picasso 1881 bis 1973	286
4. Qi Baishi 1864 bis 1957	270
5. Gerhard Richter *1932	263
6. Xu Beihong 1895 bis 1953	176
7. Li Keran 1907 bis 1989	167
8. Mark Rothko 1903 bis 1970	167
9. Francis Bacon 1909 bis 1992	153
10. Fu Baoshi 1904 bis 1965	152

DER SPIEGEL

nachlässigt werden, teilen weder die Galeristin noch der Sammler. Wer glaube, dass China nur teure, aber marktkonforme Kunst kaufe und produziere, so Qiao, ignoriere die Veränderung der chinesischen Gesellschaft. „Unser Reichtum ist immer noch neu und verlockend. Aber gleichzeitig lösen sich die Stile voneinander, die der Sammler und die der Künstler. Manche Künstler sind mittlerweile solche Einzelgänger, dass sie nur mehr sich selbst repräsentieren.“

Chinas Regierung fördert den Kunstmarkt auf dieselbe Weise, wie sie auch die Solar-, die Biotechnik- und die chemische Industrie fördert: indem sie Angebot und Nachfrage schafft. Der Staat betreibt nicht nur die beiden größten Auktionshäuser, er hat in Peking und Shanghai auch zwei boomende Kunstdistrikte errichtet und lässt in der Provinz zu Dutzenden Museen bauen. Auch die Banken, die Energie- und Versicherungskonzerne, zum großen Teil in Staatsbesitz, kaufen die Arbeiten chinesischer Künstler, auch wenn die nicht immer Kunst produzieren.

„Das ist ein weiches Mittel harter Politik“, sagt die Galeristin Meg Maggio. Die Grundidee sei dieselbe, die Chinas Regierung derzeit auch auf anderen Feldern vorantreibe. „Es geht darum, den privaten Konsum zu fördern.“ Aus der Werkbank der Welt soll eine Dienstleistungsgesellschaft, aus Arbeitern und Bauern sollen fröhliche Verbraucher werden.

Lässt sich Chinas Kultur heute so kontrolliert entfesseln wie Chinas Unternehmmergeist vor 30 Jahren? Kennt die Regierung die Kräfte, die sie da freisetzt?

Der Kunstmarkt mag ein Markt wie jeder andere sein. Doch Kunst ist mehr als eine Ware: Viele Besucher der Polyschauen können sich die dort ausgestellte Kunst nicht leisten, trotzdem drängen sie zu Tausenden hinein.

Und so viele von ihnen die elegischen Gemälde aus Chinas Geschichte bewundern, so viele stehen auch grübelnd vor verstörenden Porträts, verschandelten Landschaften und amputierten Körpern, gemalt von zeitgenössischen Künstlern.

Gleich neben Ai Xuans Bauernmädchen sind zwei irritierende Skulpturen ausgestellt. Die eine zeigt eine junge Frau, die nackt in einer leeren Badewanne liegt, die Beine leicht gespreizt, den Mund zu einem Schrei geöffnet; die andere eine zusammengekauerte Alte, auch sie ist nackt, ihr Unterleib verschwindet in einem weißen Baumwollkoton.

Noch hat der Zensor diese Kunstwerke nicht verboten. Vielleicht hat er sie einfach nicht verstanden.

BERNHARD ZAND



Video:

Kunst im Nachtclub

spiegel.de/app442013china
oder in der App DER SPIEGEL

Kinder SPIEGEL-Leser wissen mehr.

Jetzt im Handel
oder im Abo unter
www.deinspiegel.de/abo



Das Nachrichten-Magazin für Kinder.



Der deutsche Afghane

GLOBAL VILLAGE: Warum ein Entwicklungshelfer am Hindukusch von fränkischen Klößen und Weißbier träumt

Der Rausschmiss aus dem Land, das er liebte, kam als Computerausdruck, zweiseitig. Er endete mit einem kurzen blauen Kugelschreiberhaken und den Worten: „Wir bedauern, keine andere Nachricht geben zu können. Mit freundlichen Grüßen“. Unter Aktenzeichen III/332/BA031 stand dort, „dass Ihr Aufenthaltstitel leider kraft Gesetzes erloschen ist“.

Oben war das Logo der Stadt Erlangen zu erkennen, kleine weiße Quadrate nebeneinander. „Erlangen – Offen aus Tradition“ heißt der Leitspruch. Er soll laut Stadtchronik „an die wiederholte Aufnahme von Flüchtlingen und Zuwanderern aus dem In- und Ausland sowie deren große Bedeutung für die Entwicklung der Kommune“ erinnern. Vielleicht ist das die Ironie in der Geschichte.

Denn das Schreiben aus Erlangen ist der Grund dafür, warum Basir Hamidy nun in diesem Büro in Kabul sitzt, er, der 18 Jahre lang in Deutschland lebte und jetzt nicht mehr dorthin zurückkehren darf. Dabei hielt er den Brief erst für ein Versehen.

Wer Hamidy in Kabul besucht, trifft auf einen Afghanen mit Sekundärtugenden, wie sie Deutschen nachgesagt werden. Er sortiert seine Stifte der Länge nach. Er kommt immer pünktlich. Sein Garten sieht so aufgeräumt aus wie eine deutsche Schrebergartensiedlung. Er mag es, wenn der Rasen kurzgeschnitten ist, er hat Rosen angepflanzt.

Er hält einen Vortrag über den Smog in Kabul. Zweimal hat er den Fluss in der Stadt mit Freiwilligen gesäubert, 40 000 Setzlinge gepflanzt. Er wollte ein bisschen Erlangen nach Kabul holen.

Basir Hamidy hatte einen unbefristeten Aufenthaltstitel in der Bundesrepublik, keine Vorstrafen, er lebte in Deutschland, seit er Anfang der neunziger Jahre vor den Mudschahidin hierher geflohen war.

Er hat immer gearbeitet, immer seine Steuern und Versicherungen bezahlt. Er spricht gut Deutsch. Sein Sohn lebt hier,

den er mit einer deutschen Frau bekam. Er organisierte Konzerte in Kirchen von Berlin, Köln und München, für Flüchtlinge, für Minenopfer, für Kinder.

Die Schubladen seines Schreibtisches sind voll mit Zeitungsartikeln und Dankeschreiben. Er sagt: „Ich habe in Deutschland gelebt, weil ich diese Arbeitskultur liebe.“ Es ist etwas rätselhaft, warum man gerade Basir Hamidy loswerden will. Er ist eher der Typ Migrant, der zu Talkshows eingeladen wird und erklären soll, wie man so wird wie er. Allerdings: Er ist nicht mehr mit der deutschen

schen Organisationen arbeitet. Ein Schafswollprojekt für arme Familien, ein Teppichknüpfer-Workshop, der Bau von Solar-Straßenleuchten, eine Bibliothek, ein Musikfestival. Das ist nur eine kleine Auswahl, die Liste ist eine Seite lang. Ein Botschaftsmitarbeiter schrieb, dass „Herr Hamidys Aufenthalt in Afghanistan sehr positiv für die deutsch-afghanische Zusammenarbeit war und ist“.

Die Ausländerbehörde Erlangen dankte für das Schreiben und meldete zurück: „Wir bedauern, keine günstigere Nachricht geben zu können.“ Hamidys Rechtsanwalt

schickte einen Eilantrag an das Verwaltungsgericht. Es folgte ein zwölfseitiges Schreiben des Gerichts: Eilantrag abgelehnt. Laut Paragraph 51, Absatz 1, Ziffer 6. Der Paragraph schob sich zwischen Hamidy und seinen Sohn, der hat Diabetes, Hamidy würde ihn gern besuchen, aber in dem Brief heißt es: „Reisen Sie ohne Aufenthaltstitel ein, handeln Sie strafbar. Die Ausreise wird ggf. durch behördlichen Zwang vollzogen.“

Sein Anwalt schrieb an das Gericht, Hamidy sei einer dieser Leute, die Deutschland am Hindukusch verteidigen. Aber auch das half nichts. „Ich vermisse die Ordnung in Deutschland“, sagt Hamidy

in Kabul. Er vermisse es, am Sonntag Fußball zu spielen und Klöße zu essen und kaltes Weißbier zu trinken. Er klingt wie ein Franke im Urlaub. Nur kann er nicht mehr aus dem Urlaub zurück. Er sagt: „Ich bin kein richtiger Afghane mehr, ich trage in mir mit Stolz deutsche Gedanken.“

Eine Woche bevor Hamidy den Brief aus Erlangen erhielt, sagte Angela Merkel auf einem Demografie-Gipfel, dass in der Bundesrepublik im Jahr 2030 sechs Millionen Arbeitskräfte weniger leben werden. Man müsse deshalb auf Zuwanderung setzen. Und fügte hinzu: „Unser Ruf ist sehr schlecht. Wir gelten als ein Land, in das zu kommen sehr kompliziert ist.“

Für den Fall, dass er nicht mehr zurück nach Deutschland darf, hat Hamidy schon einen anderen Plan. Er will dann in die USA ziehen.

JONATHAN STOCK



Migrant Hamidy: „Ich liebe diese Arbeitskultur“

Frau zusammen, er hat jetzt eine neue, eine Amerikanerin.

Paragraph 51 des Aufenthaltsgesetzes erwähnte der Beamte zur Begründung in dem Schreiben, Absatz 1, Ziffer 6. Hamidy sei aus einem „seiner Natur nach nicht vorübergehenden Grund“ ausgereist, sein Lebensmittelpunkt sei nun nicht mehr in Deutschland. Das trifft zu, denn seit drei Jahren arbeitet er als Entwicklungshelfer in Afghanistan, außerdem ist er Vertriebsmitarbeiter einer fränkischen Firma für Solaranlagen. Regelmäßig telefoniert er mit seinem Sohn und dessen Mutter. Alle sechs Monate reiste er bisher zu Besuchen nach Deutschland, so wie es das Gesetz vorsieht.

Hamidy schickte seinen Arbeitsvertrag an die Ausländerbehörde sowie ein Schreiben der Deutschen Botschaft, in dem aufgelistet ist, woran er mit deut-

"WELCOME TO OUR WORLD"



NAVITIMER

Die sieben Piloten des Breitling Jet Team gehören zur Weltelite der Aviatikprofis. Sie fliegen mit fast 800 km/h, im Zweimeterabstand zwischen den Maschinen und mit Beschleunigungen von bis 8 g ihre Akrobatikfiguren, ohne sich den winzigsten Fehler leisten zu dürfen. Für diese unerschrockenen Spitzenkönner konzipiert Breitling Chronografen, robuste, funktionale und superleistungsstarke Instrumente mit von der COSC – der höchsten offiziellen Instanz in Sachen Zuverlässigkeit und Präzision – Chronometer-zertifizierten Werken. Willkommen in der Welt von Breitling.

Katalog und Info unter
Tel. 0721 98 48 30

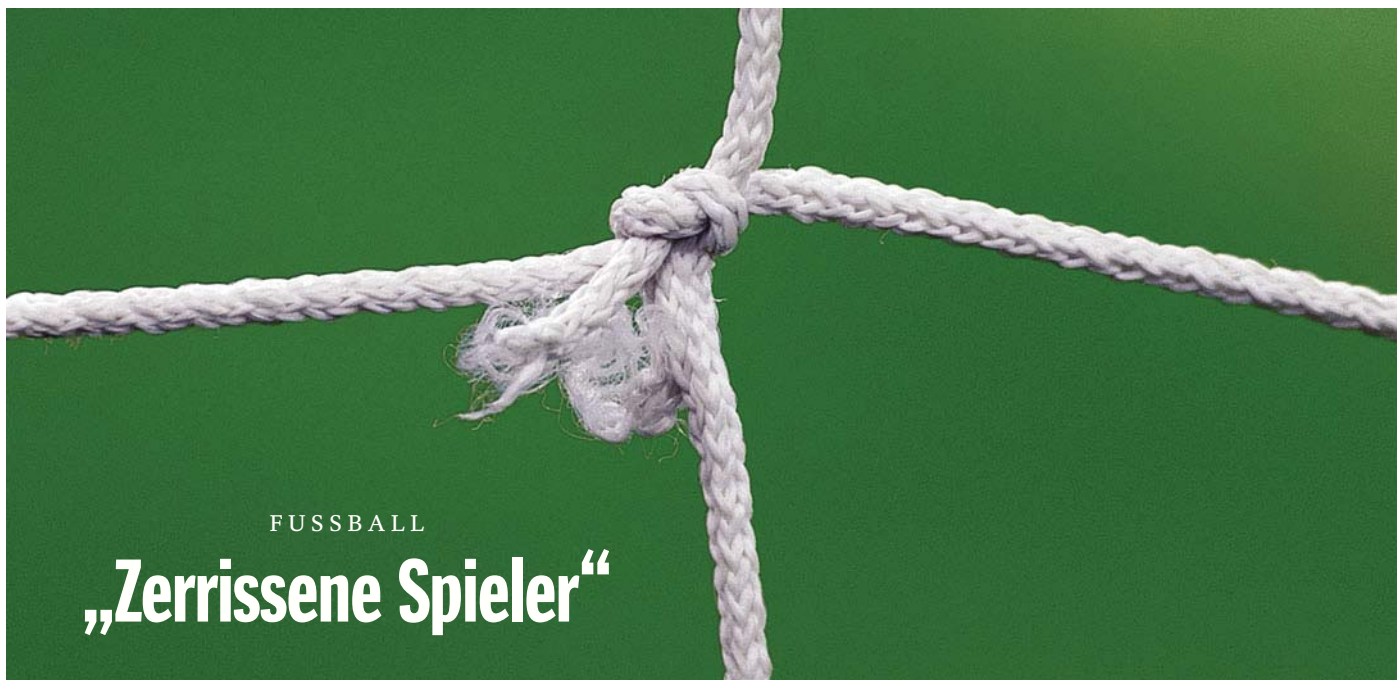
BREITLING.COM



INSTRUMENTS FOR PROFESSIONALS™

DIE GROSSE DOKUMENTATION
Ab 04.11. – jeden Montag, 22.05 Uhr.





FUSSBALL

„Zerrissene Spieler“

UWE ANSPACH / DPA



Der Sportsoziologe Eike Emrich, 56, über das Phantomtor von Stefan Kießling und Moral im Profisport

SPIEGEL: Bayer Leverkusen gewann 2:1 gegen Hoffenheim durch ein

Tor, das keines war: Der Kopfball von Stefan Kießling war durch ein Loch im Netz ins Tor gerutscht. Hat es Sie überrascht, dass die Leverkusener Spieler jubelten, statt den Schiedsrichter über den irregulären Treffer aufzuklären?

Emrich: Nein. Kießling selbst meldete keine Zweifel an, weil er verblüfft und verunsichert war. Er hatte wahrscheinlich wirklich nicht mitbekommen, wie

der Ball im Tor gelandet war. Seine Mitspieler konnten eher sehen, dass etwas falsch gelaufen war. Sie befürchteten vielleicht, von ihrem Management geschnitten zu werden, falls sie auf das Phantomtor hinweisen würden.

SPIEGEL: Spieler fordern häufig Ecken oder Einwürfe für ihr Team, obwohl sie wissen, dass sie den Ball zuletzt berührt haben. Warum ist es für Profis so schwer, ehrlich zu sein?

Emrich: Fußball wird immer mehr mit moralischen Werten aufgeladen. Vor fast jeder Partie gibt es Aktionen, in denen Spieler und Fans aufgefordert werden, Toleranz und Respekt zu zeigen. Das kollidiert mit dem Sportbetrieb, der nach wirtschaftlichen Regeln funktioniert. Profis lernen, an den

Rändern des Regelwerks zu agieren. Sie sollen fair sein und zugleich um jeden Preis gewinnen wollen. Die Spieler stecken dadurch in einem Normenkonflikt, sie sind zerrissen.

SPIEGEL: Das DFB-Sportgericht wird über das Phantomtor und ein mögliches Wiederholungsspiel verhandeln. Warum hat Kießlings Kopfball so heftige Diskussionen ausgelöst?

Emrich: Er bietet Hobbykickern die Chance, auf ihre moralischen Qualitäten hinzuweisen. Sie empören sich, dass Kießling den Fehlschuss nicht zugegeben hat. Dabei würden viele Amateure diese Situation auch nicht besser bewältigen. Es gibt genügend Dorfvereine, die den Erfolg über die Werte des Sports stellen.

RENNSPORT

Hongkong im Winter

In knapp einem Jahr wird die Formel E in Peking ihr Premierenrennen starten, sie wird die erste weltweite Serie für elektrisch angetriebene Rennfahrzeuge sein. 10 Teams werden 20 Fahrer einsetzen. Um zugelassen zu werden, müssen die Bewerber ein Budget von 2,5 Millionen Euro jährlich garantieren und sich bis 2017 zur Teilnahme verpflichten. Bislang haben vier Rennställe entsprechende Verträge mit dem Automobil-Weltverband Fia und dem Promoter Formula E Holdings unterschrieben. Es bewerben



Formel-E-Rennwagen

sich überraschend viele Teams, die im klassischen Motorsport erfolgreich sind. So werden Dragon Racing und Andretti Autosport aus der amerikanischen Indycar-Szene kommen. Auch das deutsche Team Rosberg dürfte einen Startplatz erhalten. Die Mannschaft des früheren Formel-1-Welt-

meisters Keke Rosberg setzt derzeit Audi-Werkswagen im Deutschen Tourenwagen Masters (DTM) ein, „wir suchen aber nach einem zweiten Standbein“, sagt Teammanager Arno Zensen. Der zusätzliche Aufwand sei problemlos zu bewältigen. So werden die Elektroautos vom Serienbetreiber gestellt, Zensens Leute müssten die Fahrzeuge bloß an der Strecke übernehmen, betreuen und wieder zurückgeben. Außerdem läuft die Formel-E-Saison von September bis Juni, zeitlich überschneidet sie sich kaum mit der DTM. Ingenieure und Mechaniker könnten ihrem Job während der DTM-Winterpause nachgehen, wenn die Elektroautos durch Hongkong, Buenos Aires oder Los Angeles sausen.



Nachwuchstalent Schröder

Demut und Gucci

Der Braunschweiger Profi Dennis Schröder hat den Sprung in die NBA geschafft. Noch muss der Neuling für die berühmten Kollegen bei den Atlanta Hawks die Schuhe tragen. Experten trauen ihm aber eine große Karriere zu.

Eine Stunde vor dem Anpfiff werfen sich LeBron James und Chris Bosh ein, die beiden Superstars der Miami Heat treffen in einem Testspiel auf die Atlanta Hawks. James trägt einen schneeweißen Trainingsanzug und ein Stirnband, die Mädchen kreischen bei jeder Bewegung.

Dennis Schröder hört davon nichts. Er sitzt in der Umkleidekabine vor seinem Spind und wippt abwesend mit dem Kopf. Die Teambetreuer der Atlanta Hawks haben den Spielern Wolldecken gefaltet, in jedem Spind liegen Nike-Badelatschen und eingeschweißte Socken mit dem Logo der nordamerikanischen Basketball-Liga NBA. Schröder ist weit weg in diesem Moment, er hört Musik auf seinem iPod, Meek Mill, einen Rapper aus Philadelphia, dessen Songs „Dreams and Nightmares“, „Young & Gettin’ It“ oder „Believe It“ heißen.

Es könnte der Soundtrack zu Schröders Sommer sein.

Dennis Schröder ist 20 Jahre alt, er hat in der dritten deutschen Liga gespielt und zuletzt in der Bundesliga für Braunschweig, ehe Talentscouts ihn im Frühjahr nach Portland einluden, zum Nike Hoop Summit, einem Gipfeltreffen der besten Nachwuchsspieler der Welt. Schröder spielte 29 Minuten und machte 18 Punkte, er verteilte als Spielmacher sechs Korbvorlagen und schlängelte sich so elegant um die Abwehr wie Kobe Bryant in seinen besten Jahren.

Wunderkind, Supertalent, so reden sie in Amerika seitdem über ihn. Im Juni bekam Schröder einen Vertrag bei den Hawks. Er gehört nun zu den Gladiatoren auf der großen Showbühne NBA, die in der vergangenen Saison einen Umsatz von fünf Milliarden Dollar machte. Wenn alles gutgeht, könnte Schröder der nächste Dirk Nowitzki werden. Wenn es schlecht läuft, wird er von den Teams herumgereicht wie ein herrenloser Koffer, bis er desillusioniert zurück nach Europa muss.

Schröder begann im Alter von elf Jahren, Basketball zu spielen. Er hing damals mit Freunden im Braunschweiger Prinzenpark herum, sie fuhren Skateboard und warfen aus Spaß auf einem Freiplatz

auf den Korb. Ein Nachwuchscoach sah Schröder und überredete ihn, zum Training zu kommen.

Sein Talent war offensichtlich. Zusätzlich zu den drei Trainingseinheiten im Verein schliff ihn der Coach in der Schulturnhalle, dreimal die Woche, meistens Einzeltraining. Mit 17 war Schröder Junioren-Nationalspieler, und Kameraden sagten über ihn, er sei so arrogant, dass er den Ball nicht den Mitspielern zuspiele, die er für unbegabt hielt. „Ich wollte schon immer in die NBA“, sagt Schröder, „das habe ich meinen Freunden ganz früh erzählt.“

Einmal im Jahr findet in den USA die Draft statt, jener magische Abend, an dem die NBA-Clubs die besten Nachwuchsspieler auswählen, die eine Chance bekommen sollen. Dieses Jahr wurde sie im Juni im neubauten Barclays Center in Brooklyn ausgetragen. Der Rapper Jay-Z trat auf, mehr als hundert Länder waren per Fernsehübertragung dabei.

Schröder, der auch zu den Kandidaten gehörte, konnte bei der Show nicht anwesend sein, es hatte mit dem USA-Visum nicht geklappt. Er schmiss stattdessen an jenem Abend in seiner Wohnung im Braunschweiger Zentrum eine kleine Party. Um 1.15 Uhr schalteten sie den Sportkanal ESPN ein, um kurz nach drei waren die ersten 16 Spieler gezogen, Schröder war nicht darunter, er wurde ein bisschen unruhig. Dann kamen die Atlanta Hawks an die Reihe, und Schröder hatte einen neuen Club.

„Schröder ist wie Rajon Rondo, nur jünger“, sagte Jalen Rose, einer der TV-Kommentatoren, der früher selbst mal eine große Nummer in der NBA war. Rondo ist der Spielmacher der Boston Celtics, einer der besten Spieler der Liga, er hat schon einen Meistertitel gewonnen. Schröder musste kurz schlucken, als Rose ihn mit Rondo verglich. „Du darfst auf solche Worte nicht zu viel geben“, sagt er. „Aber natürlich tut das gut.“

Als Schröder mit 16 Jahren an einem Sichtungstraining für die Nationalmannschaft teilnahm, gab er seinem Vater ein Versprechen: Ich schaffe es in die NBA. Schröders Mutter stammt aus Gambia

und führt in Braunschweig einen Afro-Friseursalon. Sein Vater, ein Deutscher, arbeitete bei Siemens. Er starb zweieinhalb Wochen nach dem Versprechen seines Sohnes an einem Herzinfarkt.

Der Tod des Vaters veränderte Schröders Leben. Er legte seine Allüren ab und begann, noch härter zu trainieren. Er sagt, er müsse sein Versprechen einlösen.

Die Familie ist für Schröder der Mittelpunkt, seine Schwester ist mit ihrer Tochter nach Atlanta gezogen, sein älterer Bruder und ein Freund kommen in ein paar Wochen nach. „Mir ist es wichtig, die Familie um mich zu haben, wenn ich mal nicht spiele“, sagt Schröder. „Ich bin ja noch sehr jung.“

Er krempelt die Ärmel seines Hawks-Shirts hoch und lässt die Muskeln spielen. Sein Oberkörper ist ein Bekenntnis, eine Demonstration seiner Weltsicht. „Family over everything“ hat er in den rechten Arm stechen lassen, dazu einen Ball mit der 17, seiner Trikotnummer, die die Lieblingszahl seines Vaters war. Auf dem linken Arm prangt der Schriftzug: „Rest in peace“, Ruhe in Frieden, eine Erinnerung an seinen Vater. Erst neulich hat er sich eine neue Tätowierung machen lassen. „Inshallah“, wenn Gott will, steht jetzt auf einem Knöchel. Schröder ist Muslim, er trinkt keinen Alkohol und betet morgens und abends.

In der NBA existiert eine unsichtbare Hierarchie, die mit Geld, Alter und Autorität zu tun hat. Es gibt die Multimillionäre wie Al Horford, den Star der Hawks, der diese Saison zwölf Millionen Dollar verdient, Lacoste-Sneakers und Calvin-Klein-Jeans trägt und die Kabine als Erster verlassen darf. Es gibt die Veteranen wie Elton Brand, der schon 34 Jahre alt ist, einst als kommender Star der NBA gehandelt wurde und jetzt am Ende seiner Karriere oft auf der Bank sitzt, sich aber bei Auswärtsspielen rührend um Schröder kümmert. Und es gibt die Neulinge in der Liga, Rookies genannt, die sich wie Dennis Schröder erst durchbeißen müssen.

Am Morgen des Testspiels gegen Miami Heat steht Schröder im Hotel Four Seasons eine halbe Stunde früher auf als

sonst, er muss die Trikots sortieren und seinen Teamkollegen vor die Zimmertür legen. Die 0 für Jeff Teague, den ersten Spielmacher der Hawks. Die 15 für Al Horford. Die 17 für sich selbst.

Am Ende des morgendlichen Trainings, als seine Mitspieler noch auf den Korb werfen, läuft Schröder am Rand des Spielfelds entlang. Seine Aufgabe ist es, die Ersatzschuhe einzusammeln, bald ist er behängt wie ein Weihnachtsbaum, links drei Paar, rechts drei Paar, unter den Armen zwei Bälle. Die Rookies sollen die Schuhe in die Kabine tragen, so ist es Tradition, ähnlich wie beim Fußball, wo die Nachwuchsspieler die Ballnetze schleppen. Schröder macht ein Gesicht, als hätte er auf eine Chilischote gebissen.

Am Ende der Saison bedanken sich die erfahrenen Spieler bei den Rookies, indem sie gemeinsam shoppen gehen, ein Goldkettchen mehr oder weniger tut einem Al Horford nicht weh, auch das ist Teil der Tradition. Es geht um Demut, die neuen Spieler sollen dienen, bevor sie herrschen und die Altvordern herausfordern. Als Schröder zurück in die Halle kommt, schlendert er aufreizend lässig übers Feld. Demut ist nicht seine Stärke.

Neulich hatten die Hawks zum ersten offenen Training in die Philips Arena geladen, rund tausend Fans waren gekommen. In der Halle lief Musik, ein Moderator wollte die Mannschaft vorstellen. „Let's go“, riefen ein paar der Veteranen im Team und gaben Schröder und Pero Antić, den beiden Liganeulingen, einen Schubser. Schröder ahnte, was kommen würde, er bückte sich und nestelte an seinen Schnürsenkeln. Der Mazedonier Antić aber lief los, hinein in die Halle, mitten in die Fans, die ihn sofort in Beschlag nahmen, er musste Hunderte Autogramme schreiben. Die Veteranen freuten sich wie Schulkinder, denen ein guter Streich gelungen war.

Antić ist 31 Jahre alt, Schröder ist 20. Aber er ist nicht naiv.

Gehälter werden in der NBA von der Spielergewerkschaft ausgehandelt. Ein Rookie wie Schröder verdient in den ersten zwei Jahren 2,76 Millionen Dollar. Schröder sagt, es gebe keine Abmachung mit der Gewerkschaft, dass man nicht nachverhandeln dürfe, sein Agent hat deshalb mit den Hawks gesprochen. Schröder verdient jetzt mehr als den Mindestlohn, er sagt: „Die Hawks bauen auf mich, die pushen mich.“

Sein Trainer Mike Budenholzer ist auch neu in Atlanta, er war vorher Assistentstrainer der San Antonio Spurs. Budenholzer hat Schröder gesagt, er sehe



Idol Nowitzki: Unsichtbare Hierarchie

in ihm den jungen Tony Parker. Der Vergleich mit dem NBA-Superstar aus Frankreich soll Schröder stimulieren und größer machen, aber er ist auch eine Bürde. Tony Parker, 31, Spielmacher der San Antonio Spurs, ist halb Hollywood, halb NBA, er war mit Eva Longoria verheiratet, der Schauspielerin aus „Desperate Housewives“.

Ob er den Vergleich als Last empfindet? Schröder schaut, als ob er die Frage nicht verstehe, er sagt, eine seiner großen Stärken sei, dass er keine Angst habe, vor wem auch immer. Er hat sich bei seinem Trainer Videoaufzeichnungen von Tony Parker bestellt, nicht vom heutigen Parker, sondern vom jungen. Zum Größeren gehört, den anderen kleiner zu machen.

Schröder guckt eine Menge Videos. Jede Trainingseinheit der Hawks wird aufgezeichnet, er schaut die Filme zu Hause an, Schröder sagt, das helfe ihm, besser zu werden. Er macht auch eine Menge Überstunden. Seine Trefferquote ist bislang nur mäßig, deshalb übt er Korbleger, Würfe aus der Mitteldistanz, Dreipunktewürfe, bevor das eigentliche Training beginnt.

Als er Ende August nach Atlanta kam, wog er 71 Kilogramm, mindestens fünf mehr müssten es sein, sagte sein Trainer, „sonst blasen sie dich in der NBA um“. Zum Training gehören 45 Minuten im Krafraum und drei Proteinshakes, die ihm der Fitnesstrainer der Hawks mixt.

Schröder wiegt jetzt 78 Kilogramm und sieht immer noch so aus, als würden sie ihn umblasen.

Beim Testspiel gegen Miami kommt Schröder Ende des ersten Viertels aufs Feld, er soll hart verteidigen, aber es fällt ihm schwer. Norris Cole, sein Gegner, rempelt ihn zur Seite. Schröder taumelt, der Augenblick reicht, um Cole Raum für einen Wurf zu geben. Zwei Punkte für Miami, Lehrgeld für Schröder. Willkommen in der rauen Welt der NBA.

Noch fährt er mit einem Mietwagen durch Atlanta, einem Chevrolet Cabrio. Sein Audi A7 ist bestellt, aber noch nicht geliefert. Ein amerikanischer Fernsehsender hat Schröder mal gefragt, welche Mode er mag. Louis Vuitton, antwortete er. Schröder trägt auch gern Gucci. In Las Vegas hat er sich eine goldene Uhr von Michael Kors gekauft.

Zusammen mit seiner Schwester hat er sich eine Wohnung in einem neuerbauten Viertel in Midtown genommen, es gibt schicke Restaurants, Victoria's Secret und ein Kino. Die Halle der Hawks liegt in Downtown, 15 Autominuten entfernt, aber Schröder sagt,

dass es dort viele Obdachlose gebe, er wolle sich ausschließlich auf Basketball konzentrieren.

Zur Halbzeit gegen Miami liegen die Hawks mit 19 Punkten zurück, es sieht nach einem Debakel aus, aber dann drehen die Jungen auf. Schröder verteidigt jetzt hart, springt in die Laufwege seines Gegners. Drei Minuten vor Schluss liegt Atlanta nur noch zehn Punkte zurück, Schröder zieht zum Korb und wird gefoult. Zwei Freiwürfe. Die Zuschauer pfeifen und johlen, sie wollen Schröder irritieren. Der erste Freiwurf geht daneben, der zweite auch. Atlanta verliert.

Schröder sitzt später erschöpft in der Kabine, er weiß nicht, ob er sich freuen oder ärgern soll. Er hat die Aufholjagd angeführt, aber bei den Freiwürfen versagt. Pero Antić, der Mazedonier, legt ihm den Arm um die Schulter, es hat etwas Fürsorgliches. Schröder hat den Ehrgeiz und das Talent, es zu schaffen, aber die Fürsorge in der NBA kennt Grenzen.

„Ich mag Dennis' Energie und seine Leidenschaft in der Verteidigung“, sagt sein Trainer Mike Budenholzer diplomatisch. „Er wird einen Weg finden, in der NBA zu überleben.“

Überleben? Schröder sagt: „Ich will natürlich mehr.“

HOLGER STARK



Video-Analyse: So spielt Dennis Schröder

spiegel.de/app442013schroeder oder in der App DER SPIEGEL

FUSSBALL

Ritter in Gummistiefeln

In seinen Memoiren teilt Sir Alex Ferguson kräftig aus. Der legendäre Trainer von Manchester United schmäht vor allem seine früheren Lieblinge.

Nachdem sich Alex Ferguson am 19. Mai mit 71 in den Ruhestand verabschiedet hatte, machte er erst einmal das, was alte Männer halt so machen, wenn sie wieder mehr Zeit für sich haben. Er erfüllte sich einen lange gehegten Traum, Segelurlaub mit den Kindern. Es ging zu den Hebriden, einer Inselgruppe vor der schottischen Küste. Danach ließ Ferguson sich noch eine künstliche Hüfte einbauen, er schien ein zufriedener Rentner zu sein. „Es bringt mir nichts, in der Vergangenheit zu leben“, sagte er. Man hatte den Eindruck, er kriegte es tatsächlich hin.

So, wie er ja auch in seinem Beruf alles hingekriegt hat. Alex Ferguson war fast 27 Jahre lang Trainer von Manchester United, bei 1500 Pflichtspielen saß er auf der Bank, unter seiner Regie wurde der Club 13-mal englischer Meister, holte 5-mal den FA-Cup und gewann 2-mal die Champions League. Die Queen schlug ihn 1999 zum Ritter, aber „Sir“, das ist ein Titel, der eigentlich nicht zu ihm passt. Ferguson ist nicht Lackschuh. Ferguson ist Gummistiefel.

Er stammt aus Glasgow, aus dem Werftarbeiterviertel Govan, wo der Ton schon immer etwas rauer war. Und seine Herkunft kann Ferguson nicht leugnen, auch wenn er mittlerweile Rotwein und Rennpferde schätzen gelernt hat. Er trinkt gern mal einen oder auch zwei im Kreise seiner Kumpel und singt dann lautstark schottische Volkslieder. Mit Vergnügen isst er „Haggis“, Schafsmagen, gefüllt mit Herz, Leber und Lunge. Das Beste am Ruhestand sei übrigens, sagte Ferguson vor ein paar Wochen, dass er seinen Namen nicht mehr jeden Tag in der Zeitung lesen müsse.

Damit ist nun bis auf weiteres Schluss. Vergangenen Dienstag hatte Alex Ferguson wieder einen öffentlichen Termin, im Institute of Directors in der Londoner City stellte er seine Memoiren vor. Das Buch trägt den Titel „My Autobiography“. Auf eine Unterzeile verzichtet Ferguson, aber lauten könnte sie: „Alles Depen außer Alex.“

Ferguson war immer einer, der die Reichen fest geschlossen hielt. Der Club war seine Familie, wer seine Spieler kritisierte, bekam es mit ihm zu tun. Diskretion war ihm wichtig, eine Ehrensache. Was zwischen Trainer und Spielern besprochen wurde, ging niemanden etwas an.

Jetzt bricht Ferguson sein eigenes Gesetz. Kübelweise Häme hat er für seine ehemaligen Stars übrig. Wayne Rooney? Dumm wie Stroh. Ruud van Nistelrooy? Am Ende nur ein undankbarer Egoist. David Beckham? Die größte Enttäuschung seiner Karriere. Er habe Beckham geliebt wie einen Sohn, aber irgendwann sei dem Burschen die Frisur wichtiger gewesen als die Aussicht, eine United-Legende zu werden. Gehört sich nicht, meint Ferguson.

Seit 47 Jahren ist der Schotte mit seiner Cathy verheiratet, die nie ins Bett geht, bevor der Patriarch zu Hause ist. Ein Weltbild, in das einer wie Beckham nicht passt. „In der Minute, in der ein Spieler

glaubte, er sei größer als der Trainer, musste er gehen“, schreibt Ferguson. „David Beckham glaubte, er sei größer als Alex Ferguson. Das war die Totenglocke für ihn.“

So ist das, wenn Opa vom Sieg erzählt. Als Ferguson 1986 nach Manchester kam, soff die Mannschaft noch nach dem Spiel in der Kabine. Aber nicht mehr lange. Er trieb den Spielern den Schlendrian aus, brachte ihnen Manieren bei und legte Wert auf absolute Kontrolle. In dieser Zeit ist er steckengeblieben, autoritäre Erziehung, vergangenes Jahrhundert.

Er kann nicht anders, deshalb muss er auch Roy Keane die Leviten lesen, der jahrelang sein Kapitän war, sein wichtigster Mann. Ein ungehobelter Kerl sei Keane, jähzornig, nachtragend, zerstörerisch: „Er hat die böseste Zunge, die man sich vorstellen kann. Mit dieser Zunge kann er die stärkste Person der Welt in Sekunden in Stücke zerlegen.“ Selbst er habe es manchmal mit der Angst zu tun bekommen.

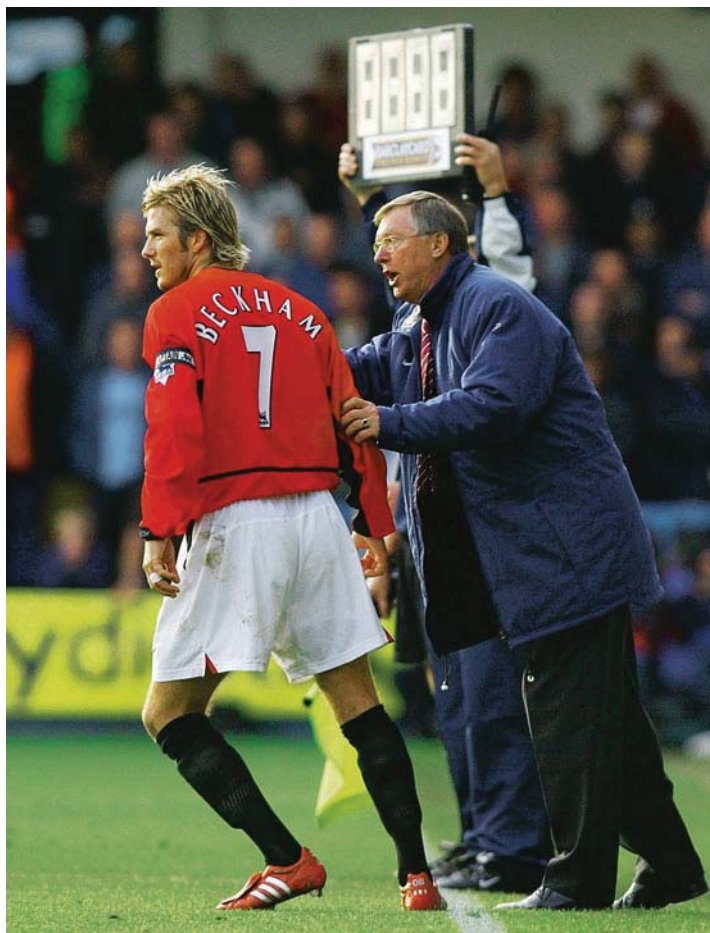
Keane antwortet darauf, Ferguson kenne die Bedeutung des Wortes Loyalität nicht, das er als Trainer doch ständig gepredigt habe. Jedenfalls ist die Aufregung groß in England, und die Frage heißt, was Alex Ferguson eigentlich geritten hat.

Er hat Manchester United zu einem der erfolgreichsten Clubs der Welt geformt, sportlich und kommerziell. Bringt ein Trainer Erfolg, ist die Bewunderung groß, und ein bisschen eitel sind sie alle. In Manchester steht eine Ferguson-Statue vorm Stadion, und eine Tribüne trägt seinen Namen. Wer so verehrt wird, kann schnell arrogant werden.

Und was soll einer machen, der jahrzehntlang gewohnt war zu bestimmen, wo es langgeht, nun aber niemanden mehr hat, der ihm zuhört? So einer überlässt die Deutung seiner Amtszeit nicht anderen, nicht seinen Freunden, schon gar nicht seinen Feinden. Als er noch herrschte, hatte Ferguson immer das letzte Wort. Nach seinem Rückzug wollte er das erste.

Besonders lang wird die Halbwertszeit von Fergusons Sicht der Dinge aber wohl nicht sein, in England sind Fußballerbiografien populär wie Kochbücher. Für diesen Montag hat die Londoner Tageszeitung „The Times“ den nächsten Aufreger angekündigt, sie druckt Auszüge aus David Beckhams neuem Buch.

MAIK GROSSEKATHÖFER,
MICHAEL WULZINGER



Spieler Beckham, Coach Ferguson 2002: Absolute Kontrolle

Den SPIEGEL empfehlen und



NEU

ODYS UNO X8 8"-Tablet-PC – ohne Vertrag

Perfekt für zu Hause und unterwegs und noch schlanker als sein Vorgänger! Der neue ODYS UNO X8 ist ausgestattet mit einem hochauflösenden 8"-HD-Display, einem 1,5-GHz-Dual-Core-Prozessor, dem Betriebssystem JellyBean, 8-GB-Flash-Speicher, einer integrierten Kamera und Wi-Fi. Mit Mini-HDMI-Ausgang, Micro-USB-Anschluss, Kopfhörerausgang und MicroSD-Kartenfach. Gewicht: ca. 410 g. Maße (B x H x T): ca. 200 x 154 x 12 mm.

Ohne Zuzahlung



Samsung Galaxy Pocket Plus – ohne Vertrag

Modernes und kompaktes Smartphone aus der Galaxy-Familie. Das Samsung Galaxy Pocket Plus bietet zahlreiche Möglichkeiten zum Arbeiten, Surfen oder einfach nur zur Unterhaltung. Mit Android-4.0-Betriebssystem, 2,8"-Touchscreen, 4 GB internem Speicher, Bluetooth, WLAN und GPS. Wahlweise in Weiß oder Schwarz.

Ohne Zuzahlung



KitchenAid Classic

Hohe Vielseitigkeit, exzellente Qualität und markantes Design haben die KitchenAid Classic zu einem beliebten Küchenhelfer gemacht. Mit Knethaken, Flachrührer, Schneebesen und 4,28-Liter-Edelstahlschüssel. Maße (B x H x T): ca. 35,2 x 35,7 x 22,1 cm.

Zuzahlung: nur € 189,-



Telefon 040 3007-2700
Aktionsnummer SP13-169



Fax 040 3007-857085
Einfach Coupon ausschneiden und faxen



www.spiegel.de/praemien
Weitere Prämien im Internet

Wunschprämie sichern!



DriversChoice-Universal-Tankgutschein € 90,-

Flexibel unterwegs auf Deutschlands Straßen: Der universelle Tankgutschein ist deutschlandweit bei über 7300 Tankstellen der Mineralölgesellschaften Aral, Shell, Star, Total, Westfalen, OMV und Eni einlösbar.



Geldprämie € 80,-

Nichts Passendes dabei? Dann sichern Sie sich jetzt Ihre Gutschrift: Für jeden Leser, den Sie werben, überweisen wir Ihnen € 80,- direkt auf Ihr Konto!

Lesen Sie den digitalen SPIEGEL auch auf Ihrem Kindle. Mehr Infos unter: www.spiegel.de/kindle



Kindle Paperwhite II

Lesen Sie wie auf Papier – ganz ohne Spiegeleffekte. Der neue Kindle Paperwhite mit 6"-Display, 2 GB internem Speicher (speichert bis zu 1100 Bücher), Helligkeitsregulierung u. v. m. Durch die integrierte WLAN-Funktion können Sie auf die riesige Bücherauswahl von Amazon und alle bisher erworbenen Inhalte zugreifen. Gewicht: ca. 206 g. Maße (B x H x T): ca. 117 x 169 x 9,1 mm.

Ohne Zuzahlung

Lieferverzögerungen möglich

Ihre Vorteile im Überblick:

- ☒ Wunschprämie für den Werber
- ☒ Der Abonnent zahlt zurzeit nur € 4,20 statt € 4,40 pro Ausgabe
- ☒ SPIEGEL und KulturSPIEGEL bequem frei Haus

Unser Tipp: den digitalen SPIEGEL gleich mitbestellen!

Der neue Abonnent liest den SPIEGEL für mindestens ein Jahr für zurzeit € 4,20 statt € 4,40 im Einzelkauf. Den digitalen SPIEGEL zusätzlich für € 0,50 pro Ausgabe. Das Abonnement verlängert sich jeweils um ein weiteres Jahr, wenn nicht sechs Wochen vor Ende des Bezugszeitraums gekündigt wird. Der Werber erhält die Prämie ca. vier Wochen nach Zahlungseingang des Abonnementbetrags durch den neuen Abonnenten. Alle Preise inklusive MwSt. und Versand. Bei Sachprämien mit Zuzahlung zzgl. € 2,- Nachnahmegebühr. Dieses Angebot gilt nur in Deutschland.

Eine Belehrung über Ihr Widerrufsrecht erhalten Sie in der Auftragsbestätigung und unter www.spiegel.de/widerrufsrecht

☐ Ja, der neue Abonnent möchte auch von weiteren Vorteilen profitieren. Deshalb ist er damit einverstanden, dass der SPIEGEL-Verlag oder die manager magazin Verlagsgesellschaft ihn künftig per Telefon und/oder E-Mail über weitere interessante Medienangebote informiert.

Wenn Sie künftig unsere Angebote nicht mehr erhalten möchten, können Sie bei uns der Verwendung Ihrer Daten widersprechen.

Coupon senden an:
DER SPIEGEL, Kunden-Service, 20637 Hamburg

Noch heute antworten und Wunschprämie sichern!

Ich abonniere den SPIEGEL zum Vorzugspreis:

☐ Frau ☐ Herr

Name, Vorname

Straße, Hausnummer

PLZ Ort

☐ Ja, ich möchte zusätzlich den digitalen SPIEGEL für nur € 0,50 pro Ausgabe beziehen. SD13-014

E-Mail (Pflichtfeld für Abonnenten der digitalen Ausgabe)

Telefon (für eventuelle Rückfragen)

Ich zahle bequem per Bankeinzug.

DER SPIEGEL vierteljährlich: € 54,60

Digitale Ausgabe halbjährlich: € 13,-

BLZ

Geldinstitut, Ort

Datum, Unterschrift des neuen Abonnenten

Geburtsdatum

Konto-Nr.

Ich bin der Werber und erhalte folgende Prämie:

☐ ODYS UNO X8 8"-Tablet-PC – ohne Vertrag (4681)

☐ KitchenAid Classic (3219) Zuzahlung: € 189,-

☐ Samsung Galaxy Pocket Plus – ohne Vertrag

☐ DriversChoice-Universal-Tankgutschein € 90,- (3145)

☐ Kind Paperwhite II (4680)

☐ Geldprämie € 80,- (2808) Bitte überweisen Sie die Geldprämie auf mein Konto:

BLZ Konto-Nr.

SP13-169

Name, Vorname

Straße, Hausnummer

PLZ Ort

Geldinstitut, Ort



DR. NADJA REISSLAND / DURHAM UNIVERSITY

ENTWICKLUNG

Daumenlutschen lernen

Föten entwickeln im letzten Schwangerschaftsdrittel ein Bewusstsein für Berührungen – noch ehe sie diese spüren. Bei Ultraschalluntersuchungen zwischen der 24. und der 36. Woche haben britische Psychologen von den Universitäten in Durham und Lancaster diesen Prozess erstmals mit Hilfe von Bildsequenzen nachgewiesen. Dabei zeigte sich, dass die Föten noch in der 25. Schwangerschaftswoche den Mund erst

aufsperrten, wenn ihre Finger ihn schon berühren. In der 32. Woche öffnen sie ihn bereits, wenn die Hand oder der Daumen zum Lutschen noch gar nicht angekommen ist. Die Ungeborenen, so glauben die Forscher, ahnen in gewisser Weise die Berührung voraus – vor allem die der unteren Gesichtshälfte. Die Analyse solcher Sequenzen könnte in Zukunft verraten, wann Babys bereit sind, sich auf ihre Umwelt einzulassen und oralen Reizen wie Stillen oder Daumenlutschen zu folgen – „vor allem, wenn sie als Frühchen zur Welt gekommen sind“, sagt Studienleiterin Nadja Reissland.

GESUNDHEIT

Gefahr im Torf

Schottische Forscher sind in handelsüblichem Kompost auf gefährliche Mikroben gestoßen. Bei der Untersuchung von 24 unterschiedlichen Kompostmischungen fanden sie bei 15 Fabrikaten Legionellen – Bakterien,

die vor allem für ältere und immungeschwächte Menschen lebensgefährlich sein können. Auch in Kompost aus der Schweiz, Japan und Australien waren die Erreger in der Vergangenheit schon aufgespürt worden. Nach Ansicht der Mikrobiologen von der University of Strathclyde in Glasgow könnte die veränderte Zusammensetzung der Gartenerde der Grund für die Keimbelastung sein: Früher bestand der Kompost auf der Insel fast ausschließlich aus Torf; erst neuerdings werden ihm von den Firmen immer mehr Sägemehl und Holzschnipsel beigemischt. Allerdings konnten die Wissenschaftler auch in 12 von 18 Torfmischungen ohne Holzbeigabe die Bakterien nachweisen. Hobbygärtner müssen deshalb noch nicht um ihre Gesundheit fürchten: Experten empfehlen, die Säcke möglichst nur in gut durchlüfteter Umgebung zu öffnen und sich nach der Arbeit gründlich die Hände zu waschen. „Infektionsfälle sind sehr selten, vor allem wenn man bedenkt, wie viel Kompost jedes Jahr verkauft und in den Gärten verwendet wird“, erklärt Tara Beattie, Mitautorin der Studie.



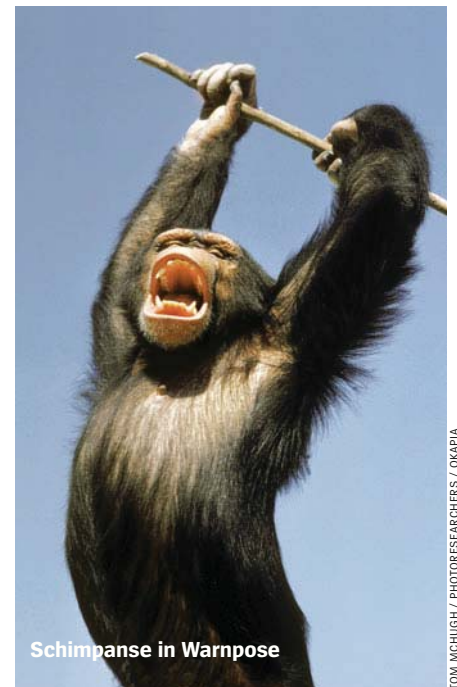
Britische Hobbygärtnerin

ALAMY

TIERE

Das Schreien der Retter

Alarmrufe von Schimpansen sind offenbar nicht nur Ausdruck von Angst und Schrecken. Die Tiere richten sie auch überraschend gezielt an ihre Liebsten, das hat jetzt ein Team um die Psychologinnen Katie Slocombe und Anne Schel von der University of York bei Feldversuchen mit wilden Schimpansen in Uganda nachgewiesen. Bei den Experimenten mit einer beweglichen Schlangenattrappe stellten die Forscher fest, dass die Primaten vor allem dann vor dem im Gras lauenden Reptil warnten, wenn sich ihm nichtsahnende enge Freunde näherten. Bevor und während sie die Schreie ausstießen, verfolgten sie ge-



Schimpanse in Warnpose

TOM MCHUGH / PHOTORESEARCHERS / OKAPIA

nau, was die anderen Gruppenmitglieder taten – notfalls setzten sie das Gezeter so lange fort, bis sich auch das letzte potentielle Opfer in Sicherheit gebracht hatte. „Besonders verblüffend war, wie die Alarmposten auf neu hinzukommende Tiere reagierten, die die Gefahr noch nicht erkannt hatten“, erklärt Studienleiterin Schel. Es habe gewirkt, „als richteten die Wächter ihre Rufe direkt an sie“. Die Beobachtungen liefern neue Hinweise auf den Ursprung der menschlichen Sprache. Zumindest teilweise, so vermuten die Forscher, könnten deren Wurzeln in ähnlich zielgerichteten Warnlauten und Gesten der frühen Hominiden liegen.



HELEN LAMBERT / 2013 NEW SCIENTIST EUREKA PRIZE FOR SCIENCE PHOTOGRAPHY

Meer aus Seide Mit unzähligen Fäden haben Spinnen dieses brachliegende Farmland bei South West Rocks in Australien überzogen. Die filigranen Gespinste wirken wie Gischt auf bewegter See. In Wirklichkeit sind die weißen Weben aus der Not entstanden: Eine Überflutung

zwang offenbar Myriaden der Krabbeltiere zur Flucht. Dazu schießen – in Ermangelung von Flügeln – manche Arten Spinnfäden in die Luft, eine Art Flugdrachen, auf dass der Wind sie weit forttrage. „Ballooning“ heißt dieses Verhalten, das im Spinnenalltag der Verbreitung dient.

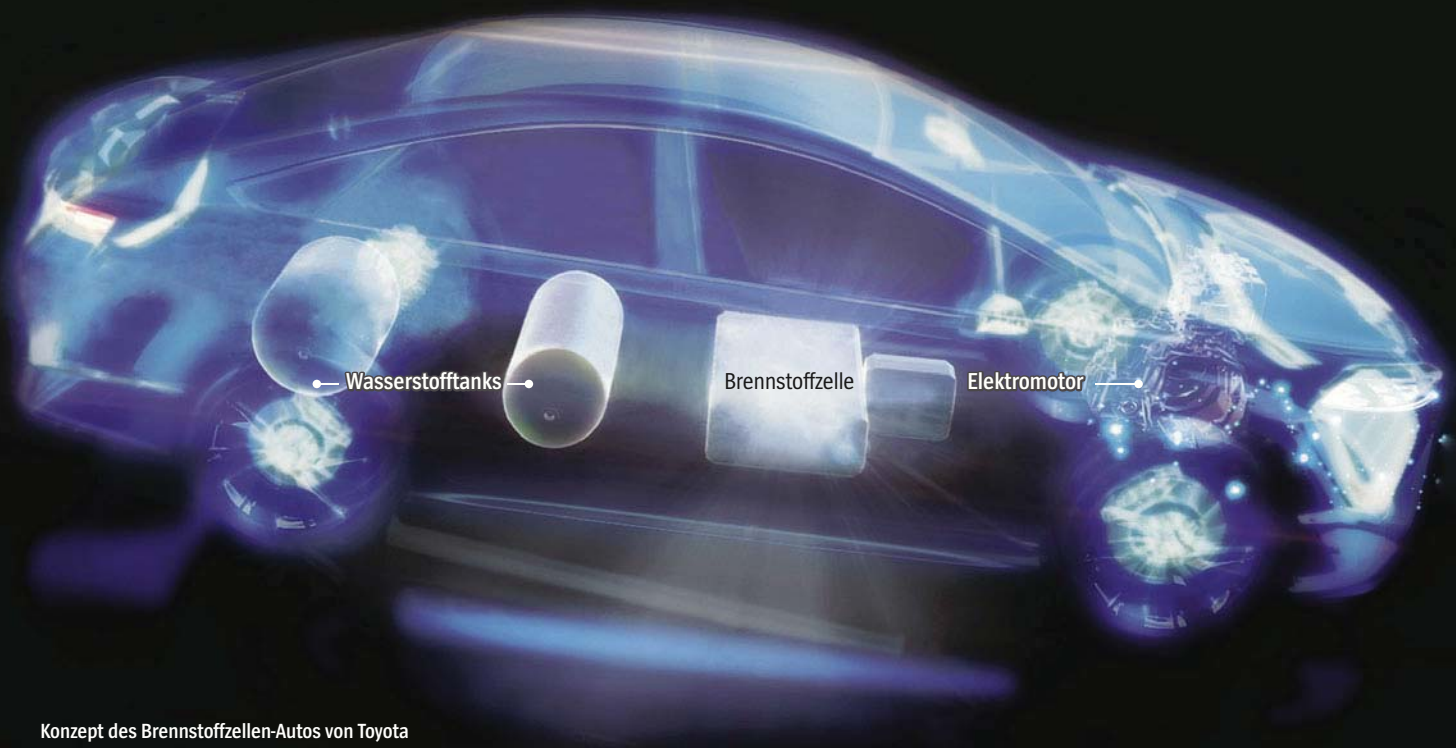
ANTHROPOLOGIE

Menü mit Mageninhalt

Die Neandertaler aßen Kamille und Schafgarbe; darauf deuten jedenfalls Spuren der Kräuter, die Forscher auf Zähnen aus einer nordspanischen Höhle fanden. Wussten die Urmenschen also um deren heilende Wirkung und pflückten die Pflanzen gezielt? Nein, glauben die Anthropologen Laura Buck und Chris Stringer vom Natural

History Museum in London und liefern jetzt im Fachblatt „Quaternary Science Reviews“ eine andere Erklärung dafür, wie die bitteren Blätter ins Gebiss der Neandertaler geraten sein könnten: Die frühen Jäger, glauben die Forscher, hätten nicht nur das Fleisch erlegter Tiere, sondern auch deren Mageninhalt zu sich genommen. Als Beispiele für solche Essensvorlieben führen die Wissenschaftler die Aborigines und die Inuit an. In diesen Kulturen werden Inhalte von Känguru- beziehungsweise Rentiermägen noch heute gern geges-

sen. Sollte die These stimmen, hätte sich für die Neandertaler die Zweitverwertung der teilverdauten Nahrung gelohnt – die zeit- und energieaufwendige Suche nach raren Pflanzen wäre ihnen dabei von den mobileren Beutetieren abgenommen worden. Allerdings schließen auch die Londoner Forscher nicht aus, dass die Neandertaler um die Heilwirkung der Pflanzen wussten. Sie könnten die Bitterkräuter deshalb mal als Medizin gesammelt und mal als Sättigungsbeilage zum Braten genossen haben.



Konzept des Brennstoffzellen-Autos von Toyota

AUTOMOBILE

Kraftwerk auf Rädern

Toyotas Hybridtechnik wies der Autobranche einst den Weg in die Elektromobilität – jetzt folgt der zweite Streich des japanischen Konzerns: Wasserstoff und Brennstoffzelle sollen den Wagen der Zukunft antreiben. Eine Utopie?

Es gibt bald ein Elektroauto, das richtig funktioniert. Es wird über 600 Kilometer weit fahren und danach nicht stundenlang an die Steckdose müssen, sondern nach wenigen Minuten wieder startklar sein. Überhaupt wird es gar keine Steckdose brauchen; es tankt Wasserstoff, seinen Strom macht es selbst.

Und dieses Auto ist nicht etwa das Produkt irgendeines Start-up-Akrobaten, der um Risikokapital buhlt. Es kommt vom größten Autokonzern der Welt.

Auf der diesjährigen Tokyo Motor Show wird Toyota Ende November eine Limousine präsentieren, die trotz des bewährt-mediokren Toyota-Designs und einer moderaten Antriebsleistung von etwa 100 Kilowatt die Aufmerksamkeit auf sich ziehen dürfte: Es wird das erste seriell produzierte Brennstoffzellenauto der Welt sein, das regulär in den Handel kommt. Auch auf einen Termin hat sich Toyota bereits festgelegt: Der Verkauf beginnt im Jahr 2015.

Die Brennstoffzelle, die Wasserstoff und Sauerstoff kontrolliert zusammenführt und damit Strom produziert, ist als Autoantrieb eine Art Kraftwerk auf Rädern und in der Forschung schon länger bekannt. Mit den Fortschritten der Batterietechnik jedoch geriet sie aus dem Blickfeld: zu teuer, zu aufwendig, zu wenig effizient. Der Akku schien das Rennen zu machen.

Toyotas Botschaft ist daher revolutionär und ernüchternd zugleich: Der Konzern verabschiedet sich explizit vom rein batteriegespeisten Elektroauto – an dem sonst fast alle Autokonzerne der Welt arbeiten. Und diese kategorische Absage kommt ausgerechnet vom großen Lehrmeister der alternativen Antriebstechnik.

Der Konzern aus Toyota City bei Nagoya lieferte vor 16 Jahren mit dem ersten

erfolgreichen Hybridauto den Schlüssel zur Elektrifizierung der Antriebe. Fast sechs Millionen solcher Fahrzeuge, bei denen ein Elektromotor den Benzinern unterstützt und Bremsenergie genutzt wird, hat das Unternehmen inzwischen verkauft und damit enorm den Verbrauch gesenkt. Den EU-Grenzwert von durchschnittlich 95 Gramm Kohlendioxid pro Kilometer im Jahr 2020, um dessen Einhaltung sich deutsche Autobauer mit Lobbyarbeit und reichlich CDU-Spenden zu drücken versuchen, unterbietet Toyotas Hybridflotte schon heute.

Es war das erste Mal in der Geschichte des Automobilbaus, dass ein japanischer Produzent die Technologieführerschaft übernahm und die gesamte Branche gleich um ein Jahrzehnt abhängte.

Nun droht den Konkurrenten die zweite Blamage: Während sie hinterherhasteten, begriffen viele den Hybridantrieb nur als Brückentechnologie zu batteriebasierten Elektroautos, haben solche inzwischen im



Video: Testfahrt mit einem Brennstoffzellenauto

spiegel.de/app442013toyota
oder in der SPIEGEL-App

Brennstoffzellen- und Akku-Antrieb im Vergleich

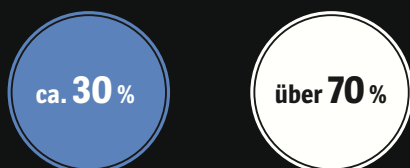
Tankzeit



Typische Reichweite



Wirkungsgrad*



* Effizienz von der Stromerzeugung bis zum Rad

Angebot und stehen vor einem ungelösten Problem: Es sind Autos, die zu viel kosten und zu wenig können. Sie kommen nicht weit genug und hängen stundenlang am Kabel. Nirgends vermochten sie sich bisher als Standard durchzusetzen. Der Akku, das dämmert Ingenieuren und Politikern, wird die mobile Gesellschaft nicht aus der Schuldverstrickung fossilen Ressourcenraubbaus erlösen.

Koei Saga von Toyota ist ein kleiner, kräftiger Mann, der sehr offen spricht, aber nicht gern englisch. Der 62-Jährige zählt noch zu der Generation japanischer Manager, die einen Dolmetscher bevorzugen. Knapp zehn Jahre war Saga mit Hybridantrieben befasst, ehe er im vergangenen Jahr zum Chefentwickler des Autokonstruktors aufstieg.

Saga steht in einem Empfangssalon der Toyota-Verwaltung in Nagoya; er redet laut und selbstbewusst: Mit der Akku-Entwicklung, sagt er, sei Toyota „auf dem halben Weg zu dem Ziel“, aber er zweifle, ob dieses Ziel jemals erreichbar sein wird. Elektroautos, die sich auf heutige Batterietechnik stützen, seien „Verlustmacher“.

Als Gegenbeispiel ließe sich das kalifornische Start-up-Mirakel Tesla anführen, das mit elektrischen Sport- und Luxuswagen kurzzeitig profitabel war. „Tesla ist ein seltener Fall“, sagt Saga. „Sie bedienen nur reiche Leute, und es gibt viele reiche Leute in Kalifornien.“ Als Spielzeug für Öko-Snobs, so Saga, könne das Batterieauto ein Nischendasein führen, zur umwelloptimierten Massennormierung taue es nicht.

Zwar nutzt Toyota selbst Tesla als Lieferanten eines batterieelektrischen Antriebs

für eine E-Variante des Geländewagens RAV4 – jedoch nicht aus Überzeugung. Vielmehr muss eine kalifornische Quotenregelung erfüllt werden, die einen gewissen Anteil solcher Autos fordert. Tesla sei dafür ein geeigneter Partner. „Wir haben nicht für alles Ressourcen“, sagt Saga.

Toyota bündelt die Kräfte anderswo: Etwa 500 Ingenieure, so die Firmenauskunft, arbeiten hier an der Brennstoffzelle. Das ist auch für einen Großkonzern eine stattliche Zahl. Ganz offensichtlich handelt es sich hier um das Entwicklungsprojekt Nummer eins.

Es sind die früheren Schlüsselfiguren des Hybridvorstoßes, die das Vorhaben maßgeblich vorantrieben: Neben Chefentwickler Saga ist dies, unter anderen, der Atomphysiker Katsuhiko Hirose, Spross einer noblen Samurai-Familie.

Hirose ist ein kauziger Intellektueller. Mit zerknittertem Sakko und offenem Hemdkragen sitzt er in einem Hotelfoyer in Nagoya. Er erklärt die Kernfusion mit Zuckerwürfeln und das Energieproblem der Welt mit Charts auf einem zerkratzten Laptop, den er immer bei sich trägt. Er preist die deutsche Energiewende und wünscht sich Ähnliches für Japan. Die Insel Hokkaido, sagt er, habe „ein enormes Potential für Windenergie“.

Denn eines ist auch den Entscheidern bei Toyota klar: Der Öko-Nutzen des Brennstoffzellenautos steht und fällt mit einem Überangebot grünen Stroms.

So sehr kurze Tankzeiten und enorme Reichweiten des Wasserstoffautos verlocken, so abschreckend sieht dessen Energiebilanz aus. Wasserstoff muss, soll er klimaneutral sein, mit Öko-Strom aus Wasser abgespalten werden, dann transportiert, auf den enormen Druck von 700 Bar verdichtet, im Auto von der Brennstoffzelle wieder in Strom verwandelt und dann erst in Fortbewegung umgesetzt werden (siehe Grafik Seite 114).

Auf diesem Weg gehen etwa 70 Prozent der Energie verloren. Bei einem Batterieauto, das langsam und damit stromsparend aufgeladen wird, kommen dage-

gen mehr als 70 Prozent am Rad an. Doch dieser enorme Vorteil ist aus Toyota-Sicht nichtig, wenn das Ergebnis kein vollwertiges, langstreckentaugliches Auto ist.

Der Effizienznachteil des Brennstoffzellenautos, erklärt Physiker Hirose, würde langfristig dadurch aufgewogen, dass die nach dem Vorbild der deutschen Energiewende ökologisierten Volkswirtschaften dereinst Öko-Strom im Überfluss haben könnten – und damit Wasserstoff.

Doch wann soll ein solches Szenario Wirklichkeit werden? Japans Energiewirtschaft hat nach der Fukushima-Katastrophe Probleme im Überfluss. Der Strombedarf der Inselgruppe wird im Wesentlichen mit Gas, Kohle und Öl gedeckt. In Deutschland der Energiewende verunstalteten Rotorsteppen bereits ganze Landkreise, dabei deckt der Windstrom gerade einmal acht Prozent des Bedarfs, und das nicht mit zuverlässiger Grundlast, sondern je nach Laune der Winde. Speichertechniken sind dringend nötig, um auch bei Flaute verlässlich Öko-Strom ins Netz speisen zu können – nicht um Autofutter zu produzieren.

„Bei einem realistischen, maximal möglichen Ausbau der erneuerbaren Energien“, heißt es in einer Expertise des Umweltbundesamts, „resultiert bis 2030 kein nennenswertes Potential an überschüssigem Strom“ aus Sonne, Wind oder Biomasse, der sich zur Wasserstoffproduktion nutzen ließe. „In größerem Umfang ist hiermit frühestens nach 2050 zu rechnen.“ Deutlicher kann man eine Absage an die Öko-Vision Wasserstoffauto nicht formulieren.

Entsprechend gering erscheint das Interesse an einer Infrastruktur für diesen Kraftstofftyp. Deutschland hat gerade mal 15 Zapfstationen für Wasserstoff. Und die jüngste Ankündigung eines Industrieverbunds um den Gaslieferanten Linde, diese Zahl bis 2023 auf 400 Stützpunkte zu erhöhen, erscheint weder realistisch noch ökologisch wünschenswert.

Auch Toyota ist das bewusst. „Diese Probleme können wir nicht lösen“, sagt



Toyota-Prototyp mit Brennstoffzelle, Entwickler Saga: „Batterieautos sind Verlustmacher“



THOMAS TRUTSCHEL / PHOTOTHEK / GETTY IMAGES

Der digitale SPIEGEL

SD13-107

5 Ausgaben
für € 9,90 +
aktuelle Ausgabe
GRATIS LESEN!
spiegel.de/
digitaltesten



In dieser Ausgabe:

Freund hört mit

Video über den US-Lauschgriff auf Angela Merkel

Maos Maler

Video über den neuen Kunst-Boom in China

Rückkehr der Aasfresser

Video über Geier in Deutschland

Die neue Art zu lesen.

- Mit zusätzlichen Hintergrundseiten.
- Mit exklusiv produzierten Videos.
- Mit 360°-Panoramafotos, interaktiven Grafiken und 3-D-Modellen.
- Alles immer schon **ab Sonntag 8 Uhr!**

DER SPIEGEL



Einfach scannen (z.B. mit der kostenlosen App **DER SPIEGEL**) und mehr erfahren – über den digitalen SPIEGEL und über unser Testangebot.

Technik

Chefentwickler Saga. Aber der Autohersteller müsse in Vorleistung gehen; er sei in der Pflicht, ein Produkt anzubieten, das etwa eine Wasserstoffproduktion im großen Stil aus Solarstrom in Wüstengebieten auch sinnvoll erscheinen lässt. „Sonst kommt der Wandel nie.“

Es steckt ein wertvoller Gedanke in diesen Worten, mithin die Erklärung, warum das Benzinauto sich durchsetzte, obwohl zur Zeit seiner Erfindung noch kaum Öl entdeckt war. Und warum das Batterieauto scheitert. Es scheitert daran, dass es ein unreifes Produkt ist, nicht am Mangel an Steckdosen.

Ob das Brennstoffzellenauto am Ende der Schlüssel zur Autozukunft sein wird, ist nicht absehbar. Aber die Ernsthaftigkeit, mit der Toyota diesen Weg einschlägt, beeindruckt die Konkurrenz durchaus. „Ich habe hohen Respekt vor Toyota, weil dort langfristig gedacht und kein Technologiehopping betrieben wird“, sagt Herbert Kohler, Forschungschef bei Daimler.

Der Stuttgarter Konzern hatte sich als erster Hersteller zum Wasserstoffantrieb bekannt. Schon 1994 präsentierten die Daimler-Forscher einen Kleinlaster mit Brennstoffzelle; sie nahm damals noch samt Nebenaggregaten einen Großteil der Ladefläche ein.

Daimler hat inzwischen mehr als eine Milliarde Euro in den Brennstoffzellenantrieb investiert, eine Entwicklungsallianz mit Ford und Nissan geschlossen, um die Kosten zu drücken, und bereitet sich auch auf eine mögliche Serienproduktion dieser Technik vor. Die Antriebsmodule sind, ähnlich wie bei Toyota, inzwischen auf ein so kompaktes Maß geschrumpft, dass sie in einem Standard-Pkw ohne Beeinträchtigung von Fahrgast- und Kofferraum untergebracht werden können. Als Markteinführungstermin streben die drei Konzerne das Jahr 2017 an.

Mit im Rennen sind noch ein Herstellerverbund aus General Motors und Honda sowie der südkoreanische Hyundai-Konzern. Deutschlands Autoriese Volkswagen hat das Thema lange nicht ernst genommen, sich in diesem Jahr aber mit dem kanadischen Brennstoffzellenproduzenten Ballard verbündet, um nicht ganz blank dazustehen, falls die Sache doch in Gang kommen sollte.

Die große Frage, ob Toyota nun wieder allen davonfährt, wird vor allem über den Preis beantwortet werden, zu dem der japanische Branchenprimus ein solches Auto anbieten kann. Kosten waren der Hauptgrund für die schleppende Entwicklung des Brennstoffzellenantriebs. Die ersten Aggregate hatten noch gut ein

Pfund Platin in ihren Innereien. Inzwischen, sagt Daimler-Forscher Kohler, sei der Anteil des Edelmetalls etwa auf das Niveau der ersten Abgaskatalysatoren gesunken, und er werde noch weiter sinken. Wie weit, ist die Frage. Kann dieses Auto am Ende billiger sein als ein Batterieauto?

Auf einem asphaltierten Freigelände in Tokio steht Satoshi Ogiso vor einem Partyzelt und lächelt. Ogiso ist 52, einer der Hybridentwickler aus Sagas Team und dessen möglicher Nachfolger. Japanische und amerikanische Autotester fahren die Prototypen der Brennstoffzellenautos. In dem Partyzelt liegen Exponate des Antriebs; er ist klein ausgefallen, relativ leicht und lässt sich gut installieren. Niemand bezweifelt mehr, dass diese Technik funktioniert. Alle wollen wissen, was das Auto kosten wird. Ogiso nennt zwei Zahlen.

Zwischen fünf Millionen und zehn Millionen Yen werde er liegen, der Preis für das erste Brennstoffzellenauto aus Serienproduktion; das sind etwa 37 000 bis 74 000 Euro. 74 000 wären schon erstaunlich gut, 37 000 eine Sensation – ein Auto mit völlig neuer Antriebstechnik zum Preis eines gutausgestatteten konventionellen Mittelklassewagens.

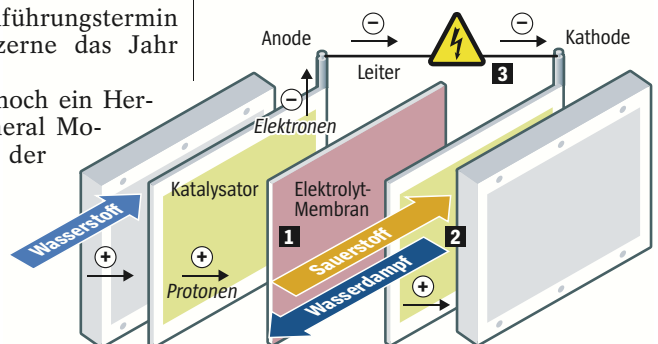
Herbert Kohler von Daimler will die Zahlen nicht kommentieren, verbirgt aber nicht, dass sie ihn beeindrucken. „Ein Marketinggag“, sagt er, „ist das nicht.“

So viel steht wohl fest. **CHRISTIAN WÜST**

Spannende Synthese

Funktionsweise einer Brennstoffzelle

Wasserstoff und Sauerstoff reagieren in der Brennstoffzelle zu Wasser. Bei der elektrochemischen Umsetzung entstehen Strom und Wärme.



1 Nur positive Wasserstoff-Ionen (Protonen) können die Membran passieren – negativ geladene Elektronen bleiben zurück.

2 Die Protonen vereinigen sich jenseits der Membran mit Sauerstoff zu Wasserdampf.

3 Wenn beide Pole mit einem Leiter verbunden werden, fließt Strom.

Die Brennstoffzelle liefert unmittelbar Strom an den Elektromotor, der das Auto antreibt. Zusätzlich nimmt ein Akku beim Bremsen Energie auf und unterstützt die Brennstoffzelle beim starken Beschleunigen.

DER SPIEGEL

Zu gleich

Ein neuer Skandal in Italien verweist auf einen Fehler im System: Forscher publizieren immer rascher – Schmutz und Trickserien häufen sich.

Der Konkurrent war überraschend schnell. Während der Bremer Biologe Jörn Bullerdiek noch an neuen Experimenten zur Krebsforschung tüftelte, so kam es ihm vor, hatte der Mediziner Alfredo Fusco aus Neapel schon Ergebnisse dazu präsentiert.

Dass Forscher im selben Fachgebiet ähnliche Ideen haben, liegt in der Natur der Sache. Aber Bullerdiek, 58, wunderte sich zusehends, wie flink dem Kollegen Fusco und dessen Mitarbeitern die Experimente stets von der Hand gingen. „Warum haben sie die Technik so gut im Griff?“, rätselten Bullerdiek und seine Doktoranden von der Universität Bremen.

Die Antwort darauf könnten nun italienische Staatsanwälte geben. Sie glauben, in Publikationen Hinweise auf Fälschungen gefunden zu haben – und ermitteln gegen Fusco, der jeweils als Mitautor zeichnet. Der 60-jährige Professor leitet das renommierte Institut für Experimentelle Endokrinologie und Onkologie in Neapel. Er gilt als international anerkannter Krebsforscher, seine Arbeiten werden häufig zitiert.

Die Ermittlungen gegen Alfredo Fusco könnten ein System offenbaren, das nicht nur die biomedizinische Forschung schon lange untergräbt. Wissenschaftler müssen ihre Studien möglichst vor der Konkurrenz veröffentlichen, um bekannt zu werden und Fördergelder zu ergattern. Für die jüngeren geht es darum, überhaupt einen Job zu finden. Der immense Druck könnte in etlichen Fällen bedeuten: Was nicht stimmt, wird hingetrümmert.

Gerade in der Biomedizin, wo Experimente gern lange dauern und gründlich schiefegehen können, ist die Versuchung groß, eine unerlaubte Abkürzung zu nehmen. Die Fälle von Fälschung und Fehlverhalten nehmen dramatisch zu. Die Zahl der wissenschaftlichen Publikationen wuchs binnen zehn Jahren um 44 Prozent. Doch die Zahl der Veröffentlichungen, die aufgrund von Fehlern und Schwindeleien zurückgenommen wurden, ist im selben Zeitraum um den Faktor zehn gestiegen.

Nach den Meldungen aus Italien hat Jörn Bullerdiek 30 Arbeiten ausgewertet, auf denen Fuscos Name steht. Dazu hat er beispielsweise Abbildungen vergrößert und miteinander verglichen. „Bei erstaun-



Forschung im Labor: Was nicht stimmt, wird hingetrümmert

lich vielen experimentellen Daten habe ich Zweifel“, sagt Bullerdiek, der früher gelegentlich mit Fusco kooperierte. „Zum Teil sind unglaubliche Sachen dabei.“

Manche Abbildungen in den Publikationen sollen beweisen, dass in Zellen bestimmte Gene aktiv sind. Eigentlich müsste jeder experimentelle Ansatz ein einzigartiges Bild liefern. Doch etliche Bilder sehen zu gleich aus, um wahr zu sein. Manche Abbildungen, vermutet die Staatsanwaltschaft, wurden offenbar kopiert und an anderer Stelle eingefügt. Alfredo Fusco sagt, er könne „leider nicht“ auf die Vorwürfe eingehen, weil sie die laufende Ermittlung berühren. Er habe Daten weder manipuliert, noch dies veranlasst.

Einen anfechtbaren Gebrauch von Abbildungen machen womöglich weitere Wissenschaftler in dem Forschungsfeld. So hat der Bremer Bullerdiek, nach einem Hinweis, zwei Arbeiten aus dem Labor des Krebsforschers Edward Whang vom Dana-Farber/Harvard Cancer Center in Boston geprüft. Dabei fand er Darstellungen, die einander verblüffend ähneln, obwohl sie eigentlich unterschiedliche Dinge zeigen sollen. Bullerdiek sagt: „Der Umgang mit den Abbildungen begründet den Verdacht der Manipulation.“ Edward Whang stimmt zu, dass einige Abbildungen gleich aussehen, aber nach Rückversicherung bei seinen Kollegen sagt er: „Jedoch verbürge ich mich für die Exaktheit der Daten.“

Bullerdiek beruhigt das nicht. Er befürchtet, „eine Photoshop-Mentalität“

habe sich unter manchen Kollegen verbreitet: „Abbildungen, die nicht passen, werden passend gemacht.“

Der Trend gehe zur „Datenverschönerung“, warnt auch das Fachblatt „Nature Cell Biology“. Forscher würden sich mitunter dadurch verführen lassen, dass es so kinderleicht sei, mit „bildverarbeitenden Programmen Daten in einer Art und Weise zu manipulieren, die einer verfälschten Darstellung gleichkommt“. Und Mitarbeiter des „Journal of Cell Biology“ schauten sich Manuskripte, die bereits zur Veröffentlichung angenommen waren, genauer an als sonst – bis zu 20 Prozent enthielten fragwürdige Daten.

Heute sind wissenschaftliche Publikationen im Internet verfügbar. Schmutz kann leichter entdeckt werden als früher. Anonyme Tippgeber finden Plattformen, etwa das Blog „Retraction Watch“. Niemand kann mehr sicher sein, nicht eines Tages doch noch erwischt zu werden.

Ein Hinweis im Internet war es denn auch, der einen aufstrebenden Mediziner verriet. Er hatte vor Jahren in einem Labor der Uni-Klinik Köln Messkurven bestimmter elektrophysiologischer Experimente durchgeführt. Etliche Kurven kopierte er nun, um sie an anderer Stelle als scheinbar andere Messungen zu präsentieren – im krassen Fall bastelte er eine Abbildung aus 22 kopierten Messkurven. Der ertappte Mediziner verlor voriges Jahr seine Stelle. Seine Karriere als Wissenschaftler kann er vergessen.

JÖRG BLECH



Grabungsstätte bei Pietrele, Keramikgefäße aus der Zeit um 4500 vor Christus: Vom Beil bis zum Geschirr alles erhalten – wie in Pompeji

ARCHÄOLOGIE

High Society

Ein prähistorischer Siedlungshügel in Rumänien zeigt, wie die Kupferzeit vor 6500 Jahren die Menschheit veränderte: Es bildete sich die erste Klassengesellschaft der Weltgeschichte.

Morgens um halb sechs, auf einem Schulhof im rumänischen Süden: Es kräht und kreischt, es meckert, schnattert, bellt. Geweckt vom Tiergezeiter streben die Forscher aus ihren Zelten. Es sind Ferien, und statt rumänischer Grundschüler eilen nun Archäologen aus aller Welt vorbei an Gänsen, Perlhühnern und Enten zum Plumpsklo. Sie waschen sich eilig im Freien; anschließend gibt es ein rasches Frühstück im Schulhaus des Dorfes Pietrele.

Nach kurzer Busfahrt beginnt sie dann, die „Feinstarbeit in der tiefsten Wala-chei“. So beschreibt Agathe Reingruber, 44, ihren Job. Er führt sie und ihre Kollegen in die grasige Ebene um Pietrele. Dort, acht Kilometer von der Donau entfernt, ist der zehn Meter hohe prähistorische Wohnhügel weithin erkennbar. Über vier Jahrhunderte hinweg haben Siedler der Stein- und Kupferzeit diesen urtümlichen Buckel aufgeschichtet, Haus auf Haus.

Im Innern des Hügels, auf markierten Lehmflächen, beginnt jetzt das Graben, Kratzen, Pinseln. Das internationale Forscherteam ist angetreten, um im Dienste des Deutschen Archäologischen Instituts einen Schatz zu heben. „530.000 Scherben, insgesamt 14,5 Tonnen, sind hier schon durch unsere Hände gegangen“, sagt Keramikexpertin Reingruber. Die ge-

bürtige Siebenbürgerin ist stolz auf 1800 bereits vollständig restaurierte Gefäße: „So viele gibt es an keinem anderen Fundort dieser Epoche.“

Und das ist nur die Keramik – zehn Sommer lang haben die Wissenschaftler hier gegraben und dabei auch Reste von Skeletten zutage gefördert, Objekte aus Kupfer, Steinwerkzeuge und Speisereste. „Die Funde sind so reich und extrem gut erhalten“, sagt Agathe Reingruber, „davon können Archäologen woanders nur träumen.“ Im Bauch des Hügels sind die prähistorischen Hinterlassenschaften geschützt vor Erosion und Ackerbau. Den steilen Hang „kommt kein Traktor rauf“, so Reingruber.

Vor allem in Anatolien, im Nahen und Mittleren Osten, aber auch im Südosten Europas bauten Menschen auf dem Schutt der Ahnen weiter, entweder ausladend und flach oder hoch aufragend wie beispielsweise in Troja und eben hier bei Pietrele, wo die alten Hügel „Măgura“ heißen.

Nach den jüngsten Datierungen wuchs der kupferzeitliche Tell, so der Fachbegriff, von Pietrele seit etwa 4600 vor Christus auf steinzeitlichen Ursprüngen heran. Mehr als drei Jahrhunderte lang war er bewohnt, zu Beginn der Kupferzeit, einer der „dynamischsten Epochen der Entwicklung europäischer Kulturen“,

sagt Grabungsleiter Svend Hansen. Der Eurasien-Spezialist spaziert von einer Grabungsfläche zur nächsten, die Leica um den Hals, ein türkisches Tuch als Sonnenschutz um den Kopf drapiert. „Schicht für Schicht können wir hier den Gesellschaften, ihrer Wirtschaftsweise und dem Zusammenleben nachspüren.“

Nicht aus Platzmangel wurde die Kupferzeitsiedlung so „aufgewohnt“, wie die Wissenschaftler sagen. Der hohe Kegel mit einem Durchmesser an der Basis von 100 Metern, so Hansen, habe Verbindung mit den Ahnen, aber auch „einen Anspruch auf Führung“ demonstriert.

Mit dem egalitären steinzeitlichen Zusammenleben hatte es ein Ende, als Menschen, wohl zufällig, in glühenden Gesteinsbrocken den neuen Stoff und seine Formbarkeit entdeckten. Die Kupferzeit, in der Forschung lange unterschätzt, brachte laut Hansen mit der Metallurgie die „wichtigste technische Innovation der Vorgeschichte“ und: eine neue Gesellschaft.

Es brauchte Spezialisten, die Werkzeuge, Schmuck und Waffen aus Metall herstellten – ihre Produkte wurden Luxusobjekte einer Elite. Lagerstätten auf dem Balkan lieferten das neue Material. „Hier in Südosteuropa wurde das Know-how der Metallurgie entwickelt“, sagt Hansen.

Lange vor der Erfindung des Rades, der Töpferscheibe und der Schrift schufteten sich hier Menschen den Siedlungshügel empor. Sie errichteten mindestens 120 Häuser mit Satteldach, auch zweistöckige, ordentlich auf Parzellen aneinandergerichtet. Unten um den Hügel herum zog sich eine ältere Siedlung. Die Anlage bot Platz für tausend Bewohner: oben die High Society, unten die Flachländer.

40 bis 60 Jahre lang wurden die Häuser jeweils genutzt, dann von der folgenden Generation geplant und überbaut – wenn

sie nicht vorher einem Brand zum Opfer gefallen waren. Denn: „Auf dem Tell lebte man gefährlich“, erzählt Reingruber.

Feuer, das die mit Spreu verbackenen Lehmwände erfasste, griff in der Enge rasch um sich. Die Katastrophen von damals sind ein Glücksfall für die Archäologen: Sie entdeckten jetzt ein Haus, dessen einstürzende Wände das gesamte Inventar unter sich begraben und so versiegelt hatten. „Wie in Pompeji“ sei noch alles komplett erhalten, sagt Reingruber, „vom Beil bis zum Geschirr“. Einige Gefäße enthielten noch verkohlte Vorräte, darunter Getreide und Wildfrüchte.

Opfer der Flammen wurde in einem anderen Haus eine Großfamilie. Beim Brand stürzte der Boden eines Obergeschosses samt Ofen auf sie herab. Fünf Kinder und Jugendliche sowie vier Erwachsene kamen dabei um, ermittelte der Konstanzer Anthropologe Joachim Wahl.

Nur 200 Teile von Skeletten fanden sich bislang auf dem Hügel. Viele der beinernten Überreste wiesen Bissspuren auf. Über Leichen, die einfach aus dem Weg geräumt oder verscharrt worden waren, sagt Wahl, hätten sich Hunde und Nager hergemacht und die Knochen verschleppt.

In der viel älteren und bescheidener ausgestatteten Außensiedlung rund um den Hügel stießen die Archäologen auf ein seltsames Grab. Nicht etwa in der damals üblichen Hockstellung, sondern laut Wahl „wie reingeworfen“ lagen in einer Grube Überreste von fünf Skeletten.

Diese pietätlose „Verlochung“ sei noch ein Rätsel, ebenso wie die Todesursache: Starben die beiden Kinder und drei jungen Frauen eines natürlichen oder eines gewaltsamen Todes, der aber, wie Würgen beispielsweise, über die Jahrtausende keine Spuren hinterließ? Kamen sie durch Gift um? Durch eine Infektionskrankheit?

Die etwa 1,50 Meter großen Frauen hätten körperlich hart gearbeitet, meint der Anthropologe, das lasse sich aus „Wirbelsäulenproblemen“ ablesen. Alle fünf seien in „schlechtem Gesundheitszustand“ gewesen. Handelt es sich um Sklaven der Leute vom Tell? Gab es eine Arbeitsteilung zwischen oben und unten?

Dass auf dem Hügel die Upper Class mit ihren Spezialisten lebte, bestätigt sich in der besonderen Ausstattung vieler Häuser. So stammt nahezu das gesamte Arsenal an Jagdwaffen aus den Schichten der oberen südlichen Fläche, auch die Harpunen aus Knochen und Geweih für den Fischfang.

Zudem fanden sich hier mehr als 12 000 Feuersteingeräte, darunter bis zu 30 Zen-

timeter lange Klingen. „Solche Superblades“, sagt Svend Hansen, „konnten nur Meister ihres Fachs herstellen.“ Die Geräte wurden offenbar für Privilegierte hierhergeliefert. Im Norden des Tells konzentrierten sich Textilproduktion und Nahrungsverarbeitung. Davon zeugen Mahlsteine für Getreide, Wurzeln oder Fleisch, aber auch für Pigmente wie Ocker und Graphit.

Webgewichte aus Ton lassen auf Webstühle schließen, die damit zu den ältesten der Welt zählen. So wurde Leinen verarbeitet – das Wollschaf war hier noch nicht bekannt. Die Sammlung von fast 250 kupfernen Klingen, Äxten, Nadeln, Haken und Ringen zeigt, dass der neue Werkstoff bereits gängiges Material war: Nirgends an der Unteren Donau fanden sich bislang mehr Kupfergegenstände aus dieser Zeit.



Walachisches Trinkgefäß
Luxusobjekt einer Elite

Ein Novum der Epoche und „Attribut einer gehobenen gesellschaftlichen Schicht“, so Hansen, seien die eleganten weiblichen Knochenfigurinen, an den Ohren und unter dem Mund gepierct und mit Kupferschmuck verziert. Auf Fernhandel lassen Armreife aus Spondylus schließen, einer Muschel, die im Mittelmeer vorkommt.

Aber wie sah es damals aus in der Gegend? Bis in die sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts sei die walachische Donaubene das „Paradies auf Erden“ gewesen, erzählt Florea Jujan, ein 93-Jähriger aus Pietrele. Fischer wie er lebten im Überfluss, die weitverzweigten Auen- gewässer lieferten ihnen massenhaft Kaviar. Unter dem Ceaușescu-Regime sei damit Schluss gewesen: Die Auen wurden trockengelegt, das Gebiet wurde in eine Agrarsteppe verwandelt.

Fisch satt muss es schon vor 6500 Jahren gegeben haben, das zeigen enorme Mengen entsprechender Knöchelchen in den Erdproben vom Tell – und die Ergebnisse zweier Geografen von der Goethe-Universität in Frankfurt am Main. Nachdem Jürgen Wunderlich und Dirk Nowacki im Umfeld des Hügels mit Hand- und Rammbohrer 180 Bohrkern aus bis zu 17 Meter Tiefe gezogen haben, können sie die Landschaft rekonstruieren: Damals in der Kupferzeit blickten die Menschen von oben auf einen riesigen See, durch den die Donau floss. Womöglich erstreckte er sich vom bulgarischen Ruse bis zum rumänischen Donaudelta und verband zahlreiche Siedlungshügel miteinander.

Für diese Saison wird die Ramme nun abtransportiert. Die Archäologen packen, sie müssen das Schulhaus zum Ende der Ferien räumen. In diesem Sommer haben sie sich schon bis in die Jungsteinzeit vorgegraben. Nächstes Jahr dürften sie also den Beginn dieser Epoche anschneiden.

„Wir nähern uns der Antwort auf die Frage: Wann genau ist der Tell entstanden?“, meint Hansen. „Wenn alles gutgeht, haben wir in drei Jahren die letzte Kulturschicht erreicht.“

Der Anfang des Siedelns an der walachischen Donau ist dann das Ende des Projekts: Der geöffnete Hügel wird wieder zugeschüttet. „Eine gute Hälfte lassen wir unberührt“, sagt der Archäologe: „Auch spätere Generationen sollen noch was zu forschen haben. Vielleicht bekommen sie mit anderen Methoden Neues heraus.“

RENATE NIMTZ-KÖSTER



Video-Reportage: Ortstermin in der Walachei

spiegel.de/app442013kupferzeit
oder in der App DER SPIEGEL

COMPUTER

Klandestines Tattoo

Das Internet verhilft einer uralten Technik zu neuer Blüte: der Steganografie. Mit ihr lassen sich geheime Botschaften in Fotos, Musik oder Videos verstecken.

Histaios, Tyrann von Milet im antiken Kleinasien, erwies sich als besonders listiger Revoluzzer: Den Aufruf zum Aufstand gegen die persischen Machthaber ließ er einem Sklaven in die Schädelhaut tätowieren, dann wartete er, bis das Haar nachgewachsen war.

Dann schickte er den Mann in die besetzte Stadt. Nicht einmal der Bote selbst wusste, welchen Text er unter der Tolle trug, bis der Adressat – Schwiegersohn des Tyrannen – ihm am Ziel den Kopf wieder scheren ließ.

Histaios war gewiss nicht der erste Trickser, der eine Botschaft nicht verschlüsselte, sondern schlicht versteckte – die sogenannte Steganografie gilt als uralte Finte der Menschheit. Man benutzte Wachstafeln, Geheimtinte, doppelte Böden. Heute bietet die digitale Welt deutlich ausgefeiltere Verstecke.

So bediente sich Anna Chapman, die rotschopfige Russin, der moderneren Möglichkeiten der Steganografie. Die schöne Spionin, die 2010 in den USA aufgeflog, versteckte ihre Botschaften unter anderem in den Pixeln von Fotos, die sie öffentlich im Internet postete. Aber nur Eingeweihte konnten sie lesen.

Oder der kolumbianische Drogenboss Juan Carlos Ramírez Abadía: Nach seiner Verhaftung vor sechs Jahren stellte sich heraus, dass er seine Kassiber gern in

Abbildungen der japanischen Kultfigur Hello Kitty verborgen hatte. Das niedliche Kätzchen half ihm, Kokainlieferungen zu koordinieren.

Agenten, Mafiosi, Terroristen – lange schien die Steganografie sich vor allem für verbrecherische Umtriebe zu eignen. Aber mit den Enthüllungen um die Internetüberwachung durch Geheimdienste wie die amerikanische NSA erobert das digitale Versteckspiel nun langsam den bürgerlichen Alltag.

Steganografie verlockt, allein schon, weil Hello-Kitty-Bilder oder lustige Privatfotos so unglaublich unverdächtig sind. Wer hingegen seine Nachrichten mit ausgefeilten Systemen wie „Tor“ oder „PGP“ verschlüsselt, der muss etwas zu verbergen haben, oder?

Zuletzt wurde Steganografie vor allem dazu verwendet, Musik, Fotos oder E-Books heimlich zu markieren. Verleger prägten den Werken ein digitales Wasserzeichen ein; so lässt sich verfolgen, wer die Dateien illegalerweise in Tauschbörsen feilbietet.

Mittlerweile jedoch gibt es jede Menge Steganografie-Programme für jedermann, herunterzuladen im Internet. Einige sind kinderleicht zu bedienen, so wie die Android-Software „Pixelknot“: Foto machen, Software öffnen, Geheimcode eintippen, Passwort vergeben, Bild verschicken. Der Empfänger öffnet das Foto ebenfalls mit „Pixelknot“, gibt das Passwort ein und liest die geheime Botschaft.

Ob Foto, Musik oder Video – prinzipiell lässt sich in jeder Datei Vertrauliches so klandestin verstauen wie der antike Appell im Schädeltattoo. Sogar der Internetbrowser Firefox kann versteckte Depeschen verschicken; dafür muss man nur das kleine Zusatzprogramm „Simple Steganography“ installieren, entwickelt von der deutschen Programmiererin Corinna John.

Allerdings wächst mit der Raffinesse der digitalen Schlupflöcher die Fähigkeit, diese zu enttarnen. So lassen sich inzwi-

schen selbst kleinste Veränderungen von Bilddateien aufspüren. Wer also unbeachtet bleiben will, raten Experten, sollte die vertraulichen Infos möglichst knapp fassen; sie dürfen nicht mehr als ein Prozent der gesamten Tarndatei ausmachen.

„Die meisten Stego-Programme sind Scharlatanerie“, warnt auch Jessica Fridrich von der Binghamton University im US-Bundesstaat New York, eine der führenden Expertinnen auf dem Gebiet. Anbieter wie beispielsweise Booz Allen Hamilton, die Firmen vor Cyber-Attacken schützen, verfügten bereits über ausgefeilte Analyseprogramme, die gezielt nach verborgenen Botschaften suchen. Fridrich selbst hat zum Knacken jenes Codes beigetragen, den auch „Pixelknot“ verwendet.

„Software wie ‚Pixelknot‘ ist nur ein Spielzeug“, sagt Krzysztof Szczypiorski, Professor für Telekommunikation an der Technischen Universität Warschau. „Steganografie ist ein Katz-und-Maus-Spiel.“

Er muss es wissen, sein Team testet, wie die Maus der Katze entkommen könnte. Etwa mit dem „Hiccups“-System: Es versteckt Botschaften in Datenpaketen, die vermeintlich bei der Übertragung beschädigt worden sind. Noch eleganter ist die Methode „Skype Hide“. Sie bettet Botschaften in die Redepausen von Videokonferenzen ein. Der Adressat liest dabei, wörtlich, zwischen den Zeilen.

Bis zu zwei Kilobit pro Sekunde lassen sich mit „Skype Hide“ heimlich übertragen, weitaus effizienter als in einem Hello-Kitty-Bild. Hier ergibt sich ein neuer Sinn des alten Bonmots von Cicero: Cum tacent, clamant – indem sie schweigen, rufen sie.

Dass er mit seiner Arbeit Werkzeuge für Kriminelle herstellt, lässt Szczypiorski nicht gelten: „Steganografie ist wie ein Messer, mit dem man Brot schneiden oder morden kann“, sagt er. „Wir bekommen auch viele Anfragen von Dissidenten aus Diktaturen mit scharfer Zensur.“

HILMAR SCHMUNDT

Versteckte Botschaft

Beispiel für die Anwendung von Steganografie in einer Bilddatei



1 Der Anwender der Steganografie-Software ruft ein beliebiges Bild auf und gibt einen Text ein, der verschlüsselt werden soll.



2 Digitale Fotos bestehen aus unzähligen Bildpunkten, die jeweils eine bestimmte Farbinformation beinhalten.

Oft unterscheiden sich Bildpunkte farblich nur in Nuancen, die für das Auge kaum sichtbar sind:

ohne Farbveränderung
mit Farbveränderung

Versand per E-Mail

3 Der geheime Text wird von der Software in kleinste Farbveränderungen einzelner Bildpunkte umgerechnet und dann verschickt.

4 Der Empfänger öffnet das Bild mit der identischen Steganografie-Software. Diese erkennt die umgewandelten Bildpunkte und rechnet sie in Text zurück.

5 Der versteckte Text wird für den Empfänger wieder sichtbar.

DER SPIEGEL



STRATO ist Deine
Bühne im Netz.
Konkurrenzlos günstig!

Auch Finn Martin aus unserem
TV-Spot hat seine Bühne im Netz:
www.finn-martin.com

Basic Homepage
**30 Tage
kostenlos
testen! ***

Die besten Instrumente für Deinen Online-Erfolg!



DOMAIN



HOMEPAGE



WEBSHOP

Sichere Dir jetzt bei STRATO Deine persönliche Internetadresse und erstelle ganz leicht Deine eigene Homepage oder lasse Deinen Webshop Geld für Dich verdienen. Und das Beste: Du brauchst dazu keinerlei Vorkenntnisse. Egal welche Ziele Du verfolgst, bei uns findest Du alles für Deinen perfekten Auftritt im Netz.

Checke gleich auf strato.de, ob Deine Wunschadresse noch frei ist und probiere es einfach mal aus.



www.strato.de
Servicetelefon: 030 - 300 146 - 0

 **STRATO**



Bartgeier Bernd

MARKUS P. STÄHLI / WILDPHOTO.CH

TIERE

Nirgends Kadaver

Die Geier kehren nach Deutschland zurück. Doch nur Liebhaber heißen sie willkommen – ihre Feinde schießen scharf. Und die Hygienevorschriften der EU machen den Greifen das Leben schwer.

Gänsegeier „259“ kann nicht mehr fliegen. Eine Kugel aus dem Kleinkalibergewehr eines unbekannten Täters zertrümmerte im Juni Elle und Speiche seines Flügels. Tierärzte versuchten, dem Vogel zu helfen. Mit Physiotherapie stärkten sie seine Muskeln und legten sogar Egel an, um die Durchblutung zu fördern. Doch vergebens.

„Der wird nicht mehr“, sagt Wolfgang Rades, Leiter des Vogelparks Herborn in Hessen, und blickt besorgt hinüber zu dem Tier, das in der Ecke seines Geheges auf einem Steinhauken kauert. Traurig anzusehen ist der Greif an diesem feuchtkalten Vormittag. Doch für Rades ist das Tier auch ein Hoffnungsträger. „Er ist Botschafter seiner freilebenden Artgenossen“, sagt der Biologe, „wenn wir Menschen es zulassen, werden ihm viele Geier folgen.“

„259“ gehört zur Vorhut einer ungewöhnlichen Vogelschar: Die Geier kehren zurück nach Deutschland. Oftmals in einer Reiseflughöhe von mehr als tausend Metern stehlen sich die Vögel in den deutschen Luftraum. Über Hannover und Freiburg, über dem Schwarzwald und der Schwäbischen Alb haben Vogelkundler, Segel- und Drachenflieger die Aasfresser schon entdeckt (siehe Karte).

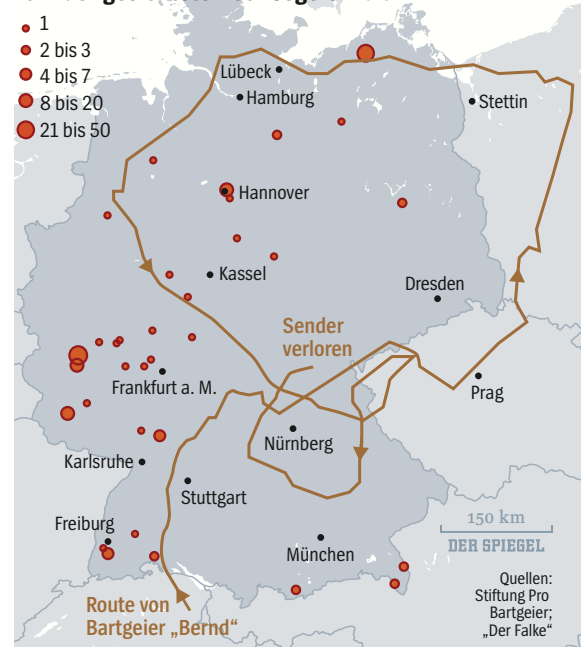
„Dieses Jahr sind mindestens 50 bis 60 Geier über Deutschland gesichtet worden“, frohlockt Dieter Haas von der Geierschutzinitiative Gesi aus Albstadt in Baden-Württemberg. „Aber mit großer Sicherheit fliegen viel mehr ein.“

Ornithologen haben Mitte Juni allein 26 Gänsegeier ausgemacht, bei Tessin in Mecklenburg-Vorpommern. Von April bis August wiederum versetzte Bartgeier Bernd Vogelfans in Entzücken. Das Tier flog von den Alpen bis zur Ostsee. Selbst die seltenen Mönchsgeier mit ihren fast drei Meter Spannweite sind im Himmel über Deutschland schon gesichtet worden.

Während manche die Tiere als Totenvögel schmähen, sind Vogelfreunde begeistert. „Geier sind der beste Abräumservice, den die Natur zu bieten hat“, meint Dieter Haas, „sie erfüllen eine wichtige ökologische Funktion.“ Schon mehrfach hat er den Greifen beim Kröpfen zugeschaut. „Wie Steine“, sagt er, fielen die Vögel vom Himmel, wenn sie einen Kadaver erspähten, und machten sich über die Beute her. „Die hauen alles runter und sind schon wieder weg“, beschreibt Haas das Spektakel. Er sieht die Tiere als „ein Geschenk des Himmels“.

Alle vier europäischen Arten – Bart-, Mönchs-, Gänse- und Schmutzgeier – wa-

Zahl der gesichteten Gänsegeier 2013



ren einst auch in Deutschland heimisch. Doch der Mensch tat sich schwer mit den Leichenfledderern.

Dem Bartgeier etwa dichtete das Alpenvolk im vergangenen Jahrhundert den Raub von Lämmern, Ziegen und sogar Kleinkindern an. „Knochenbrecher“ nannte man ihn, weil er das Gebein seiner Beute aus großer Höhe auf Felsen knallen ließ, um an seine Leibspeise zu kommen: das Mark. Landesherren lobten Abschussprämien aus. Eine Schrotladung zerfetzte den mutmaßlich letzten „Lämmergeier“ des Alpenbogens 1913 im italienischen Aostatal.

Viele Gänsegeier wiederum gingen an Giftködern zugrunde, die eigentlich Wolf oder Fuchs töten sollten. Auch Pestizide setzten den Tieren übel zu. Sie hatten sich angereichert in den Kadavern, die den Vögeln als Nahrung dienten.

Vor allem aber gerieten die Geier ins Abseits, weil ihre einstmalige reiche Nahrungsquelle versiegt ist – und das bis heute. Seit 2002 gilt die EU-Hygieneverordnung, von Naturschützern auch „Kadaververordnung“ genannt: Leichenkeime sollen nicht ins Trinkwasser geraten, Tierseuchen in Schach gehalten werden. Vor allem sollte das Regelwerk die Rinderseuche BSE eindämmen, greift jedoch auch, wenn der Blitz einem Schaf den Schädel spaltet oder ein Reh am Kühlergrill verreckt. Kein totes Nutztier darf in der Landschaft bleiben, Wildtiere müssen eingesammelt oder vom Jäger flugs verscharrt werden.

Alles fein aufgeräumt also – aber die Geier hatten nichts mehr zu fressen.

Spaniens Bauern etwa mussten die traditionellen Muladares (zu Deutsch: Schindanger) schließen, Plätze, an denen sie den Geiern seit Jahrhunderten Kada-



M. VARESVUO / WILDLIFE

ver zum Fraß vorwarfen, um Tierleichen hygienisch zu entsorgen.

Fortan attackierten hungrige Geier sogar lebendige Haustiere. Ausgemergelte Greife auf der Suche nach Futter besuchten Deutschland 2006 eine erste Geierschwemme. Mitten ins Sommerloch flog zum Beispiel Gänsegeier „Gonzo“: „Geieralarm im Norden“ meldete die „Bild“.

Drei Jahre später wurde die Kadaverregelung auf Druck von Naturschützern entschärft. In Spanien gibt es seither wieder Geierfraßplätze. Auf rund 25 000 Paare ist die Population angewachsen. Auch in den französischen Alpen gelang es Biologen, die Vögel wiederanzusiedeln. „Das ist phantastisch, die haben dort schon Gänsegeier und Steinbock im gleichen Fels gesichtet“, schwärmt Dieter Haas.

Kein Wunder also, dass sich die Aasfresser nun auch nach Deutschland aufmachen. Vor allem junge Gänsegeier sind wahre Wandervögel: Bevor sie im Alter von vier bis sechs Jahren brüten, unternehmen die Tiere weite Erkundungsflüge.

So war es auch bei dem voreilig Bernd getauften Bartgeier, der sich später als Weibchen entpuppte. Der 2012 in der Schweiz ausgewilderte und mit Peilsender versehene Vogel startete am 17. Mai dieses Jahres seine Reise gen Norden. Über Bayern und Tschechien flog er zunächst bis an die polnische Ostseeküste. Dort bog das Tier nach Westen ab.

An Stade und Bremen vorbei ging der Streifzug schließlich wieder nach Süden. Doch dann geschah es: Bei Bayreuth verharnte Berndes Sendesignal plötzlich auf der Stelle. Vogelfans befürchteten schon den gewaltsamen Tod des Knochenbrechers. Bald kam Entwarnung: „Das Bartgeierweibchen hat sich offenbar seines Senders entledigt“, vermeldeten Natur-

schützer am 13. Juni im Internet. Und am 19. Juni: „Bernd lebt!“ In Sachsen wurde das geschwächte Tier eingefangen. Inzwischen segelt Bernd wieder in den Alpen.

Geierdame Bernd war dem Tode nah gewesen, als man sie schnappte. In Deutschland hatte sie nichts zu fressen gefunden. Und so ist es häufig. Ebenfalls im Juni tauchte ein Gänsegeier auf einer Mülldeponie bei Vechta auf. „Der saß da tagelang rum und wurde sichtbar schwächer“, erinnert sich Ludger Frye von der ortsansässigen Gruppe des Naturschutzbunds Deutschland (Nabu).

Der Mann beschloss, den Geier zu füttern. „Aber das war schwieriger als erwartet.“ Frye sprach mit dem Deponiebetreiber, mit Naturschutz- und Jagdbehörde. Fallwild dürfe er dem Vogel bieten, hieß es schließlich. Er fand dann ein paar Stücke Wildfleisch „in einer Kadavertonne“ und warf sie dem Geier vor. „Da ging es dem Tier besser“, sagt er. Bald zog der Vogel ab.

Frye freut sich über den Erfolg. Doch richtig glücklich ist er nicht. „Wenn die Tiere hier keine Nahrung finden, werden wir sie nie zurückbekommen“, sagt er.

Doch Deutschland ist noch kein Geierland. „Wir übertreiben es mit der Hygiene“, klagt Vogelparkchef Rades. Überfahrene Wildtiere beispielsweise würden hierzulande immer noch in Windeseile abgeräumt. „Warum ziehen die Jäger das Aas nicht hundert Meter ins Gelände und lassen es für die Geier liegen?“, fragt der Biologe. Und warum nicht wieder Futterplätze für die Vögel anlegen?

Geierfan Haas hat bereits einen solchen Schindanger eingerichtet. Im Donautal bei Sigmaringen schleppt er regelmäßig Fallwild auf das Gelände eines befreundeten Schäfers. Einige Geier seien

Gänsegeier beim Fressen in Spanien

Eine Kuh pro Jahr für jedes Tier

bereits über dem Platz gekreist, berichtet Haas. Doch gelandet ist noch keiner. „Die trauen sich nicht“, sagt der Experte. Bald will er versuchen, die Wildvögel mit verunglückten, flugunfähigen Geiern aus Tierparks anzulocken – als „vertrauensbildende Maßnahme“. „Crash-Geier“ nennt er die Lockvögel.

Lassen sich die Großgreife wirklich anfüttern? Wer die Wanderwege der Tiere mit Leichen pflastern will, muss eine ganze Menge Gammelfleisch in die Hand nehmen. „Für jeden Geier muss eine Kuh pro Jahr daliegen“, taxiert Haas den Bedarf. Schon träumt der Geierfan davon, Beobachtungsstände in der Nähe der Futterplätze zu errichten, um den Öko-Tourismus anzukurbeln. Haas hält die fröhliche Landpartie zum Schindanger für eine geradezu unwiderstehliche Attraktion. „Da könnten die Leute mal was Gescheites erleben“, sagt er.

Doch das geht selbst manchem Vogelexperten zu weit. Lars Lachmann vom Nabu-Bundesverband etwa hält es für verfrüht, die Geier zu füttern. „Bei der kleinen Zahl würde das im Moment nur dazu führen, dass überall Kadaver rumliegen“, sagt er, „und das würden die Leute dann den Naturschützern ankreiden.“

Stattdessen wirbt Lachmann dafür, den Lebensraum des Geiers wiederherzustellen. Der Vogel brauche Felsen und offene Weidelandchaften, auf denen auch mal ein Schaf tot umfalle, ohne gleich „ordnungsgemäß entsorgt“ zu werden. „Dann kommt der Geier von ganz allein.“ Das Alpenvorland, die Schwäbische Alb oder den Harz hält Lachmann für „Gänsegeier-Erwartungsland“.

Fragt sich nur, ob die Bevölkerung den streng geschützten Leichenfresser freundlich empfangen wird. Das Schicksal des angeschossenen Gänsegeiers „259“ ist ein Menetekel. Der Schütze sei mit großer Wahrscheinlichkeit kein Jäger gewesen, eher ein „Waffennarr mit Kleinkalibergewehr“, sagt Biologe Rades. Unkenntnis und Vorurteile könnten dem Greif in Deutschland erneut zum Verhängnis werden.

Dabei geht es auch anders. Haas berichtet, wie in Lothringen eines Tages 23 Gänsegeier auftauchten und sich anschickten, im Wald zu übernachten. „Da ist gleich einer hingesprungen und hat zwei Schafe hingelegt“, erzählt er.

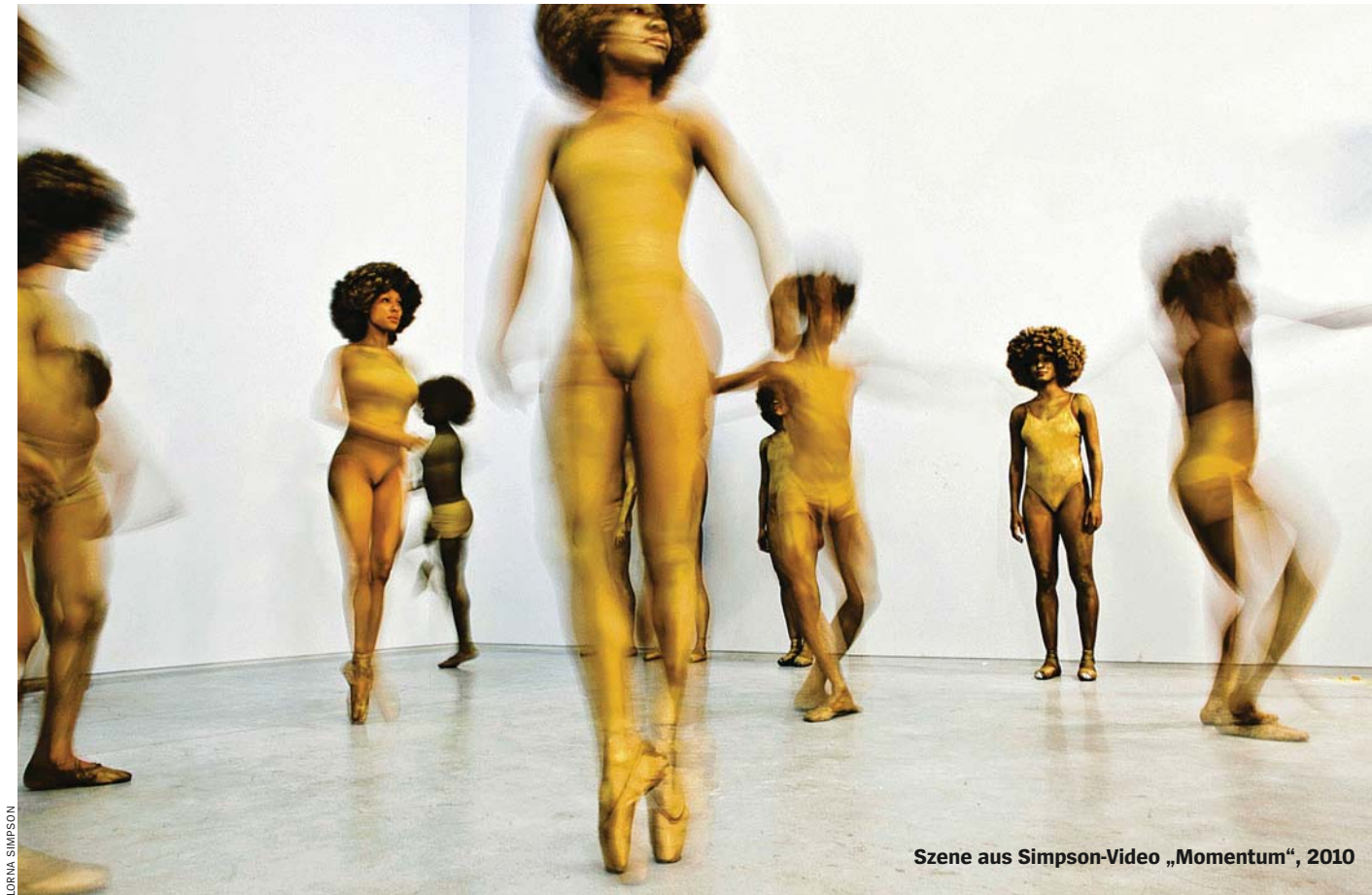
Am folgenden Morgen habe der Franzose die Geier „durchfotografiert und eine tolle Story ins Internet gestellt“.

PHILIP BETHGE



Video: Wie leben Gänsegeier?

spiegel.de/app442013geier
oder in der App DER SPIEGEL



Szene aus Simpson-Video „Momentum“, 2010

AUSSTELLUNGEN

Vorurteil vor Augen

Die afroamerikanische Künstlerin Lorna Simpson ist im rauen New Yorker Stadtteil Brooklyn aufgewachsen, heute lebt sie dort mit Mann und Tochter. In diesem Umfeld ist sie zur Beobachterin geworden, sie hat darauf geachtet, wie Menschen ein-

ander wahrnehmen, wie voreingenommen sie sind, welche große Rolle insbesondere die Hautfarbe spielte und immer noch spielt. Simpson, 53, fotografiert und filmt. Oft zeigt sie Frauen, manchmal nur ihre Körper, nicht aber die Gesichter. Letztlich läuft es in ihrer Kunst darauf hinaus, dass man nicht nur mit den Augen, sondern auch mit den Vorurteilen sieht. Nun präsentiert das Münchner Haus der Kunst die großartigen Werke von Lorna Simpson, die zwar 2002 auf der Documenta in Kassel ausgestellt hat, aber hierzulande noch lange nicht so bekannt ist, wie sie es verdient hätte.

VERLAGE

„Ich fühle mich wohl“



Hans Barlach, 58, Minderheitsgesellschafter der Suhrkamp-Gruppe, über seine Zukunft in einer Aktiengesellschaft

SPIEGEL: Herr Barlach, in der vergangenen Woche haben die Gläubiger den Insolvenzplan für den Suhrkamp Verlag angenommen. Eine AG würde Ihre Position schwächen. Werden Sie Widerspruch einlegen?

Barlach: Selbst wenn ich wollte, könnte ich es noch nicht. Meines Wissens nach hat die Familienstiftung um Ulla Unseld-Berkéwicz noch nicht ihren Sanierungsbeitrag geleistet und den erforderlichen Rangrücktritt über ihren Gewinnvortrag in Höhe von über fünf Millionen erklärt.

SPIEGEL: Das heißt?

Barlach: Sie hat ihren Anspruch auf den Gewinn noch nicht gestundet. Solange dies nicht geschehen ist, ist der Sanierungsplan noch nicht wirksam. Der Generalbevollmächtigte Frank Kebekus hat zudem noch Klärungsbedarf mit dem Handelsregister. Auch das Gericht hat den Insolvenzplan noch nicht genehmigt.

SPIEGEL: Verkaufen Sie Ihre Anteile?

Barlach: Ich habe mir Angebote angehört. Aber zurzeit fühle ich mich in der Rolle eines zukünftigen, maßgeblichen Suhrkamp-Aktionärs sehr wohl.

SPIEGEL: Wieso? Als Aktionär verlören Sie nicht nur viel Geld, sondern auch erhebliche Mitspracherechte.

Barlach: Eine Suhrkamp AG würde die Gewinnvorträge und Haftlagen beider bisheriger Kommanditisten vereinbaren, das sind zusammen immerhin über elf Millionen, dadurch verbessert sich die wirtschaftliche Stabilität

des Unternehmens sofort. Darüber hinaus hat eine AG mit einem Aufsichtsrat und dem Vorstand eine viel höhere Transparenz und Kontrolle als eine KG. Eine Vermischung von Privatem und Geschäftlichem, wie es in der Vergangenheit vorgekommen ist, würde zu sofortigen Konsequenzen führen. Viele Konfliktpunkte, die ich mit der Geschäftsführung der Suhrkamp KG hatte, wären aus der Welt geräumt.

SPIEGEL: Das Unternehmen wird jetzt mit 17,5 Millionen Euro bewertet. Sie sahen den Wert von Suhrkamp vor Monaten noch bei 75 Millionen.

Barlach: Der Verlag wurde durch die Insolvenz bewusst entwertet. Ein Verlag mit so vielen Autorenverträgen, ein Verlag, der für die deutsche Literatur steht, soll nur 17,5 Millionen in Euro wert sein? So viel kostet heute ein gutes Gemälde von Max Beckmann. Wir sind hier an der Bottom-Line; aber es wird wieder bergauf gehen.

LITERATUR

Zehn Liter Asbach

Jörg Schröder, Großmaul, Jaguarfahrer, Verleger, Schriftsteller, 75 Jahre alt ist er gerade geworden, und er kann immer noch Sätze schreiben, in denen das deutsche Drama und das deutsche Irresein stecken, Sätze wie diesen über den Buchhändler Josef Rieck in Aulendorf: „Der verhinderte Mönch mit kommunistischer Frau aus Berlin betrieb eine Versandbuchhandlung des Widerstands.“ Schröder war und bleibt ein Satzträger, ein Serientäter, seine Sprache war stets ein Angriff: auf Kulturangsthasen, Moralpfeifer, Polit-Legastheniker, auf die Dummen, die Hässlichen, die Reichen, eine Wut auf die BRD, die ihm zu klein war, eine Wut auf dieses Land, das in seiner Vergangenheit feststeckte wie in einer Grube voller Scheiße – er aber wollte raus, er wollte Ruhm, Sex und

**KRIEMHILDS
LACHE**
BARBARA KALENDER & JÖRG SCHRÖDER

**Jörg Schröder,
Barbara
Kalender**

**Kriemhilds
Lache. Neue
Erzählungen
aus dem Leben**

Verbrecher Verlag,
Berlin; 272 Seiten;
26 Euro.

Geld, er wollte ein Verleger sein, wie es keinen gab in diesem Deutschland. Und eine Weile war er das auch. Er druckte Rolf Dieter Brinkmann, er veröffentlichte „Einer flog über das Kuckucksnest“, die „Geschichte der O“ und „Die Reise“ von Bernhard Vesper, er betrieb den März-Verlag und erschuf eine Pop-Moderne, die gegen alles schoss, links wie rechts, was verlogen oder gedankenfaul schien. Zusammen mit seiner Lebensgefährtin Barbara Kalender hat Schröder, der gern vom „Arschbumsen“ erzählte, nun ein Buch mit „neuen Erzählungen aus dem Leben“ geschrieben, Fragmente einer leckgeschlagenen Gegenwart, mit dem aberwitzig guten und aberwitzig schlechten Titel „Kriemhilds Lache“ – ein einziger Gute-Laune-Gnadenstoß für eine herrlich verrottete Welt, voll von „neobarocker Verwahrlosung“ und „hängenden Zehn-Liter-Asbach-Flaschen“. Grausam war Schröder schon immer, und das ist gut so.

KINO IN KÜRZE

„Alphabet“ ist ein Angriff auf leistungsorientierte Bildungssysteme. Der österreichische Dokumentarfilmer Erwin Wagenhofer („We Feed the World“) behauptet, dass die Schule den Kindern die Kreativität nehme und sie in überangepasste Erwachsene verwandle. Pauken lasse das Potential der Kinder verkümmern, sagen die befragten Experten. Das (einseitige) Werk ist Propaganda für die gute Sache. Der Zuschauer soll darüber nachdenken, ob es richtig ist, dass Kinder aus der Schule kommen, wenn es dunkel ist.

„Thor: The Dark Kingdom“ zeigt, was aus jungen Typen noch so werden kann. Der von Chris Hemsworth gespielte Titelheld ist ein menschengewordenes Abrissunternehmen, das mit Wut im Bauch und einem Hammer in der Hand kaputtmacht, was ihn bedroht. Weil Thor in dem von Alan Taylor inszenierten Film zwischen drei Welten hin und her hetzen muss, um seine Gegner zu bekämpfen, ist die Handlung etwas wirr. Auch von der Ironie des ersten „Thor“-Films, den Kenneth Branagh vor drei Jahren drehte, sind nur noch wenige Partikel übrig.



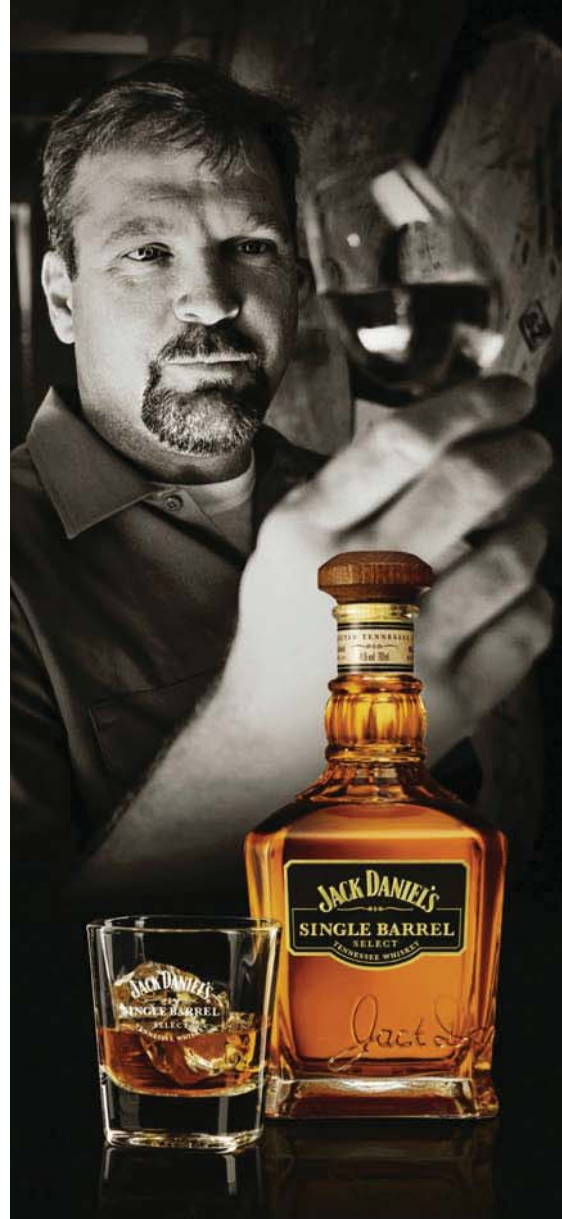
MUSIKINDUSTRIE

Die Logik der Netze

Kaum eine Branche ist jemals so tief gestürzt wie die einst stolze Musikindustrie. Allein zwischen 2003 und 2011 verloren die Plattenfirmen weltweit ein Drittel ihres Umsatzes. Der Musikmarkt gilt als Musterbeispiel dafür, wie man im Umgang mit der Digitalisierung beinahe alles falsch machen kann. Bisher. Denn der Absturz ist vorbei. Inzwischen wachsen die Umsätze wieder, auch in Deutschland. Was ist passiert? Und vor allem: Lässt sich etwas daraus lernen? Ja, sagen Tim Renner, der ehemalige Deutschland-Chef des Branchenführers Universal, und die Musikpromoterin Sarah Wächter in ihrem Buch „Wir hatten Sex in den Trümmern und träumten“ (Berlin Verlag, 336 Seiten, 16,99 Euro). Das Geschäft funktioniert wieder, so die Meinung der Autoren, weil die Musikindustrie die Logik der digitalen Netze akzeptiert: Sie hat gelernt, mit dem Kontrollverlust zu leben. Das ist eine interessante Erkenntnis, vor allem für jene Branchen, die mit ähnlichen Problemen kämpfen wie zuvor die Plattenfirmen. Nur wer versteht, dass es keinen privilegierten Vertriebskanal mehr gibt, sondern viele unterschiedliche Zugänge, der kann sich behaupten.

JEDES FASS
EIN UNIKAT

Wenn unser Master Distiller sich in die oberen Etagen unserer Barrelhouses begibt, ist er auf der Suche nach dem Einzigartigen. Hier reift der Whiskey am intensivsten in seinem Fass und erhält in Farbe und Aroma seinen eigenen, unverwechselbaren Charakter. Doch erst durch die sorgfältige Auswahl werden die besten von ihnen – weniger als jedes hundertste – zum JACK DANIEL'S SINGLE BARREL.



www.jdsinglebarrel.de

Massvoll-
geniessen.de

GENIEßEN SIE JACK DANIEL'S SINGLE BARREL VERANTWORTUNGSBEWUSST.
© 2013 JACK DANIEL'S. JACK DANIEL'S IS A REGISTERED TRADEMARK. ALL RIGHTS RESERVED.



ZEITGEIST

Die Lügen des Westens

In einem Himalaja-Dorf auf 2100 Meter Höhe
erklärt der indische Intellektuelle Pankaj Mishra der westlichen Welt,
was der Osten von ihr hält: nicht viel.

Pankaj Mishra sieht Apfelbäume, wenn er aus dem Fenster blickt, den ganzen Hang hinunter und bis hinüber zu den grünen Bergen auf der anderen Seite des Tals, hinter denen die Riesen des Himalaja aufleuchten, wenn sie nicht gerade vom Monsun verschluckt werden.

Er kam 1992 hierher, nach Mashobra, er nahm einen Bus, er hatte kein Ziel, er wollte sein Land kennenlernen, Indien, er wollte reisen, sehen, verstehen, und als der Bus in Mashobra hielt, stieg er einfach aus und fühlte sich wohl und ging den Berg hinab bis zu dem Haus inmitten der Apfelbäume, wo er noch heute lebt, er klingelte und mietete ein Zimmer und blieb: Mindestens die Hälfte des Jahres ist er dort, weit weg von der Welt und ihrem Getöse.

Zwei Zimmer hat er heute, einen Balkon, der in das Tal hinausragt, einen großen Raum voller Bücher, die er im Lauf der Zeit hierhergeschafft hat, ein Teleskop. In dem kleinen Zimmer nebenan schläft er, dort steht sein Laptop. Links ist eine Küche, die er kaum benutzt, weil er sein Essen aus einem der beiden, na ja, Restaurants von Mashobra bringen lässt: ein offener Schuppen am Straßenrand, eine Kuh wühlt im Müll, ein Mann kaut auf der Treppe und putzt sich die Zähne. 2000 Menschen leben hier auf 2146 Meter Höhe, im Sommer ein paar mehr. Im Winter liegt Schnee auf den Wegen, der Matsch ist dann gefroren. Immerhin gibt es Internet.

Mishra, 44, hat sich diesen Ort ausgesucht, um von hier aus über die Welt nachzudenken: ein Mann des 21. Jahrhunderts, ein Intellektueller unserer Zeit, zwischen Kulturen, Ländern, Sprachen, der in seinen Essays und Buchbesprechungen für die „New York Times“, den „New Yorker“, die „New York Review of Books“, den „Guardian“, die „Financial Times“, die „London Review of Books“ dem Westen erklärt, was der Osten denkt.

Aber da fängt das Problem schon an. Gibt es den „Osten“ überhaupt? Was also hätten die Türkei und Indien, Iran und Japan, China und Afghanistan gemein? Gibt es eine Geschichte des „Ostens“, eine Gegenwart, eine Politik?

Den „Westen“ jedenfalls gibt es, er bezeichnet sich selbst so, er formuliert seine Werte, seine Stärke, seine Macht und Überlegenheit mit diesem Begriff – er hat unter dieser Flagge im 19. Jahrhundert die Welt erobert, Völker unterjocht und Geld und Reichtum für die eigenen, die westlichen Bevölkerungen geschaffen.

Der „Westen“ braucht also den „Osten“ als Konstruktion, er hat ihn sich gebaut

und kulturell überhöht, parallel zu den kolonialen Eroberungen, er braucht ihn noch heute, um sich von ihm abzugrenzen und zu definieren, was Zivilisation ist und was nicht: Das ist eine zentrale These aus der Studie „Orientalismus“ von Edward Said aus dem Jahr 1978.

Pankaj Mishra nun hat diesen Blick des Westens auf den Osten umgedreht, mit seinem neuen Buch „Aus den Ruinen des Empires“, das eine Antwort auf Said ist und eine Distanzierung**.

Mishra hält darin dem Westen den Spiegel vor, er zeigt, wo der Hass herkommt, der dem Westen heute entgegenschlägt, von den Ruinen der Twin Towers bis zu den Schlachtfeldern in Afghanistan und von Kairo bis Karatschi. Er beschreibt, wie alt dieser Hass ist und was die Gründe sind. Er dekonstruiert den Mythos und das Selbstbild des guten, des zivilisatorischen Westens – er liefert aber

gebilde, die Rhetorik der Demokratie und des Liberalismus, die im selben Moment widerlegt wird.

Das Besondere an Mishras Buch ist dabei, dass er wie spielend die weltgeschichtliche Wucht der Ereignisse mit dem Leben und dem Denken wichtiger, im Westen wie im Osten weitgehend unbekannter Figuren verschränkt – Swami Vivekananda etwa, einer der frühesten und bekanntesten spirituellen Führer Indiens im 19. Jahrhundert: „Für diese Zivilisation“, schrieb Vivekananda über den Westen, „war das Schwert das Mittel, Heroismus das Hilfsmittel und der Genuss des Lebens in dieser und der nächsten Welt das einzige Ziel.“

Da steckt Aggression und Wut dahinter, grundsätzliche, politisch-kulturelle Wut und eine Ablehnung des westlichen Lebensmodells – und das ist auch der Unterschied zu „Orientalismus“: „Edward Said“, sagt Mishra, „hat sich zwar über den Westen beschwert. Wir aber müssen heute unseren eigenen Weg beschreiben und sagen, wer wir sein wollen und wo wir hin wollen.“

Er wendet sich mit seinem Buch also an den Westen wie den Osten gleichermaßen – es ist eine Erziehungs- und Bildungsaufgabe in beide Richtungen. Mishra öffnet eine unglaubliche historische und gedankliche Schatzkammer, die dem Denken im Westen wie im Osten neue Perspektiven ermöglicht. Sein Buch ist radikal, aber es ist nicht vordergründig zornig. Es ist, wie fast immer bei Pankaj Mishra, ein Buch der Selbstsuche.

„Als ich mit meiner Recherche anfang“, sagt er, „merkte ich, wie wenig ich wusste von dieser Geschichte, von diesen Denkern, die lange vergessen sind.“

Es sind drei Hauptfiguren, deren Leben Mishra beschreibt: Einer ist der reisende Aktivist und Denker Jamal al-Din al-Afghani, der in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts zwischen Indien, Iran, Türkei, Ägypten herumirrlachte, der mit den Herrschern sprach und Hof hielt und doch nie seine Vorstellungen einer gerechten Gesellschaft umsetzen konnte – und der sich irgendwann abwandte vom Pfad der Verständigung und, postum, zu einem Vordenker dessen wurde, was wir heute den islamistischen Terror nennen.

Oder Liang Qichao, „der erste moderne Intellektuelle Chinas“, wie ihn Mishra nennt, der im eigenen Land erlebte, wie der Westen ein Volk in die Abhängigkeit trieb und ihm jeden Stolz, jedes Selbstbewusstsein nahm, in diesem Fall durch die Opium-Seuche, die eine direkte Folge der britischen Handelspolitik und der



Queen Victoria 1893*: Grund für die Kriege des 21. Jahrhunderts

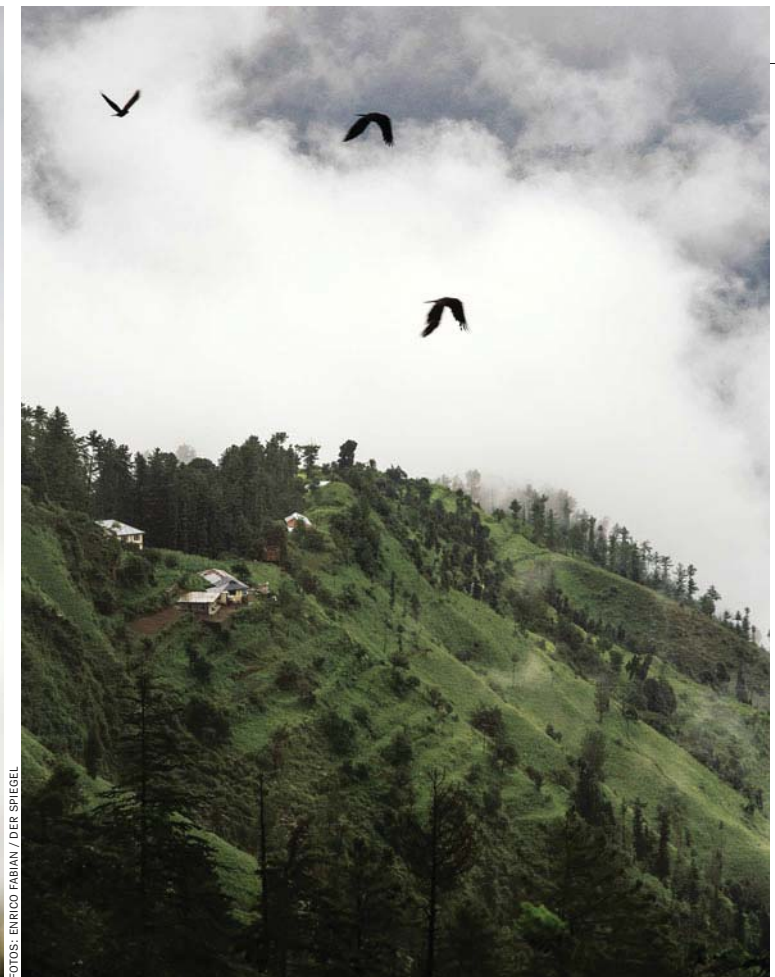
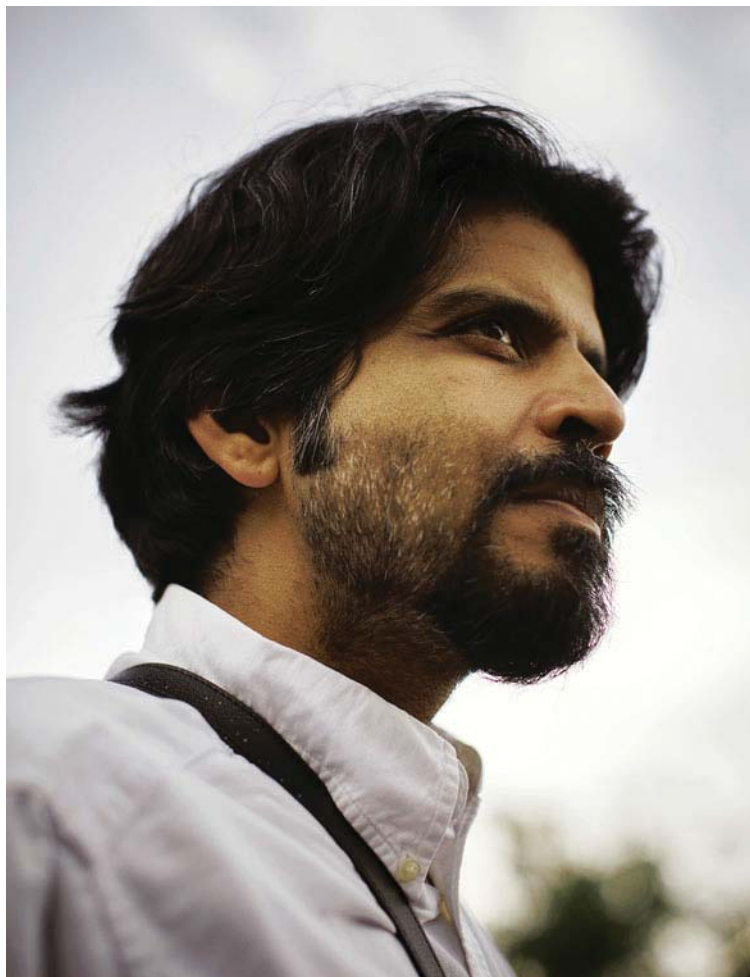
auch Argumente, Geschichten, Stimmen, wie der „Osten“ sich selbst definieren könnte.

Das Jahr 1919 und die Pariser Friedenskonferenz, bei der aus den Schrecken des Ersten Weltkriegs eine neue, bessere, gerechtere Weltordnung entstehen soll, spielen dabei eine wichtige Rolle: Hier wird der Verrat des Westens an seinen eigenen Werten für Mishra besonders deutlich – weil der amerikanische Präsident Woodrow Wilson erst das Prinzip der nationalen Selbstbestimmung proklamiert, um es dann nicht nur aufzugeben, sondern gemeinsam mit dem Westen für die Fremdbestimmung weiter Teile der nicht-westlichen Welt zu stimmen.

Viele Konflikte unserer Zeit lassen sich auf dieses Versagen, auf diese Lügen zurückführen – willkürlich gezogene Grenzen, künstlich konstruierte Nationalstaats-

* Mit ihrem indischen Diener auf Schloss Windsor.

** Pankaj Mishra: „Aus den Ruinen des Empires: Die Revolte gegen den Westen und der Wiederaufstieg Asiens“. S. Fischer Verlag, Frankfurt am Main; 448 Seiten; 26,99 Euro.



FOTOS: ENRICO FABIAN / DER SPIEGEL

Autor Mishra, Ausblick aus seiner Wohnung im Himalaja: *Weit weg von der Welt und ihrem Getöse*

Opium-Kriege war – und der dann nach Amerika ging, die Demokratie wegen ihrer Lügen hassten lernte und im militaristischen Japan eine autokratische Alternative sah zu den „nutzlosen Phantasien“, wie er es nannte, von Frieden und Gerechtigkeit.

Es sind kriegerische Geister in kriegerischen Zeiten, von denen Mishra erzählt, Afghani und Liang und, als dritter, Rabindranath Tagore, das bengalische Universalgenie, ein friedfertiger Mann, so heißt es im Westen über ihn – tatsächlich aber auch ein widersprüchlicher politischer Kopf, der im Westen über die destruktive Kraft des Geld- und Machtkults sprach und den Nobelpreis erhielt, im Osten für seine Worte aber heftigen Widerspruch bekam.

Entlang dieser drei Figuren entfaltet Mishra eindrucksvoll das Wechselspiel von Faszination und Hoffnung, weil der Westen trotz materialistischer Grobheit immer auch dafür stand, von Unterwerfung und Zynismus, weil der Westen seine demokratischen Ideale aus eigenen ökonomischen Interessen zerstörte.

Mishra holt dabei weit aus und zitiert Stimmen wie den bengalischen Denker Aurobindo Ghose, der aus einer fanatisch anglophilen Familie kam und Anfang des 20. Jahrhunderts schrieb: „Die moderne Moral und das moderne Empfinden rebellierten gegen die Knechtung einer Na-

tion durch die andere, einer Klasse durch die andere, eines Menschen durch den anderen. Der Imperialismus hatte sich vor diesem modernen Empfinden zu rechtfertigen und konnte das nur, indem er vorgab, ein Treuhänder der Freiheit zu sein, mit dem höheren Auftrag, die Unzivilisierten zu zivilisieren.“

Mishra bringt damit auch einen Mangel des Modernismus ins Spiel, der sich selbst als absolut setzte und seine Geschichte als die Geschichte der Menschheit – 5000 Jahre chinesische Zivilisation und gut 4000 Jahre indische Zivilisation fielen dabei weg: Mishra spricht hier von der „blinden Nachahmung des Westens“ und zitiert den Dichter, Maler, Philosophen Tagore, dass es keinen Grund gebe, weshalb Asiaten glauben sollten, „der Aufbau einer Nation nach europäischem Vorbild wäre die einzige Art von Zivilisation und das einzige Ziel des Menschen“.

Was Mishras „Aus den Ruinen des Empire“ dabei so reich macht, ist nicht nur die Art und Weise, wie er seine drei Figuren als Schlüssel verwendet, um zentrale historische Fragen wie das Selbstbestimmungsrecht der Völker zu reflektieren – das Buch ist auch deshalb wichtig, weil Mishra in den Fragen der Geschichte Antworten für unsere Gegenwart sucht: Letztlich steckt in dem Buch eine umfassende und durchaus konstruktive Kritik

des Nationalstaats, der für Mishra das fatale Erbe des westlichen Herrschaftstrebens des 19. Jahrhunderts ist und Grund und Anlass sein wird – und es schon ist – für die Kriege des 21. Jahrhunderts.

Im Kern ist dieses Buch eine politische Philosophie, die noch explizit zu formulieren wäre: „Der Westen“, sagt Mishra, „hat immer gedacht, er weiß, wie Gesellschaften funktionieren. Dabei ist die Herrschaft des Westens eine sehr kurze, im Vergleich etwa zum chinesischen Reich. Und ein Wirtschaftsmodell wie der Kapitalismus etwa kann in einem Land funktionieren und in einem anderen Land nicht. Selbst eine Idee wie die der Demokratie muss erst wieder gereinigt werden von allen Übeln, die in ihrem Namen begangen wurden.“

Und so ist man im Gespräch mit Mishra schnell bei den Problemen der Gegenwart, von der Frage, ob man über ein Land wie Afghanistan einfach eine Demokratie stülpen und erwarten kann, dass Frieden einkehrt, bis zu der Krise in Ägypten, einem Land, das auch zu heterogen ist, wie Mishra meint, als dass eine zentral gesteuerte Demokratie die Lösung wäre.

„Wir müssen die verschiedenen Geschichten miteinander ins Gespräch bringen“, sagt er, „dann finden wir vielleicht Auswege. Mehr Autonomie etwa, weniger Zentralismus. Und die Einsicht, dass

die Versprechen von Freiheit und Menschenrechten lange an die Verbrechen des Imperialismus gekoppelt waren.“

Für den Westen, meint Mishra, wird dieser Weg schwierig, „denn wenn man es gewöhnt ist, die Welt zu beherrschen, sieht man manches anders“. Aber die Finanzkrise und das Scheitern der amerikanischen geführten Interventionen im Irak und in Afghanistan etwa weisen für ihn die Richtung: „Es geht doch für die USA nicht mehr darum, in anderen Teilen der Welt Nationalstaaten aufzubauen-

„Wir leben ja wie Blinde in unserer Zeit, wir sind abgeschnitten von unserer Geschichte.“

en“, sagt Mishra, „es geht darum, dass sie erst mal zu Hause ihren Nationalstaat reparieren.“

Und wenn sich nun, das ist seine Hoffnung, der Blick des Westens auf den „Osten“ ändert, weil der Westen mehr nach innen blickt, dann befreit das den „Osten“ von der Schockstarre, die man jahrhundertlang eingeübt hat – die Fixierung darauf, um jeden Preis sein zu wollen wie der Westen.

„Wir leben ja wie Blinde in unserer Zeit“, sagt Mishra, „wir sind abgeschnitten von unserer Geschichte, wir sind verdammt zu intellektueller Armut – wir müssen zurückschauen, um zu verstehen, wo der falsche Weg eingeschlagen wurde und welche Ideen der Vergangenheit heute noch brauchbar sind.“

Pankaj Mishra sagt solche Sätze ruhig. Er ist kein lauter Mann. Er ist dünn, bescheiden, asketisch. Er hat ein Vorwort zur Neuausgabe der Memoiren von Mahatma Gandhi geschrieben, der für ihn ein antiwestlicher Denker ist. Er trägt an einem Tag ein weißes Button-down-Hemd, beigefarbene Chinos und braune Halbschuhe, am anderen Tag ein langes, grünes Hemd, wie es in Indien üblich ist. Wenn er nicht gerade in Mashobra ist oder reist, lebt er in London, wo seine Frau als Lektorin arbeitet und sein Kind zur Schule geht.

Er ist kein Revolutionär, auch wenn seine dunklen Augen manchmal leuchtend flackern, auch wenn etwas in ihm zu brennen scheint, auch wenn er etwas von einem Umstürzler hat. „Ich sehe mich nicht als jemanden, der predigt oder andere Menschen anführt“, sagt er. „Ich sehe mich mehr als jemanden, der forscht.“

Und das bedeutet für ihn Reisen, vor allem Lesen. Deswegen kam er ja überhaupt nach Mashobra, der Sohn eines Bahnarbeiters aus Jhansi – das Leben der unteren Mittelklasse, deren Ambition eigentlich nur ein Ziel kennt: den Aufstieg

durch die Beamtenkarriere oder das Ingenieurstudium.

„Ich aber wollte ein Leben voller Leichtigkeit, voller Müßiggang, ich wollte ein Leben voller Lesen“, sagt Mishra auf dem Spaziergang durch den Wald, der direkt hinter dem Haus im Mashobra beginnt. Täglich läuft er hier, meistens morgens. Die Wolken hängen tief in den Nadelbäumen, ab und zu steht eine Kuh herum. „Ich fühlte mich wie einer dieser Russen des 19. Jahrhunderts, die sich aus einem desillusionierten Liberalismus heraus und einem Misstrauen gegenüber der kommerzialisierten Welt aufs Land zurückzogen.“

Er tat, was er wollte, er las und fing an zu schreiben, die Bücher wurden ihm in den Himalaja geschickt, er schickte Texte nach London und New York zurück, es waren die neunziger Jahre, und das Leben, das Denken, das Schreiben waren noch langsam. Er schrieb Bücher, die das Biografische mit größeren Fragen der Religion, der Identität, der Moderne verbanden: „Unterwegs zum Buddha“ (2005) etwa oder „Lockruf des Westens“ (2011). Er blieb ein Intellektueller für Intellektuelle – mit „Aus den Ruinen des Empires“ hat sich das geändert.

Das zeigte sich schon 2011, als er in einen Streit mit dem britischen Alpha-Intellektuellen Niall Ferguson geriet, oder auch, wie Mishra sagt, „den Niall Fergusons dieser Welt“: Mishra war verärgert über den Triumphalismus in Fergusons Buch „Der Westen und der Rest der Welt“, Ferguson wiederum fühlte sich als Rassist verunglimpft, es wurden Leserbriefe gewechselt und Klagen angedroht – Mishras Attacke, das wird deutlich, wenn man jetzt sein Buch liest, speiste sich bereits aus seinen Recherchen für „Aus den Ruinen des Empires“.

Wenn er in London ist, arbeitet Mishra in einem großen, kargen Büro mit Betonboden und Perserteppichen. Es ist eine alte Schule aus dem 19. Jahrhundert. Er ist aggressiver, offensiver im Gespräch als in Mashobra, aber das kann an der Tagesform liegen. Er spricht von der „Lüge, dass das Empire je eine Form der Zivilisation“ war, er sieht ein „intellektuell bankrott System des Redens über das Empire“, das immer auch als Modell für die Globalisierung genommen wird.

Was also wächst aus den Ruinen?

„Der Bann der westlichen Politik ist endlich gebrochen“, schreibt Pankaj Mishra in seinem Buch. „Der Aufstieg Asiens und das Selbstbewusstsein asiatischer Völker vollenden deren Revolte, die vor mehr als einem Jahrhundert begann. In vielerlei Hinsicht ist dies die Rache des Ostens.“

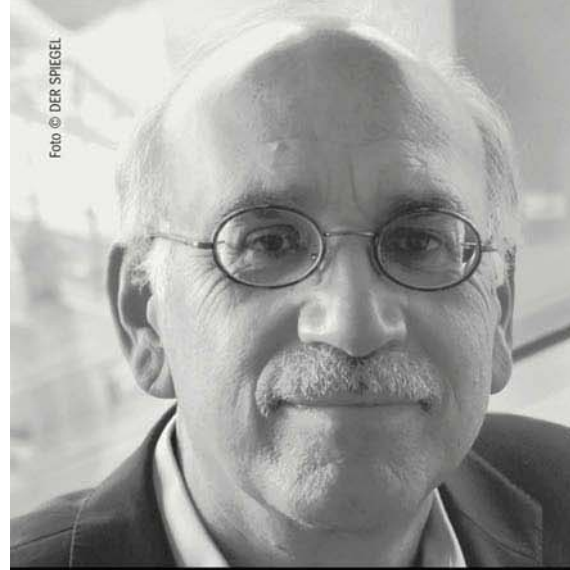
GEORG DIEZ



Video:
Reise in den Himalaja

spiegel.de/app442013himalaja
oder in der App DER SPIEGEL

Foto © DER SPIEGEL



Die Global Player der Zukunft



Gebunden | 448 Seiten | € 22,99 [D] | ISBN 978-3-421-04601-7
Auch als eBook erhältlich

Es ist eine epochale Wende: Brasilien, China und Indien haben 2013 die alten Weltmächte Amerika und Europa wirtschaftlich überholt. Doch die neue Ordnung wird durch die aktuellen Turbulenzen schon wieder durcheinandergewirbelt. Sind die Aufsteiger bereits ausgebremst? Und kommt es zu einem Comeback der westlichen Industriestaaten? Erich Follath führte Gespräche mit Spitzenpolitikern, Wirtschaftsbossen und religiösen Führern, ebenso mit den Menschen auf der Straße – und gibt überraschende Antworten.

Erhältlich im
Buchhandel und bei
www.spiegel.de/shop

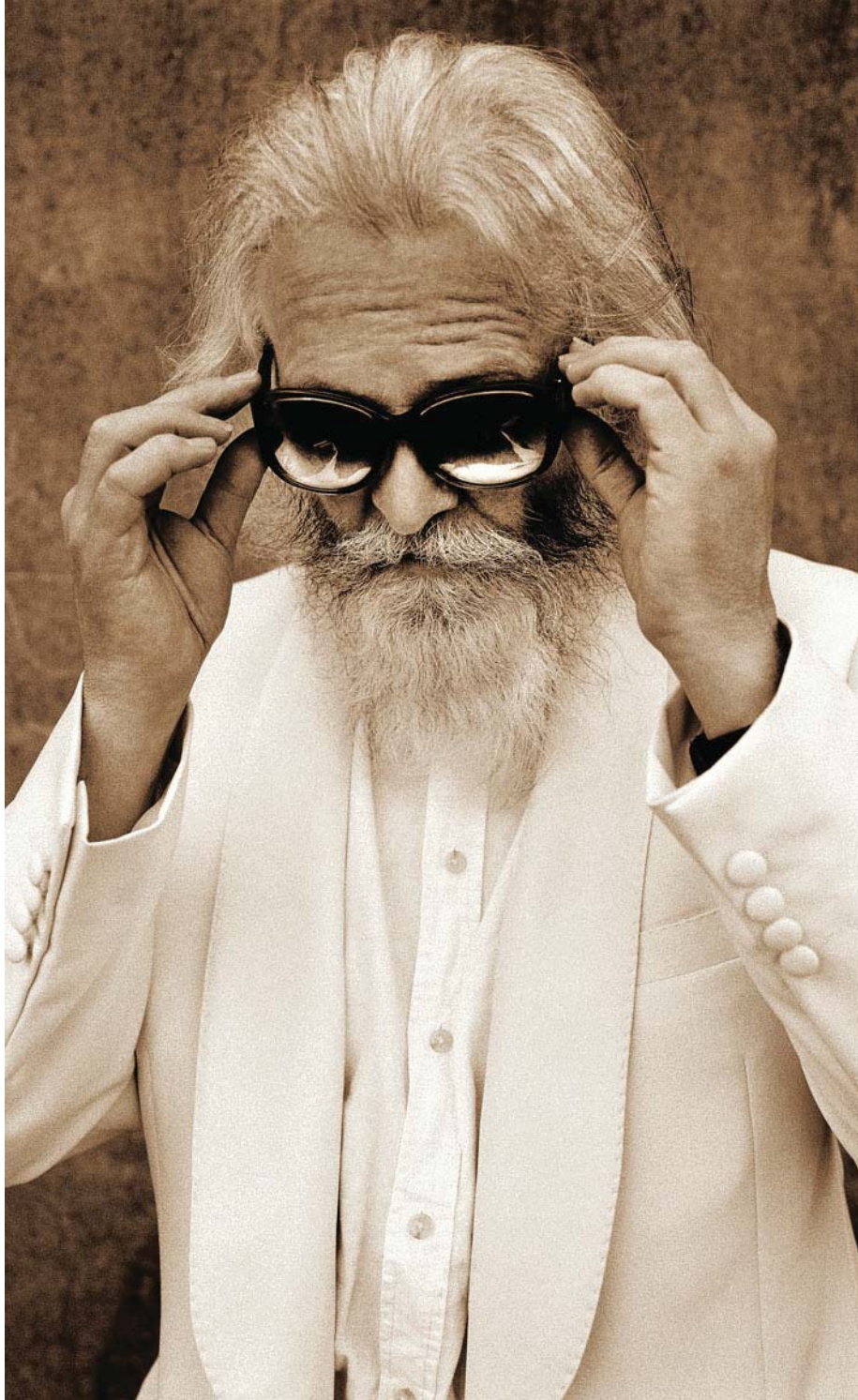
SPIEGEL
BUCHVERLAG

DVA
www.dva.de

POP

Über den Dächern von Durham

Paddy McAloon gilt als einer der größten Songwriter. Der Brite ist halbbblind, halbtaub und sieht aus wie der liebe Gott. Doch er singt immer noch wie der junge Mann, der er einst war.



Das Blöde mit der Genialität ist, dass sie wahrscheinlich nie ganz ohne Tragik auskommt. Paddy McAloon, inzwischen 56 Jahre alt, gilt als einer der größten Songwriter seiner Generation. Niemand schreibt so vollendet und leichtfüßig. Und eigentlich ist auch die neue Single seiner Band Prefab Sprout das reine, rauschhafte Pop-Glück. „The Best Jewel Thief in the World“ heißt das Lied, mit aufstrebenden Gitarrenakkorden und Polizeisirenen erzählt es die Geschichte des besten Juwelendiebs der Welt und wie er in der Euphorie des gegückten Raubs über die nächtlichen Dächer schleicht.

Seit zwölf Jahren haben Prefab Sprout keine neuen Songs mehr veröffentlicht. Kaum jemand hat ihr Comeback erwartet.

Paddy McAloon hört nicht mehr richtig. Vor einigen Jahren hatte er einen schweren Hörsturz. Wenn er seine Lieder hört, muss er sich das Störgeräusch wegdenken, das noch immer in seinen Ohren brummt wie eine aggressive Klimaanlage. Den Bass kriegt er nur noch auf der linken Seite mit. Und laut darf er das, was er da produziert hat, auch nicht hören, weil er den Rest seines Gehörs verlieren könnte. Er kann nicht mehr reisen, nicht mehr live auftreten. Songs schreiben, das geht noch. Manchmal nimmt er sie auch auf, aber da wird es schon kompliziert.

Ein warmer Spätsommertag in der Studentenstadt Durham unweit der Grenze zu Schottland. McAloon ist in der Nähe aufgewachsen, sein Vater hat hier eine Tankstelle geführt, er selbst hat die Gegend nie wirklich verlassen.

Er trägt einen dunkelblauen Samtanzug, das Hemd hat er fast bis zum Bauchnabel aufgeknöpft, was man aber nicht sieht, denn darüber liegt ein langer weißer Bart. Er sieht ein bisschen so aus, wie sich kleine Kinder den lieben Gott vorstellen.

Dafür, dass McAloon fast taub ist, scheint es ihm erstaunlich gutzugehen. Die Haut seiner Hände, die er zuletzt wegen eines Ekzems noch mit feinen weißen Handschuhen hatte schützen müssen, sieht glatt und gepflegt aus. Er hat blende Laune.

„Crimson/Red“ heißt das neue Album, zehn Lieder, die sich mit Musik beschäftigen und den Freuden und Mühen des Heranwachsens. Ein Song würdigt McAloons Vorbild Bob Dylan („Mysterious“), ein anderer handelt von Frank Sinatra („The List of Impossible Things“), in „Adolescence“ erzählt er in vier Minuten die Geschichte von Romeo und Julia, in „Devil Came a Calling“ übersetzt er den „Faust“-Stoff in die Gegenwart, wo der Teufel nun mit den Versprechungen einer Pop-Karriere und ein paar Blowjobs lockt.

Die Stücke sind makellos, schwelgerisch, sie klingen fast wie früher, als Prefab

Prefab-Sprout-Sänger McAloon: Den Stimmen im Kopf folgen

KEVIN WESTERBERG / BECKTOMUSIC

Sprout noch mit großem Budget großen Pop-Sound produzierte. Diese Etats gibt es nicht mehr. Und sie würden McAloon auch gar nichts nützen – ein Studiotag würde ihn ohnehin das Gehör kosten.

Hinzu kommt, dass Paddy McAloon nicht nur schlecht hört, sondern auch schlecht sieht. Vor seinem Hörsturz begann sich die Netzhaut auf beiden Augen abzulösen, er war eine Zeitlang sogar blind. Mehrere Operationen retteten McAloon zwar das Augenlicht, aber zum Interview kommt er mit einer lila getönten Schutzbrille, die er über seiner normalen Brille trägt.

„Crimson/Red“ ist bei ihm zu Hause entstanden, an einem alten Computer, mit einem Programm, das ohne aufwendige Grafik auskommt, damit die Augen nicht strapaziert werden. Seine Ohren überlistete er, indem er den Bass zu hoch einspielte und im Nachhinein vom Computer herunterrechnen ließ. Die digitale Technik macht's möglich.

Muss man sich so ein Genie vorstellen? Schlecht sehen, schlecht hören, ein Mensch, der nur noch den Stimmen in seinem Kopf folgt, die ihm sagen: Schreibe ein Lied über die Eleganz von Cary Grant als ehemaliger Juwelendieb in „Über den Dächern von Nizza“!

Paddy McAloon ruckelt ein bisschen in seinem Stuhl herum, wenn man ihm solche Fragen stellt. Das Wort Genie hört er nicht so gern. Er hat keine Antwort darauf. Wie auch?

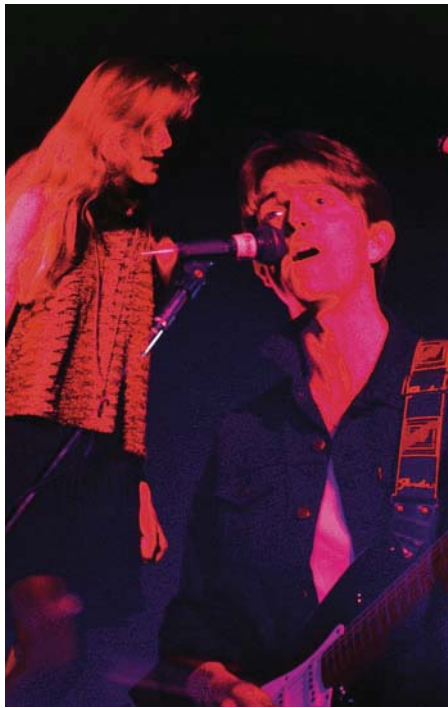
Als Prefab Sprout Anfang der Achtziger auftauchten, waren sie eine dieser für die damalige Zeit typischen Bands von Schlaumeiern. Punk hatte die alten Gewissheiten zertrümmert, in allen möglichen Nischen wurde experimentiert. Prefab Sprout wollten aus dem, was sie liebten, Musik machen: Kino, Literatur, Kunst, Musik.

Anders als sein Gegenspieler Morrissey, der Sänger der Band The Smiths, interessierte sich Paddy McAloon weder für Margaret Thatcher noch für englische Identität. Musik war für ihn kein Weg hinaus in die Welt, weg von zu Hause, hinein in die Metropole, zu Ruhm und Aufregung. Für ihn war Pop selbst die Welt.

Oder was er dafür hielt: Als Jugendlicher schrieb er einen Brief an den Avantgarde-Komponisten Karlheinz Stockhausen und bekam sogar eine Antwort. McAloon war ein Eigenbrötler. Und ist es noch immer.

„Steve McQueen“ heißt Prefab Sprouts schönstes Album, eingespielt 1985, ein Klassiker der Moderne, hochglanzpolierte Songs mit Zeilen wie „Desire as a sylph-figured creature who changes her mind“, was übersetzt so viel heißt wie: „Begehren als ein launischer Luftgeist“.

Es war eine Band, die die Subkultur, den Underground, verachtete, auch und gerade weil dort ihre Wurzeln sind. Und



Popstar McAloon 1985
Band von Schlaumeiern

tatsächlich landeten sie in den achtziger Jahren für eine Weile wirklich im Mainstream. Neben Michael Jackson und Madonna.

Natürlich ging das nicht lange gut.

Ihr größter Hit, „The King of Rock'n'Roll“, handelt von dem Schicksal eines alternden Rocksängers, der immer wieder die gleichen Nonsenszeilen seines einzigen Hits singen muss – Paddy McAloon erging es einen Sommer lang wie dem Helden seines Lieds.

Prefab Sprout verkauften zwar viele hunderttausend Platten, aber als in Japan wildgewordene Fans das Restaurant stürmten, in dem die Band saß, galt die Begeisterung den norwegischen Superstars von a-ha, die am Nachbartisch saßen. „Wir waren nie so richtig gut in unserer Rolle als Popstars“, sagt McAloon.

Hätte er damals einfach aufgehört und wäre Literaturdozent oder Tankwart geworden, wahrscheinlich würde sich heute kaum noch jemand an Prefab Sprout erinnern, eine Fußnote in der Geschichte des Achtziger-Jahre-Pop.

Aber McAloon hörte nicht auf. Schon in den Achtzigern hatte er angefangen, Songs auf Vorrat zu schreiben, für die schlechten Tage, wenn ihm nichts mehr einfallen würde. Er wurde zu dem Songwriter, der nicht nur die schönsten Lieder schreibt – sondern auch die meisten. Und der sich weigert, sie aufzunehmen. Paddy McAloon wurde zum J. D. Salinger des Pop. Das verkaufte Genie, die verlorene Stimme.

Und so sitzt er heute da. Als Komponist von Alben wie „Earth: The Story So Far“, einer Schöpfungsgeschichte. „Be-

hind the Veil“, einer Oper über Michael Jackson, die in einem Fahrstuhl spielt, in dem der Star zusammen mit Princess Diana und einem Liftboy steckenbleibt. „Digital Diva“, einer Platte über eine virtuelle Sängerin, und von Dutzenden anderen Projekten. Alles Platten, die es nur als Gerücht gibt.

Auf einem Foto seines Studios, das vor ein paar Jahren in einem britischen Musikmagazin abgedruckt wurde, sieht man den Computer, an dem McAloon arbeitet. Daneben stapeln sich unüberschaubare CD-Spindeln, Kisten mit Zetteln, Mappen mit notierten Akkordfolgen.

„Um ehrlich zu sein“, sagt McAloon, „ich verliere langsam die Übersicht. Ich habe neulich irgendwo gelesen, dass es ein Projekt von mir mit dem Titel ‚Doomed Poets‘ geben soll. Stimmt, dachte ich, da war doch was. Frühjahr 1999? Nach den Songs über New Orleans? Ich konnte es nicht mehr finden. Irgendwo muss es sein.“

Rund 400 unveröffentlichte Songs gibt es, alle in diesen Kisten, „gute Songs“, sagt McAloon. Ziemlich unvorstellbar, wo es heute meist reicht, eine alte Hit-Platte digital aufzupolieren, um sie noch einmal auf den Markt zu werfen. 400 Songs wären Material für mehr als 30 Alben.

„Vor einigen Jahren“, sagt McAloon, „gab es diesen Moment, als ich verstand, dass es mehr Songs sind, als ich jemals werde aufnehmen können.“

Hat der Gedanke etwas geändert?

„Nicht wirklich.“ Lachen. „Vieles von dem, was mir am meisten gefällt, ist ja überhaupt noch nicht veröffentlicht.“

Sie könnten die Songs anderen Sängern geben?

Wieder so ein Lacher.

„Ich habe schon mal an eine Art Boney-M.-Projekt gedacht, mir überlegt, wie so eine Band aussehen soll, mit wie vielen Sängern, ich hatte sogar schon die Songs geschrieben. Aber ich kann nicht meine ganze Energie in etwas stecken, wovon ich eigentlich nichts verstehe. Ich bin doch kein Pop-Impresario – also sind die Lieder in der Kiste gelandet.“

Es ist, als wäre Paddy McAloon eine Figur in einer Erzählung von Edgar Allan Poe. Während seine Töchter in der Schule sind und seine Frau bei der Arbeit ist, sitzt er Tag für Tag allein im Studio. Und der Berg von Notenblättern mit Musik, die nur er hören kann, wächst und wächst.

Die Stimme eines Sängers sei, so sagt man, das Fenster zu dessen Seele.

Paddy McAloon sieht aus wie ein alter Mann, seine Ohren sind schwach, seine Augen sind kaputt, sein Eigensinn hat schon längst etwas Schrulliges bekommen. Aber seine Stimme ist immer noch die eines jungen Mannes, so kräftig und erwartungsvoll, so beseelt.

Man müsste ihm die ganzen Kisten mit den Juwelen klauen.

TOBIAS RAPP

RESTITUTIONEN

Rühr mich nicht an

Sächsische Bibliotheken und Museen bergen zahlreiche Schätze der Wettiner. Die könnten nun die Rückgabe Tausender Werke erzwingen.

Der Weg zum Corpus Delicti führt durch den „Saal der Kunststücke“ im Neuen Grünen Gewölbe zu Dresden. Hinter dem Eingang rechts, dann vorbei an zwei Sälen, bis zum Raum 110: Dort steht in einer spiegelfreien Vitrine, eindrucksvoll angestrahlt, eine Meissner-Porzellan-Gruppe auf einem Prunksockel. Verziert mit Blättchen aus sächsischem Bandachat, mit Edelsteinen, Perlen, Diamanten, Silber, Bronze. Titel der Figurengruppe: „Das Opfer der Freundschaft“.

Es sieht so aus, als würde das Prachtstück aus dem 18. Jahrhundert das Opfer einer gescheiterten Beziehung werden. Angehörige des Hauses Wettin, also Nachfahren von August dem Starken, fordern zumindest den wertvollen Sockel vom Freistaat Sachsen zurück. Das Londoner Auktionshaus Christie's schätzt den Sockel, geschaffen vom Hofjuwelier Johann Christian Neuber, auf eine halbe Million Euro.

Die Ansprüche der Familie aus uraltem Adelsgeschlecht reichen noch viel weiter. Die Wettiner albertinischer Linie betrachten mehr als 10 000 Gegenstände, die in Sammlungen des Freistaats verteilt sind, als ihr Eigentum. Grünes Gewölbe, Rüstkammer, Kupferstich-Kabinett, Kunstgewerbemuseum, Skulpturensammlung, Schloss Moritzburg, Bibliotheken – dort überall soll der Staat unrechtmäßiger Besitzer sein. Es geht um Kunst, Tausende Bücher und Handschriften im Wert von bis zu zehn Millionen Euro.

Dabei hatten sich Angehörige des Adelsgeschlechts und

der Freistaat 1999 geeinigt und einen Vertrag über 18 000 Kunstgegenstände geschlossen, die 1945/46 enteignet worden waren. Ein Drittel ging in den Besitz der Wettiner über, zwei Drittel kaufte das Land. Die Erben erhielten 10,9 Millionen Mark sowie Immobilien im Wert von 12,6 Millionen.

Damit sollte ein Schlussstrich gezogen werden. Die Dresdner Sammlungen erweckten den Eindruck, sie hätten ihre Bestände gründlich nach fremdem Eigentum durchsucht und nichts mehr gefunden. Eine Öffnungsklausel ließ – angeblich unwahrscheinliche – spätere Ansprüche zu.

Aber die gab es seither reichlich. 2006 wurden fünf wertvolle Meissner Porzellane zurückgegeben, 2011 zahlten die Sachsen 4,2 Millionen Euro für weitere Figuren, die sich doch noch in ihren Sammlungen fanden und bis Kriegsende den Wettinern gehört hatten. Über die

restlichen 10 000 Erbstücke wurde bis vor kurzem ohne Öffentlichkeit verhandelt. Das Angebot der Wettiner zielte darauf, alle Kunstwerke in Sachsen zu lassen und mit Geld abgefunden zu werden – genannt „Sächsische Lösung“.

Doch die Parteien konnten sich nicht verständigen, die Aussicht auf eine gütliche Einigung scheiterte vorläufig Ende September. Kommt nicht noch ein Vergleich zustande, können die Nachkommen des letzten sächsischen Königs nun vor die Verwaltungsgerichte ziehen, um die Herausgabe der Kunstschätze zu erzwingen. Ihre Chancen stünden vermutlich gut. Für mehr als 8000 Stücke soll der Freistaat bereits die wettinische Provenienz eingeräumt haben, unter anderem für Gemälde, Uhren, Waffen, Harnische, Sekstflöten und Bücher.

Die Erben fordern auch 122 Gemälde zurück. Darunter das Werk „Noli me tangere“ (Rühr mich nicht an) von Louis de Silvestre aus dem Jahr 1735 und jene silbernen Kesselpauken von 1719, die in der Rüstkammer stehen und zusammen auf 290 000 Euro geschätzt wurden. Unter den Büchern, die den Wettinern zugeordnet werden, finden sich Raritäten wie eine Ausgabe des ersten modernen Atlas von Abraham Ortelius („Theatrum Orbis Terrarum“) aus dem Jahr 1595, von Christie's auf 62 500 Euro geschätzt.

Viele Bücher tragen den Stempel „Bibliothek des Vereins ‚Haus Wettin‘“ oder „Bibliothek SR. MAJ. des Königs“. Die Provenienz ist nicht allzu schwer zu erkennen. Für die Wettiner ist dies ein Beleg dafür, dass die Sachsen ihre Bestände nie systematisch auf Fremdbesitz durchsucht haben.

Die Sächsischen Kunstsammlungen Dresden wollen sich zu dem Streit nicht äußern; es gebe eine Schweigevereinbarung. Ein Anwalt der Erben, Gerhard Brand, hingegen sieht keinen Grund mehr für Zurückhaltung. „Wir finden das gesamte Verfahren unwürdig“, sagt er, es sei „beschämend für die Dresdner Sammlungen, dass sie weiterhin an ihrer ‚Beutekunst‘ festhalten und selbst die ‚Sächsische Lösung‘ in Frage stellen“. Sechs Mandanten seien im Laufe der Verhandlungen bereits verstorben, weitere Verzögerungen könnten nicht hingenommen werden.



Dresdner Residenzschloss, strittige Objekte*: Gescheiterte Beziehung

* Gemälde von Louis de Silvestre „Noli me tangere“, 1735; Meissner-Porzellan-Gruppe „Das Opfer der Freundschaft“.

Vom Whistleblower bis zum Extremsportler -
wie viel Mut braucht der Mensch?





PAL HANSEN / DER SPIEGEL

Patientencouch in der Praxis des Therapeuten Grosz in London: „Der Paranoiker hat wenigstens jemanden, der an ihn denkt“

AUTOREN

In Behandlung

Der deutsche Neurologe Christof Kessler und der britische Psychoanalytiker Stephen Grosz beschreiben in Fallgeschichten die Ängste und Obsessionen ihrer Patienten – und die Absurditäten der menschlichen Seele.

Die großen Entdeckungsabenteuer, die früher am Amazonas, am Südpol oder im Weltraum spielten, finden heute möglicherweise in weißgetünchten Sprechzimmern statt. In Zimmern wie dem von Stephen Grosz, das in einem schönen Haus im Londoner Stadtteil Hampstead untergebracht ist, nicht weit von jener Villa, in der Sigmund Freud in London lebte, nachdem ihn Hitler und sein Pöbel aus Wien vertrieben hatten.

Die Patientencouch und der Therapeutensessel in der Praxis von Stephen Grosz sind mit weißen Leintüchern bespannt, weiß sind auch die Wände und der Kamin, auf dem Kaminsims steht eine schmale Vase mit einem zierlichen Blumenstrauß. Die Reduktion als Stilprinzip.

Grosz ist ein Hüne mit einem blassen Gesicht, das durch ein wuchtiges schwarzes Brillengestell noch ein bisschen blasser

wirkt, und während er im Türrahmen seines Behandlungszimmers lehnt, spricht er mit einer überraschend rauen Stimme. „Es heißt, Leute wie ich seien Experten für das Unbewusste, aber in Wahrheit wissen wir so gut wie nichts und hören zu, um zu verstehen. Vielleicht ist das meine wichtigste Absicht als Autor: Ich wollte ein Buch darüber schreiben, dass wir eine Methode des Nichtwissens praktizieren.“

Grosz ist Psychoanalytiker. Er ist in den USA aufgewachsen und lebt in Großbritannien, seit er sich vor mehr als drei Jahrzehnten als Student von Berkeley aus nach Oxford aufmachte. Er hat nach seiner Ausbildung eine Weile in London junge Straftäter therapiert und betreibt seit mehr als 25 Jahren eine psychoanalytische Praxis in dieser wohlhabenden Londoner Gegend. Nun, mit 60, hat er ein Buch herausgebracht, das auf Deutsch

den Titel „Die Frau, die nicht lieben wollte“ trägt und das in Großbritannien zum Bestseller geworden ist*. Der „Guardian“ nennt es „eine literarische Sensation“.

Über 50 000-mal habe sich das Werk seit Anfang des Jahres verkauft, sagt Grosz mit einem stolzen Lächeln; in mehr als 20 Länder wurden seine Storys bereits verkauft. Die meisten seiner 31 Fallgeschichten, in denen er Erlebnisse aus seiner Praxis leicht verfremdet nacherzählt, sind verblüffend kurz, nur fünf oder sechs Seiten lang. Grosz sagt, er sei nicht darauf aus, die Gier der Leser nach umfassender Information zu befriedigen.

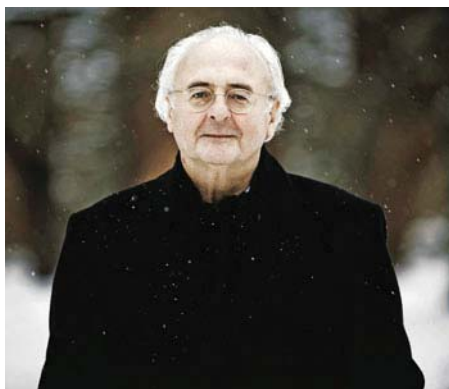
Sein Buch habe er mit dem Gedanken geschrieben, „auf kleinstem Raum, so simpel und klar wie möglich, von den Lektionen zu berichten, die ich in meinem Beruf gelernt habe“. Er habe sich bei der Schreibarbeit vorgestellt, das



PAL HANSEN / DER SPIEGEL

Analytiker Grosz

Poetisch verdichtete Beobachtung



Arzt Kessler

Frauenschrecke und Gesichtsblinde

Buch sei eine Art Kassiber an seine noch ziemlich kleinen Kinder. Grosz zitiert die dänische Schriftstellerin Karen Blixen: „Alles Leid lässt sich ertragen, wenn man eine Geschichte darüber erzählt.“

Tatsächlich sind die Fallgeschichten, die Grosz in seinem Band versammelt, Wunderwerke poetisch verdichteter Beobachtung. Sie handeln, durchaus erwartungsgemäß, von Ängsten, Obsessionen, oft komischen Begebenheiten.

Von einem Architekten zum Beispiel, der am Tag eines großen Berufserfolgs seine Briefftasche in der U-Bahn verliert; weil es sein Unterbewusstsein ihm nicht erlaubt, so deutet es Grosz, vor seinen Mitmenschen als beneidenswerter Sieger dazustehen. Von einem jungen Lügenbold, der den Therapeuten verstört, indem er erst den eigenen Tod vortäuscht und sich dann ein halbes Jahr später bei

ihm per Telefon fröhlich ins Leben zurückmeldet; geleitet vom „Drang zu schockieren“. Oder von einer alten Dame, die tagtäglich von einer Alltagskatastrophe ins nächste Schlamassel stürzt; über sie erfährt man in diesem Buch, dass sich keineswegs jede Krankheit für den Patienten als Unglück erweist, sondern für manche auch Schutz sein kann gegen die Einsamkeit: „Der Paranoiker weiß wenigstens, dass jemand an ihn denkt.“

Bücherleser sind, wie Fernsehzuschauer auch, schon länger in Massen zu begeistern, wenn ihnen Ärzte und Forscher unter dem Signum des Authentischen vom Leiden, Genesen und Sterben ihrer Klientel erzählen. Vielleicht hat das, in einer alternierenden Gesellschaft, mit dem Erschauern vor dem Abgrund des leider unvermeidlichen eigenen Todes zu tun. Vielleicht lassen sich Millionen Menschen aber auch deshalb von möglichst lebensnahen Krankheitsschilderungen und TV-Arztserien faszinieren, weil sie wider alle Weisheit auf Rettung hoffen, während sie sich am Elend anderer weiden.

Der aus Großbritannien nach Amerika ausgewanderte Neurologe Oliver Sacks ist vor mehr als 20 Jahren weltberühmt geworden mit Nacherzählungen der Krankheiten seiner Patienten, die er in Bestsellern wie „Der Mann, der seine Frau mit einem Hut verwechselte“ aufschrieb. Vielleicht, um die Heilserwartungen seiner Leser zu dämpfen, vielleicht, um die Distanz zwischen sich und seinen Klienten zu betonen, hat Sacks seine Kranken bezeichnet als „Reisende, die unterwegs sind in unvorstellbare Länder“.

Am Erfolg des Autors Sacks, weniger an dessen Diskretion und Humor, hat sich offenbar der deutsche Arzt Christof Kessler orientiert. Kessler ist 63 Jahre alt, Chef einer neurologischen Klinik in Greifswald und hat nun ein Buch veröffentlicht, in dem „ein Neurologe aus seiner Praxis erzählt“, wie der Verlag wirbt. Ein Werk aus erfahrungsgesättigten, wenngleich aus Gründen der ärztlichen Schweigepflicht angeblich „komplett erfundenen“ Geschichten. Das Buch heißt „Wahn“.

„Wahn“ erzählt unter anderem von einem Biedermann, der durch einen Hirntumor zum dauersexomanen Frauenschreck wird, in „einer ganzen Serie unangenehmer Situationen“, wie Kessler es ausdrückt. Das Buch berichtet von einer Frau, die an Gesichtsblindheit, medizinisch Prosopagnosie, leidet, was ihr den lebensgefährlichen Zorn eines gewalttätigen Ex-Liebhabsers einträgt. Die Folge: „Ein greller Schmerz blitzte vom Nacken über ihren Rücken.“ Und „Wahn“ handelt von diversen nervlich zerrütteten

* Stephen Grosz: „Die Frau, die nicht lieben wollte. Und andere wahre Geschichten über das Unbewusste“. Aus dem Englischen von Bernhard Robben. S. Fischer Verlag, Frankfurt am Main; 236 Seiten; 19,99 Euro. Christof Kessler: „Wahn“. Eichborn Verlag, Köln; 208 Seiten; 16,99 Euro.

Der neue Roman von der Autorin des Weltbestsellers EAT PRAY LOVE



Ungekürzte Lesung
mit Suzanne von Borsody
20 CDs | ca. 25 Std. | 39,99 €*
3 mp3-CDs | ca. 25 Std. | 29,99 €*
D.A.V.



Aus dem Englischen von
Sabine Schwenk und Tanja Handels
704 Seiten
Gebunden mit Schutzumschlag
und Lesebändchen
€ 22,99 [D] | € 23,70 [A] | sFr 32,90
ISBN 978-3-8270-1156-5

BLOOMSBURY
BERLIN

Jetzt überall im Handel!
www.der-audio-verlag.de D.A.V.

DER NEUE kindle paperwhite

WIR HABEN BÜCHER-FANS EINGELADEN,
DEN NEUEN KINDLE PAPERWHITE ZU TESTEN.
ECHTE MENSCHEN, ECHTE REAKTIONEN.

„ABSOLUT SPIEGELFREIES
DISPLAY. WIRKLICH
BEEINDRUCKEND.“

– CHRISTIAN FINDET ES KLASSE, DASS ER SOGAR
IN HELLEM SONNENLICHT LESEN KANN.



amazon

Patienten, die beispielsweise wegen einer unglücklichen Arzneidosierung in böse Wahnvisionen abgleiten, nach einer MS-Diagnose knapp am Selbstmord vorbeischrammen oder dank eines Schlaganfalls plötzlich ihre Nikotinsucht loswerden.

Kessler ist womöglich ein guter Arzt. Seine Geschichten aber sind schludrig geschriebene Kolportage. Die Menschen, die in ihnen auftreten, sind Groschenromanfiguren, die abends „alleine mit einem Glas Rotwein vor dem Fernseher in den Sessel sinken“ oder den Ehepartner „liebevoll umsorgen“, gern mit einem „Becher dampfenden Tees“, die bei ihren Mitbürgern „überaus beliebt“ sind und mit ihnen „angeregte Gespräche“ führen. Diese Figuren hören auf ziemlich groteske Aliasnamen, „Hans-Friedrich Elmskötter“ etwa. Und sie vertrauen einem Doktor, der stets zum groteskmöglichsten Strunzdeutsch aufgelegt ist: „Da der Patient komatös war, musste ich als behandelnder Arzt entscheiden.“ Natürlich gehen fast alle diese Geschichten gut aus.

Bei aller stilistischen Kümmernis aber erkennt man als Leser stets sehr deutlich,

„Die Patienten werden mit unangenehmen Wahr- heiten konfrontiert. Den meisten macht das Angst.“

woran „Wahn“ Anschluss sucht: an jenen literarischen Dokumentarismus, wie ihn zum Beispiel Ferdinand von Schirach in seinen von vielen Kritikern zu Recht gelobten Erzählbänden „Verbrechen“ und „Schuld“ praktiziert, in denen er echte Kriminalgeschichten aufbereitet. Doch erst die kühle Dramaturgie, ein lakonisches, prägnantes Deutsch und eine spürbare Empathie für die Menschen, von denen er erzählt, machen Schirachs Bücher so großartig, keineswegs der authentische Erzählstoff allein.

Im Fall von Stephen Grosz kann man die Geschichten aus „Die Frau, die nicht lieben wollte“ und die Aphorismen, die der Autor aus ihnen destilliert, als dringliche, überschwängliche Werbung für die Psychoanalyse lesen – schon Sigmund Freud schrieb seine Krankengeschichten, die „wie Novellen“ wirken sollten, weil er sich davon mehr Verständnis für seine Arbeit versprach. „Ich möchte Lesern, die mangels Zeit oder Geld oder Bedarf nie in ihrem Leben eine Psychoanalyse machen werden, ein Gefühl dafür geben, was zwischen dem Analytiker und dem Patienten geschieht“, sagt Grosz. „Ich gebe Einblicke in eine Welt, die nicht jedem zugänglich ist. Eine Welt, in der mitunter befremdliche Dinge geschehen.“

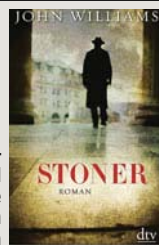
Man kann in Grosz' Buch Praktisches fürs Leben lernen wie seine Erklärung,

Bestseller

Belletristik

- 1 (1) **Jussi Adler-Olsen**
Erwartung
dtv; 19,90 Euro
- 2 (2) **Khaled Hosseini**
Traumsammler
S. Fischer; 19,99 Euro
- 3 (6) **Rebecca Gablé**
Das Haupt der Welt
Ehrenwirth; 26 Euro
- 4 (4) **Terézia Mora**
Das Ungeheuer
Luchterhand Literatur; 22,99 Euro
- 5 (11) **Ian McEwan**
Honig
Diogenes; 22,90 Euro
- 6 (3) **Cecelia Ahern**
Die Liebe deines Lebens
Fischer Krüger; 16,99 Euro
- 7 (5) **Ferdinand von Schirach**
Tabu
Piper; 17,99 Euro
- 8 (9) **Daniel Kehlmann**
F
Rowohlt; 22,95 Euro
- 9 (8) **Timur Vermes**
Er ist wieder da
Eichborn; 19,33 Euro
- 10 (7) **Derek Landy**
Skulduggery Pleasant – Duell der Dimensionen
Loewe; 18,95 Euro
- 11 (14) **Karen Rose**
Todeskind
Knaur; 19,99 Euro
- 12 (19) **Uwe Timm**
Vogelweide
Kiepenheuer & Witsch; 19,99 Euro
- 13 (10) **Dan Brown**
Inferno
Bastei; 26 Euro
- 14 (–) **Cassandra Clare**
City of Lost Souls – Chroniken der Unterwelt
Arena; 19,99 Euro
- 15 (16) **Nina George**
Das Lavendelzimmer
Knaur; 14,99 Euro
- 16 (15) **Joël Dicker**
Die Wahrheit über den Fall Harry Quebert
Piper; 22,99 Euro
- 17 (12) **Atze Schröder**
Und dann kam Ute
Wunderlich; 19,95 Euro
- 18 (17) **Frederick Forsyth**
Die Todesliste
C. Bertelsmann; 19,99 Euro
- 19 (20) **John Williams**
Stoner
dtv; 19,90 Euro

Unspektakuläre Geschichte und doch fesselnd bis zum Schluss: Siege und Niederlagen eines Literaturdozenten



- 20 (–) **Iny Lorentz**
Flammen des Himmels
Knaur; 19,99 Euro

Im Auftrag des SPIEGEL wöchentlich ermittelt vom Fachmagazin „Buchreport“; nähere Informationen und Auswahlkriterien finden Sie online unter: www.spiegel.de/bestseller

Sachbücher

- 1 (1) **Christopher Clark**
Die Schlafwandler
DVA; 39,99 Euro
- 2 (9) **Malala Yousafzai mit Christina Lamb**
Ich bin Malala
Droemer; 19,99 Euro
- 3 (-) **Guido Maria Kretschmer**
Anziehungskraft
Edel Books; 17,95 Euro

- 4 (2) **Florian Illies**
1913 – Der Sommer des Jahrhunderts S. Fischer; 19,99 Euro
- 5 (5) **Rolf Dobelli**
Die Kunst des klaren Denkens
Hanser; 14,90 Euro
- 6 (7) **Bronnie Ware**
5 Dinge, die Sterbende am meisten bereuen Arkana; 19,99 Euro
- 7 (3) **Rüdiger Safranski**
Goethe – Kunstwerk des Lebens
Hanser; 27,90 Euro
- 8 (-) **Swetlana Alexijewitsch**
Secondhand-Zeit
Hanser Berlin; 27,90 Euro
- 9 (-) **Sandra Roth**
Lotta Wundertüte
Kiepenheuer & Witsch; 18,99 Euro
- 10 (4) **Jennifer Teege/Nikola Sellmair**
Amon
Rowohlt; 19,95 Euro
- 11 (10) **Volker Ullrich**
Adolf Hitler – Die Jahre des Aufstiegs S. Fischer; 28 Euro
- 12 (8) **Ruth Maria Kubitschek**
Anmutig älter werden
Nymphenburger; 19,99 Euro
- 13 (19) **Dieter Nuhr**
Das Geheimnis des perfekten Tages
Bastei Lübbe; 14,99 Euro
- 14 (11) **Eben Alexander**
Blick in die Ewigkeit
Ansata; 19,99 Euro
- 15 (15) **Rolf Dobelli**
Die Kunst des klugen Handelns
Hanser; 14,90 Euro
- 16 (14) **Gerd Ruge**
Unterwegs – Politische Erinnerungen
Hanser; 21,90 Euro
- 17 (-) **Maike Maja Nowak**
Wie viel Mensch braucht ein Hund
Mosaik; 17,99 Euro
- 18 (6) **Boris Becker mit Christian Schommers**
Das Leben ist kein Spiel
Herbig; 19,99 Euro
- 19 (12) **Meike Winnemuth**
Das große Los
Knaus; 19,99 Euro
- 20 (-) **Michael Winterhoff**
SOS Kinderseele
C. Bertelsmann; 17,99 Euro

Der Guru für
Geschmacksverirrte
gibt Modetipps –
unabhängig von Bud-
get, Alter und Figur



warum es achtlos und verkehrt ist, Kinder dauernd zu loben. Man kann seine Geschichten aber auch als große Erzählkunst genießen, in der sich, wie in aller guten Literatur, auch Zeitgeschichte spiegelt.

Einmal schildert Grosz das Beispiel einer Frau namens Marissa Panigrosso, die in ihrem Büro im New Yorker World Trade Center nach dem Einschlag des ersten Flugzeugs am 11. September 2001 vom Schreibtisch aufsprang und durchs Treppenhaus auf die Straße flüchtete, während ihre liebsten Kolleginnen einfach im Büro sitzen blieben. „Wir sperren uns gegen Veränderung“, schreibt Grosz, jedes vom Gewohnten abweichende Verhalten, und wäre es noch so nötig, „finden wir beängstigend“. Menschen krallten sich in Beziehungen, Unglücksfällen und Geschäftsfragen an den Ist-Zustand, „da jede Veränderung Verlust bedeutet“.

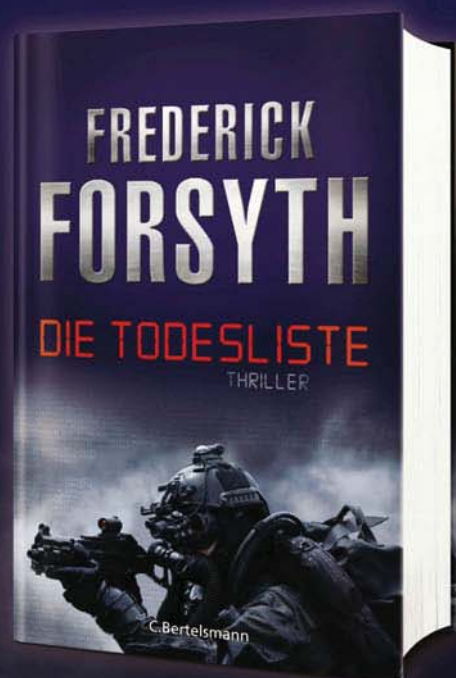
Grosz redet die Schrecken, von denen seine Patienten geplagt werden, nicht klein. „Die Psychoanalyse ist kein Luxus. Die meisten Patienten kommen zu mir, weil sie leiden. Weil sie mit einer Depression kämpfen oder nicht mehr schlafen können, weil sie Drogen nehmen oder zu Prostituierten gehen. Lauter Dinge, die ein Leben ruinieren können. Bei mir werden diese Menschen mit unangenehmen Wahrheiten über sich selbst konfrontiert. Mit Wahrheiten, die sie verdrängt haben. Das macht den meisten Angst.“

Immer wieder berichtet Grosz in „Die Frau, die nicht lieben wollte“ von seinem Scheitern. Von Patienten, die ihn bespuckten oder sich umbrachten, von Erfahrungen, die sich nicht in Geschichten verwandeln ließen. Mit seinem Vater fuhr er vor ein paar Jahren ins ungarisch-ukrainische Grenzgebiet in den Karpaten, wo der alte Mann seine Kindheit verbracht hatte als Kind einer jüdischen Familie. Fast alle seine Verwandten waren in Auschwitz ermordet worden. In der Kleinstadt, in der er zur Schule gegangen war, und im nahe gelegenen Dorf Makarowo, seinem Geburtsort, schien der Vater zunächst bestimmte Häuser, Straßen, Felder wiederzuerkennen. Dann winkt er jedes Mal sehr plötzlich ab: Es sei leider doch der falsche Ort, er habe sich getäuscht und wolle weg. Irgendwann begriff der Sohn, dass der Holocaust den Vater „um jede Chance gebracht hat, an seine Kindheit denken zu können“.

So bleibt, und das zeichnet Grosz' Buch vielleicht am meisten aus, immer ein Staunen, ein Zweifel, ein Rätsel angesichts der Dinge, von denen hier ein unbedingt Hilswilliger erzählt. Es gibt in „Die Frau, die nicht lieben wollte“ keine Heilung, keine Rettung. Es gibt im besten Fall ein Gespräch. Dem guten Zuhörer, behauptet der Autor Grosz einmal, komme es nicht bloß auf die Worte an. „Es geht auch um die Stille, die Lücken dazwischen.“

WOLFGANG HÖBEL

Der Polit-Thriller des Jahres



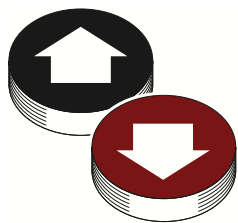
320 Seiten, gebunden, € 19,99 [D]

Das geheimste Dokument der USA. Eine Liste mit den gefährlichsten Terroristen weltweit. An erster Stelle der Name eines Hasspredigers. Keiner kennt sein Gesicht. Keiner kennt seine Identität. Keiner kennt sein Versteck. Und nur zwei Männer können ihn stoppen. Ein ehemaliger US-Marine und ein junger Computerhacker. Die gemeinsame Jagd beginnt.

C. Bertelsmann



Lesen Sie auf: www.cbortelsmann.de



Inventur der Eindrücke

KUNSTKRITIK: Eine Ausstellung widmet sich Gerhard Richters Leben als Sammler und Sortierer.

Es sind die Hinweise auf die ungemalten Bilder Gerhard Richters, die in dieser Ausstellung im Münchner Lenbachhaus am meisten verstören. In den sechziger Jahren hatte er aus Büchern Abbildungen ausgeschnitten, Aufnahmen von Leichenbergen, auch von Überlebenden aus Konzentrationslagern, fast verhungert, fast zu Tode geschunden. Bilder, die das Nachkriegsdeutschland erschütterten, die aber auch schnell wieder verdrängt wurden.

Richter, der junge Maler, wollte sie abmalen und so die Erinnerung erzwingen. Er experimentierte, kolorierte einige der Fotos in den erschreckend bunten Farben der Pop-Art, kreisend gelb, rot, leuchtend blau. Nie wurde ein Ölbild daraus. Es ging nicht.

Die ausgeschnittenen Abbildungen hob er auf, ebenso wie Tausende anderer Bilddokumente. Alte Familienfotos, eigene, oft sehr private Aufnahmen, Zeitungs- und Magazinbilder – immer wieder auch welche aus dem SPIEGEL, wie das Porträt des NS-Arztes Werner Heyde aus dem Jahr 1961 oder 40 Jahre später die Ansicht der einstürzenden Türme des World Trade Center.

Solche Szenen und Szenarien malte er in seiner wie verschwommen erscheinenden Ästhetik nach: den NS-Täter Heyde, Ansichten wiederaufgebauter Städte von oben, Wolkenformationen, brennende Kerzen. Eine Sekretärin, deren Liebhaber seine Gattin umbrachte. Aufnahmen der toten Stammheim-Häftlinge. Richters dritte Ehefrau, den SPIEGEL lesend (sie, die Lesende, ist nun das Motiv der riesigen Plakate dieser Schau). Die Zwillingstürme. Anderes verwarf er. Nicht jede Wolke, nicht jede Blüte wurde gemalt.

Eine Auswahl solcher fotografischen Zeugnisse, die er nutzte oder auch nicht, die ihn aber alle nicht mehr losließen, klebte er auf Tafeln aus weißem Karton. Auf einer einzigen dieser Pappen, die immer 50 Zentimeter hoch und 35, 65 oder 70 Zentimeter breit sind, können sich 2 oder 20 oder mehr Fotos befinden, ge-

gentlich auch Skizzen. Das ganze Konvolut nannte er Atlas. Ein ehrgeiziger Titel. Atlas ist der Titan aus der Mythologie, der ganz allein das Himmelsgewölbe trägt. 1962, ein Jahr nach seiner Flucht von Ost nach Westdeutschland, begann Richter mit dem eigenwilligen Projekt. Das Konvolut wuchs stetig weiter und war später sogar auf der Documenta zu sehen.

1996 erwarb das Münchner Museum Lenbachhaus die damals mehr als 600 Ta-

Schöpfungen. Ein Beweis dafür, dass die Realität so ist, wie sie ist, oft brutal, manchmal schön, immer verwirrend. Nichts passt zueinander, aber alles gehört zusammen.

Als Richter einst in den Westen kam, malten dort viele abstrakt, es war die Zeit des Informel. Er selbst wiederum war in Dresden geschult worden im Stil des Sozialistischen Realismus. Beides passte nicht zu ihm. Er empfand es als Befreiung, keine Kompositionen erfinden zu müssen, sondern sie auf Fotografien vorzufinden. Er entdeckte Bilder für Banales, indem er Klopapierrollen auf Leinwand abmalte. Und er machte auch Bilder ausfindig für Sehnsucht und für die Rätselhaftigkeit des Daseins: Landschaften, seine Familie.

Richter definierte die Kunst neu, auch das Künstlerdasein. Denn er lebte ein Leben, das am wenigsten gemein zu haben schien mit dem eines Bohemiens. Stattdessen: Sechziger-Jahre-Urlaubsfotos mit damaliger Frau und erster Tochter auf Gran Canaria, Großhotels aus Beton.

Wer den Atlas vor sich hat, denkt, er lerne viel über Richter, darüber, wie er sieht, denkt und arbeitet. Aber stimmt das? Man entdeckt, zwischen harmlosen Landschaften, plötzlich Porträtfotos von Hitler, auch sie stammen aus Zeitungen, aus weiteren Publikationen. Tatsächlich hat sich Richter in den frühen sechziger Jahren sogar an einem gemalten Bildnis des Diktators versucht. Er hat das fertige Gemälde fotografiert und es später zer-

schnitten. Das hat er mit vielen Werken gemacht, mit denen er unzufrieden war. Es wäre interessant gewesen, die Abbildungen dieser anschließend zerstörten Bilder hier zu sehen. Weil sie verdeutlichen, wie kompromisslos er, der Sammler und Sortierer, wirklich ist.

Richter ist 81 Jahre alt, in München hat man vor der Eröffnung seiner Schau angekündigt, der Atlas sei nun abgeschlossen. Aus der Inventur sollte eine Bilanz werden. Aber dann sagte der Künstler anlässlich der Ausstellung: Wer weiß?

ULRIKE KNÖFEL



Richter-Fotos von SPIEGEL-lesender Frau
Bilder für die Rätselhaftigkeit des Daseins

© GERHARD RICHTER 2013

feln mit den Tausenden von Abbildungen. Inzwischen sind es 802 beklebte und gerahmte Pappen, die nun in der unterirdischen Dependence des Lenbachhauses gezeigt werden. Der Raum ist so lang wie der benachbarte Bahnsteig der U-Bahn: Meter um Meter breitet sich jetzt fotografische Kleinteiligkeit aus.

Aber genau diese Kleinteiligkeit bannt das Publikum, das lange vor den Tafeln verharret, um sich Bild für Bild anzusehen. Vielleicht ist diese fast endlose Reihung, diese Inventur der Eindrücke Richters, sogar eine seiner aufregendsten

**NEU! JETZT AUCH
MIT TOP MODELS.**

**TOP GEAR
MONTAGS 21:15**



DMAX
SO LÄUFT DAS HIER.

dmax.de

Das 3-in-1-Angebot für Studenten!

12 x den SPIEGEL + digitaler SPIEGEL + Wunschgeschenk



Alle Vorteile im Überblick:

- ☒ 12 x den SPIEGEL lesen und über 62 % sparen
- ☒ Inklusive 12 x den digitalen SPIEGEL
- ☒ Wunschgeschenk
- ☒ UniSPIEGEL und KulturSPIEGEL frei Haus

Direkt anrufen oder online bestellen:



Telefon 040 3007-2700

Bitte Aktionsnummer angeben: SP13-259



www.spiegel.de/student44

ABUS-Fahrradschloss „Catena 685/75 Shadow“

Mit spezialgehärteter 6-mm-Vierkantkette und Schlosskörper aus Stahl.
Inkl. zweier Wendeschlüssel.
Länge: ca. 75 cm, Gewicht: ca. 850 g.
Art.-Nr. 4246



Princess-Kaffeepadmaschine

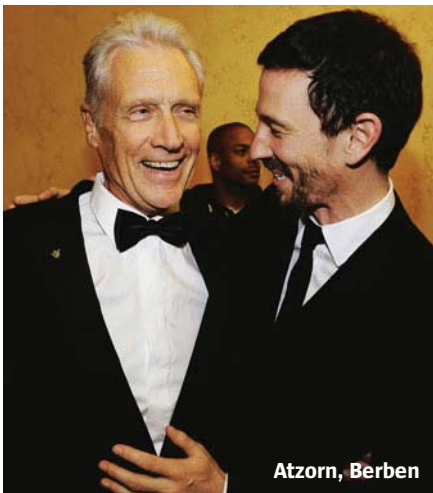
Ideal für unterwegs. Edle 1-Tassen-Kaffeepadmaschine, geeignet für alle Softpads mit einem Durchmesser von 70 mm. Einfache Bedienung und Reinigung. Lieferung erfolgt ohne Tasse.

Art.-Nr. 4629

ZDF

Berben verfilmt Schlecker-Pleite

Die beiden bekanntesten deutschen TV-Produzenten liefern sich einen Wettlauf um die Verfilmung der Schlecker-Pleite, bei der voriges Jahr 25 000 Menschen ihren Arbeitsplatz verloren. Nachdem Nico Hofmann („Die Flucht“) vor einigen Monaten eine RTL-Tragikomödie über das Schicksal dreier Schlecker-Verkäuferinnen angekündigt hat, bestätigt nun Oliver Berben („Adlon“), dass er bereits seit längerem an einem zweiteiligen Spielfilm fürs ZDF arbeitet, der vom Niedergang der Drogeriekette inspiriert wurde. Während Hofmann voraussichtlich ab Februar filmen möchte, will Berben bereits im Januar mit den Dreharbeiten beginnen. Beide Produzenten trafen sich vergangene Woche, um sich über ihre Projekte auszutauschen. Berben beschreibt seinen Film als „Geschichte eines Drogeriekonzerns, der durch zu große Expansion in Schieflage gerät“. Dabei werde er sich jedoch von der Vorlage lösen; deshalb habe er auch keinen Kontakt zu Anton Schlecker oder dessen Kindern aufgenommen. Die Familie soll im Film auch nicht Schlecker heißen, sondern Faber. Den Patriarchen Max Faber spielt Robert Atzorn, das Drehbuch stammt von Kai Hafemeister, Regie führt Dror Zahavi. Laut Berben soll der Zweiteiler sich an der Erzählweise von internationalen Serien wie „Borgen“ oder „House of Cards“ orientieren: „Es wird mehrere Hauptfiguren geben, deren Geschichten parallel erzählt werden: die der Familie, der Verkäuferinnen, der Banken und der Investoren.“



Atzorn, Berben

DOMINIK BECKMANN / BRAUERPHOTOS



STEFFEN JUNGHANS / MDR

TV-STARS

Zweites Aus für Inka Bause

Vorige Woche verkündete das ZDF den Abbruch des nachmittäglichen Talk-Experiments mit Inka Bause. Nun beendet auch der MDR die Zusammenarbeit mit der Moderatorin. Am Freitag der kommenden Woche strahlt der Sender zum letzten Mal die Sendung „Inka Bause Live“ aus. In der Musik-Show wetteiferten viermal jährlich Menschen mit besonderen Hobbys oder Talenten um das „Gold der Inka“. Laut MDR-Unterhaltungschef Peter Dreckmann stelle man die Sendung im Einvernehmen mit Bause

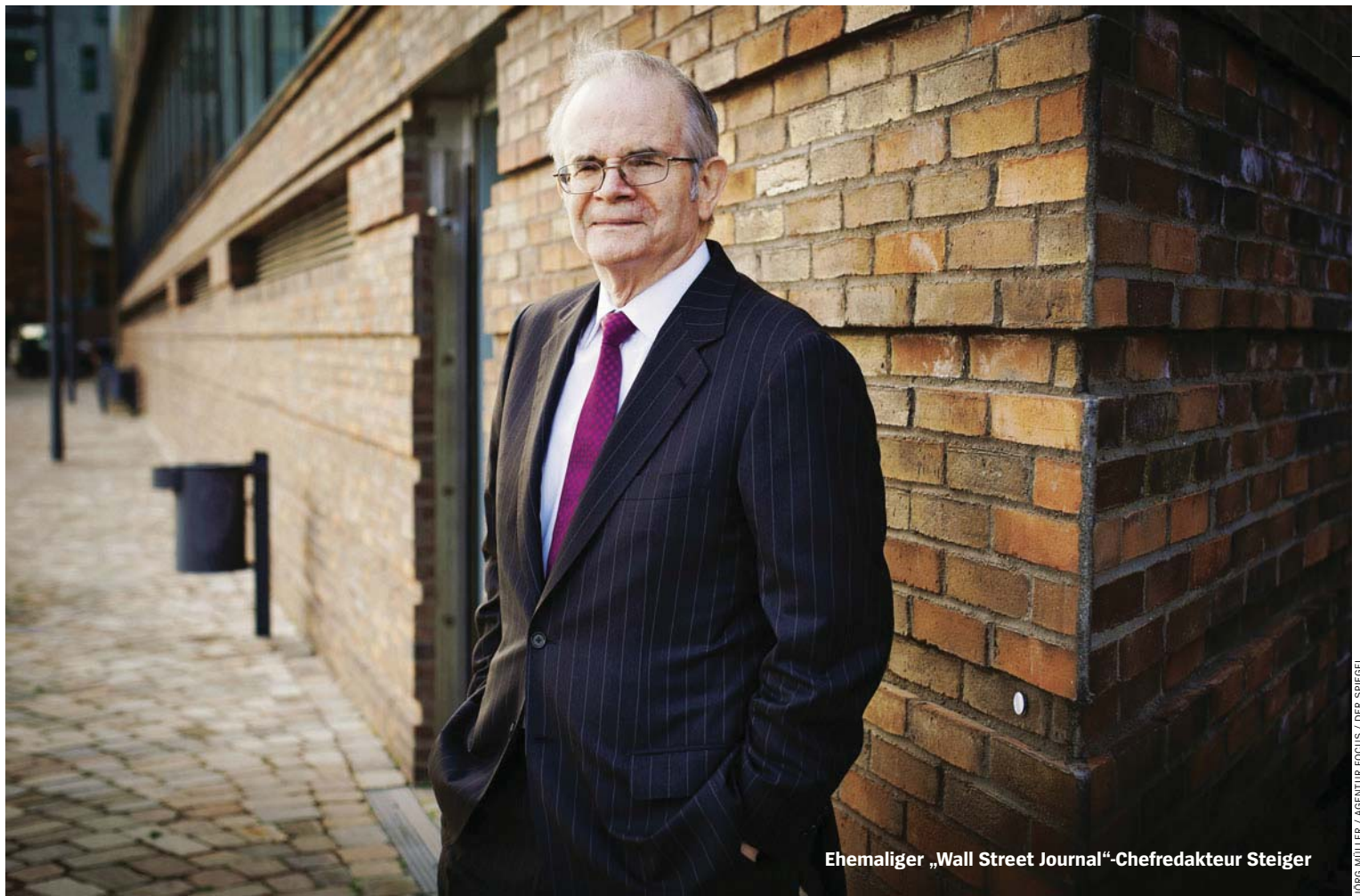
ein, es handle sich „nicht um eine grundsätzliche Trennung, die Türen sind nicht zugeschlagen“. Ihren vorerst letzten Einsatz beim MDR wird Bause im Dezember als Gastgeberin der Show „Weihnachten bei uns“ haben. Während die öffentlich-rechtliche Karriere der 44-Jährigen ins Stocken geraten ist, feiert sie bei RTL weiter Erfolge: Die neunte Staffel ihrer Kuppelshow „Bauer sucht Frau“, in der erstmals auch lesbische Landwirtinnen teilnehmen, startete vergangene Woche mit 6,37 Millionen Zuschauern.

FUSSBALL-WM 2014

ZDF verzichtet auf Heimatbühne

Bei der Fußball-Weltmeisterschaft im kommenden Jahr in Brasilien wird das ZDF keine aufwendige Heimatbühne mehr bespielen. Der Grund ist laut eines Papiers für den Fernsehrat eine „kostenbewusste Umsetzung von Programm“. Beim Wettbewerb 2006

in Deutschland war die ZDF-Bühne im Sony Center am Potsdamer Platz geradezu ein Anlaufpunkt für Fans gewesen. Etwas weiter vom Schuss dagegen war schon die Seebühne in Bregenz zur Europameisterschaft 2008. Vollends in der Provinz landete der Sender dann bei der EM 2012. Die Strandbühne auf Usedom, auf der sich Oliver Kahn und Katrin Müller-Hohenstein das Haar vom Ostseewind zerzausen ließen, wurde auch ZDF-intern eher als Location-Flop eingestuft.



Ehemaliger „Wall Street Journal“-Chefredakteur Steiger

JORG MÜLLER / AGENTUR FOCUS / DER SPIEGEL

SPIEGEL-GESPRÄCH

„Wir brauchen Utopien“

Paul Steiger, Chef der amerikanischen Rechercheplattform „Pro Publica“, über die künftige Finanzierung von investigativem Journalismus und die Rolle reicher Geldgeber

Steiger, 71, gilt als Urgestein des US-Journalismus. 1966 begann er als Reporter beim „Wall Street Journal“ in San Francisco. Dann wechselte er zur „Los Angeles Times“, 1983 kehrte er zum „Wall Street Journal“ zurück, das er von 1991 bis 2007 als Chefredakteur in New York verantwortete. Steiger wollte sich eigentlich in den Ruhestand verabschieden. Doch dann bekam er Besuch vom Milliardärsehepaar Herbert und Marion Sandler aus Kalifornien, das sein Vermögen in der Finanzindustrie gemacht hat. Sie würden gern zehn Millionen Dollar pro Jahr zur Förderung von investigativem Journalismus zur Verfügung stellen, ob er sich nicht etwas überlegen wolle, baten die Sandlers. Steiger gründete daraufhin vor sechs Jahren die Website „Pro Publica“, heuerte zu-

nächst 17 Redakteure an – einige davon Pulitzer-Preisträger – und verschenkt seither die aufwendig recherchierten Texte an etablierte Medien, um eine größere Breitenwirkung zu erzielen. „Pro Publica“ gewann zweimal in Folge den renommierten Pulitzer-Preis. Vergangene Woche besuchte Steiger auf Einladung der gemeinnützigen Vereine für Medien- und Journalismuskritik („Vocer“) und „investigate“ Deutschland, um sich über hiesige Medienfinanzierungsmodelle zu informieren.

SPIEGEL: Mr. Steiger, wann haben Sie das letzte Mal gehört, dass der gedruckte Journalismus tot sei?

Steiger: Das hat mir so direkt eigentlich noch niemand gesagt. Klar ist aber: Das Internet hat das alte Geschäftsmodell zer-

stört, obwohl es noch lebt. Natürlich gibt es Inhalte, für die ist ein gedrucktes Medium heute noch ideal, und es gibt welche, die besser digital veröffentlicht werden. Aber das alte Modell wird langsam verschwinden. Keine Angst: Das heißt noch lange nicht, dass Journalismus verschwindet. Es liegt an uns selbst, ob es künftig weniger Texte gibt, weniger Recherche und weniger Aufklärung. Ich vermute, wir teilen die Ansicht, dass Demokratien durch Wissen und Wahrheit florieren und Schaden erleiden, wenn das meiste, was Menschen lesen, hören oder anschauen, verfärbt oder erfunden ist.

SPIEGEL: Es verschwinden doch viele Tageszeitungen und damit Journalismus.

Steiger: Aber es entstehen zugleich neue Angebote. Nehmen Sie „Politico“, eine po-

litische Nachrichten-Website, die äußerst erfolgreich ist. In Washington setzt sie inzwischen die Themen. Der Unterschied zwischen Geldverdienenden und Geldvernichtenden ist die Print-Ausgabe. Wochentags vertreiben sie eine gedruckte Tageszusammenfassung. Damit verlieren sie Geld. Das Web-Angebot dagegen ist profitabel.

SPIEGEL: Das ist kein Automatismus. Die „Financial Times“ erreicht inzwischen 100 000 Kunden mehr mit ihrer Digitalausgabe als die gedruckte Zeitung, große Gewinne erzielt sie indes mit dem Digitalangebot nicht.

Steiger: Mag sein. Die gedruckte Auflage der „New York Times“ ist wochentags auf unter eine Million gesunken. Ein Vielfaches an Menschen nutzt dagegen das Web-Angebot. Es ist keine Frage – der Rubikon ist überschritten, auch wenn die „New York Times“ mit der Print-Ausgabe noch Geld verdient.

SPIEGEL: Sie haben mal gesagt, investigativer Journalismus sei so wichtig, dass er schon aus Nächstenliebe unterstützt werden müsse. Ist das nicht naiv? Nichts hält sich am Markt, wenn es nur auf Nächstenliebe – sprich Philanthropen – angewiesen ist.

Steiger: Erstens sage ich nicht, dass eine Non-Profit-Redaktion wie die von „Pro Publica“ die einzige Möglichkeit für guten Journalismus ist. Es ist ein Puzzle-Teil. Aber der dramatische Druck auf die Renditen von Medienhäusern wirkt sich zuerst bei investigativem Journalismus aus, weil der am teuersten ist. Es droht also ein Verlust, der gefährlich für eine Demokratie ist. Aufklärer Journalismus ist ein öffentliches Gut und muss es bleiben. Es gibt eine gesellschaftliche Verantwortung, ihn zu erhalten.

SPIEGEL: Zur Not durch Almosen?

Steiger: Ja, und es gibt genügend andere Beispiele. Kaum ein Museum oder Theater kommt heute ohne Mäzene aus. Ich wohne in der Nachbarschaft des Metropolitan Museum of Art mit einem Etat von vielen Millionen Dollar im Jahr. Das Museum ist ein Wert an sich und nicht aus der Stadt New York wegzudenken. Finanziert wird es zu einem großen Teil durch private Spenden. Ich habe an der Yale University studiert. Für die gilt das Gleiche.

SPIEGEL: Sie können sich glücklich schätzen, Spender aus der Wirtschaft zu finden ...

Steiger: ... die können sich glücklich schätzen, mich gefunden zu haben ...

SPIEGEL: ... aber wie unabhängig können Sie sein? Eine der ersten Recherchen von „Pro Publica“ war eine über die Gefährdung des Grundwassers durch die Erdgasförderungsmethode Fracking. Inzwischen sind über 150 Texte zu diesem Thema

erschienen, und die Recherchen dafür haben mehr als 250 000 Dollar gekostet. Wären die Texte auch entstanden, wenn einer Ihrer Spender ein Energiekonzern gewesen wäre?

Steiger: Wir sind total unabhängig. Niemand weiß, woran wir arbeiten. Ich habe 16 Jahre das „Wall Street Journal“ geleitet. Wir lebten vor allem von Anzeigen, wir haben andauernd über unsere Anzeigenkunden geschrieben. Manchmal sind wir sie extrem hart angegangen, manchmal haben sie gedroht, Anzeigen zu stornieren, manchmal haben sie die Drohung sogar wahr gemacht. Wir haben uns trotzdem nicht reinreden lassen. Und ich verrate Ihnen was: Wir haben sogar den Vorstandschef des Energiekonzerns Chevron als Spender, der zu den Hauptinvestoren beim Fracking zählt und daran verdient. Aber klar ist, dass er durch die Spende keinerlei Einfluss nehmen kann.

SPIEGEL: Mag sein, doch das Risiko ist bei wenigen Großspendern dennoch höher, wenn einer abspringt.



Zentrale der „New York Times“: „Wir verkaufen nicht“

Steiger: Das stimmt. Deshalb versuchen wir auch, unseren Jahresetat von zehn Millionen Dollar von möglichst vielen Spendern zu bekommen, um den Verlust eines Einzelnen besser zu verkraften. Anfangs gaben uns die Sandler fast alles, inzwischen nur noch etwa drei bis vier Millionen Dollar im Jahr. Wir stellen fest, dass immer mehr Stiftungen und einzelne Wohltäter bereit sind, an solche Unternehmen wie unseres zu spenden, deutlich mehr als noch vor fast sechs Jahren, als wir unsere Arbeit begannen.

SPIEGEL: Wenn Verleger immer weniger in Qualitätsjournalismus investieren, welche alternativen Finanzierungsmodelle sind für Sie noch denkbar? Staatliche Sub-

ventionen wie in Frankreich? Oder Plattformen wie Kickstarter, bei der Kunden sich die Recherche eines Wunschtemas selbst finanzieren?

Steiger: Ich würde kein direktes Geld vom Staat annehmen, die steuerliche Absetzbarkeit von Spenden unterstützt uns letztlich auch. Aber natürlich nutzen wir Crowdsourcing und auch Kickstarter. Wir haben zum Beispiel knapp 25 000 Dollar eingeworben, um eine Praktikantin zu beschäftigen und ihre Reisen durchs Land zu finanzieren, damit ein Artikel über den Skandal entstehen kann, dass Praktikanten kaum für ihre Arbeit bezahlt werden.

SPIEGEL: Woran liegt es, dass solche Modelle in Deutschland knapp zu finden sind?

Steiger: In Deutschland ist die Tradition, Journalismus durch Stiftungen zu finanzieren, weniger ausgeprägt als in den USA, wo im Jahr rund hundert Millionen Dollar bereitstehen. Aber die Deutschen managen den Medienwandel auch besser. Der Vormarsch des Internets erzeugt hier nicht solche Erdbeben wie in den USA.

SPIEGEL: Weil Sie gerade von Erdbeben sprachen: Was hat Sie mehr schockiert – dass Amazon-Gründer Jeff Bezos die „Washington Post“ gekauft hat oder dass er nur 250 Millionen Dollar dafür bezahlen musste?

Steiger: Don Graham, der frühere Verleger der „Post“ ist ein guter Freund von mir. Ich weiß, dass er nie verkaufen wollte. Aber ihm ging es darum, die „Post“ als Marke abzusichern, indem er sie in finanziell starke Hände gab. Das wäre sonst nicht gelungen. Bezos wird sich etwas überlegen, es gehört nicht zu seiner Persönlichkeitsstruktur, Verluste über einen längeren Zeitraum hinzunehmen. Aber er muss mit der „Post“ nicht mehr reich werden. Das ist er bereits.

SPIEGEL: Ist es denkbar, dass auch die „New York Times“ mal übernommen wird, von Apple oder Google?

Steiger: Das nicht, aber vielleicht von Bloomberg. Obwohl auch die Besitzerfamilie Sulzberger immer wieder gesagt hat: Wir verkaufen nicht. Das haben die Grahams auch immer gesagt. Doch für mich wäre es eine logische Konsequenz, wenn Michael Bloomberg nach dem Ende seiner Zeit als New Yorker Bürgermeister ein Angebot für die „Times“ abgibt und sie mit seinem Wirtschaftsnachrichtendienst Bloomberg verschmelzt.

SPIEGEL: Der Ebay-Gründer Pierre Omidyar will ebenfalls ins Mediengeschäft einsteigen und dafür 250 Millionen Dollar investieren. Gerade hat er den „Guardian“-Enthüller Glenn Greenwald verpflichtet. Ist Journalismus für Superreiche



MICHAEL NELSON / DPA

Amazon-Gründer Bezos: „Finanziell starke Hände“

schick geworden oder eine rationale Investitionsentscheidung?

Steiger: Natürlich wollen Bezos und Omidyar Geld verdienen. Omidyar sagte mal zu mir, dass er viel mehr an der kommerziellen Seite interessiert sei, nicht weil er mehr Geld braucht, sondern weil eine gewinnorientierte Unternehmung Wettbewerb und Ehrgeiz anlocke. Er ist überzeugt, dass auf diesem Weg viel schneller eine entscheidende Menge neuer, für die Gesellschaft nützlicher Nachrichtenaktivitäten entstehen wird. Er und Bezos glauben an die Relevanz von Journalismus, sie glauben an den Erfolg, sonst würden sie nicht investieren. Die glamouröse Entscheidung, in die Verlegerwelt einzutreten, ist für sie zuerst eine finanzielle und erst an zweiter Stelle eine ideelle.

SPIEGEL: „Pro Publica“ kooperiert mit den etablierten Medien in den USA, obwohl es eine internationale Plattform ist, die von jedem eingesehen werden kann. Warum dann die Zusammenarbeit?

Steiger: Weil wir unsere Geschichten dem richtigen Publikum präsentieren wollen, den Entscheidern, Politikern, Wirtschaftsführern. Wir wollen etwas bewegen, auf Korruption oder Machtmissbrauch aufmerksam machen; Transparenz herstellen, wo ein öffentliches Interesse besteht. Das kann man nicht, wenn man die kritische Masse nicht erreicht. Und die hat „Pro Publica“ trotz allen Erfolgs noch nicht. Als wir starteten, konnte niemand unseren Namen buchstabieren. Das wurde schlagartig anders, als wir die erste Geschichte in der „Washington Post“ veröffentlichten. Das lenkte Aufmerksam-

keit auf unsere Seite. Wir haben inzwischen fast 250 000 Follower bei Twitter, gemessen an anderen Zeitungen wären wir damit die viert- oder fünftgrößte Amerikas. Und das mit einer Redaktion von 40 Leuten.

SPIEGEL: Und trotzdem braucht es die Schützenhilfe etablierter Print-Medien?

Steiger: Ein Beispiel: In Kalifornien gab es ein Krankenhaus, in dem Patienten von Krankenschwestern geschlagen wurden. Ihnen wurden falsche Medikamente verabreicht, es gab sogar Todesfälle. Das Gremium, das den Krankenschwestern die Lizenz Jahr für Jahr erteilt, hat das jahrelang ignoriert. Erst als wir darüber berichtet haben und die „Los Angeles Times“ die Story am gleichen Tag auf die Titelseite hob, reagierte der Gouverneur und feuerte einen Tag danach einen Großteil des Gremiums. Die Wucht war erst durch die Kooperation mit der „Los Angeles Times“ gegeben.

SPIEGEL: „Pro Publica“ gewann 2010 den Pulitzer-Preis für eine fast zweijährige Recherche über die Folgen des Wirbelsturms „Katrina“. Das Projekt soll 400 000



JÖRG MÜLLER / AGENTUR FOCUS / DER SPIEGEL

Steiger (M.), SPIEGEL-Redakteure*
„Wir wollen etwas bewegen“

Dollar gekostet haben, die zum Teil vom Magazin der „New York Times“ finanziert wurden. Gäbe es solche Recherchen nicht mehr, wenn es „Pro Publica“ nicht gäbe?

Steiger: Doch, sicherlich. Als ich noch beim „Wall Street Journal“ war, hatten wir pro Jahr zwischen 25 und 40 aufwendige und langwierige Rechercheprojekte. Ich hatte ein Budget von etwa hundert Millionen Dollar, und ich habe den Teufel getan, unseren Controllern den Zutritt in unsere Redaktions-Kathedrale zu gestatten. Wenn die gewusst hätten, dass für nur ein Projekt eine halbe Million Dollar draufgingen, hätten die eine Herzattacke bekommen. Aber das ist auch nicht ihr Job. Am Ende muss ein Produkt stehen, das die Leser begeistert und das die Anzeigenabteilung verkaufen kann. Der Nutzen einer großen Recherche für die Öffentlichkeit rechtfertigt die Kosten allemal. Die Artikel von „Pro Publica“ über den Betrug am Markt für Hypotheken und deren Finanzderivate spülte Hunderte Millionen Dollar an Geldstrafen in die öffentlichen Kassen. Vielleicht trugen die Texte sogar dazu bei, dass sich die Branche strenger Vorschriften nicht entziehen konnte.

SPIEGEL: Sind die Leser heute besser informiert als noch vor zehn Jahren oder schlechter?

Steiger: In den meisten Bereichen besser – schneller, detaillierter, billiger. Leute, die eine Meinung vertreten und im alten System keine Möglichkeit hatten, sich Gehör zu verschaffen, können jetzt innerhalb von Minuten selbst zu Herausgebern werden, indem sie sich einen Computer und einen Internetanschluss besorgen. Aber es gibt auch negative Beispiele – und die liegen im investigativen Journalismus und in der Auslandsberichterstattung. Da liegen die goldenen Zeiten hinter uns. Aber eins steht fest: Wir brauchen Utopien.

SPIEGEL: Bis die realisiert werden, kann es zu spät sein für Qualitätsjournalismus.

Steiger: Es wird keine einzelne Lösung geben, die alle Probleme auf einen Schlag löst. Das, was Bezos und Omidyar jetzt vorhaben, nenne ich das neue Ökosystem der Nachrichten – ein Umfeld bestehend aus kleinen, mittelgroßen und großen Bemühungen, die alle darauf abzielen, einen Nutzen aus dem zu ziehen, was das Web zu bieten hat. Dazu gehören alteingesessene Plattformen wie Zeitungen, Zeitschriften sowie das Netzwerk von Fernsehanstalten und Radio, neue Unternehmen wie die „Huffington Post“, Gawker, „Politico“, Salon und Slate, soziale Medien wie Facebook, Twitter, Tumblr und Reddit und viele andere. Manches wird gelingen, manches scheitern.

SPIEGEL: Mr. Steiger, wir danken Ihnen für dieses Gespräch.

* Janko Tietz und Marcel Rosenbach in Hamburg.

KOMMENTAR

Schafft die Räte ab!

Von Markus Brauck

Der öffentliche-rechtliche-Rundfunk ist schon ein Greis, aber er krankt immer noch an einem Geburtsfehler: der Übermacht der Politik und der Ohnmacht des Publikums.

Im ZDF beispielsweise sind unter den 77 Fernsehräten, die den Sender kontrollieren, bloß 5, bei deren Bestimmung Bundes- und Landesregierungen und Parteien nicht mitgefinagert haben. Die Vertreter der Religionen.

Im angeblich staatsfernen ZDF sitzen Generalsekretäre und Staatssekretäre und Minister. Die Parteien organisieren die ganze Veranstaltung so, als sei sie ein Filialunternehmen des politischen Betriebs. Vor den Sitzungen trommeln sie alle Mitglieder in roten und schwarzen Freundeskreisen zusammen und färben die gesamte Senderkontrolle parteipolitisch ein.

Im Chefredakteursausschuss laden Partei-Generalsekretäre, Staatssekretäre und Ex-Minister ZDF-Journalisten vor und befinden über angemessene Berichterstattung. Im Verwaltungsrat heben und senken Ministerpräsidenten ihren Daumen über die Chefredakteure des Senders.

Im Fall des ehemaligen ZDF-Chefredakteurs Nikolaus Brender haben sie das vor vier Jahren so dreist und so offensichtlich aus parteipolitischem Kalkül getan, dass jetzt das ganze Fernsehratsgefüge beim Bundesverfassungsgericht in Karlsruhe zur Disposition steht. Die Sitzung in einer Woche ist ein historisches Verfahren, und sie bedeutet zugleich eine große Chance: den öffentlich-rechtlichen Rundfunk endlich dem Beutegriff der Politik zu entreißen.

Staatsfern nennen sich ARD und ZDF, dabei sind sie bloß einem fern, dem Beitragszahler. Der überweist über den Rundfunkbeitrag mehr als sieben Milliarden Euro jährlich. Mit-

reden darf er aber nicht. Wir sind das Volk? – Nicht bei ARD und ZDF.

Denn auch die Nichtpolitiker in den Räten von ARD und ZDF vertreten ja nicht etwa die Gebührenzahler, sondern nur irgendwelche Interessengruppen, die nach dem Pi-mal-Daumen-Prinzip in den Parlamenten ausgependelt wurden. Es ist pures Postengeschacher ohne höheren Sinn.

„Nicht nur die Politiker müssen ihre Pfründen aufgeben, sondern auch die Funktionäre und Verbände.“



Podium vor einer Pressekonferenz des Fernsehrats

Oder kann jemand erklären, warum etwa die katholische Kirche gleich zwei Vertreter im ZDF-Fernsehrat hat, der Bund der Atheisten oder der Verband der Missbrauchsoffer aber keinen? Dass der Autofahrerclub ADAC mit 18 Millionen Mitgliedern nicht vertreten ist, wohl aber der 315 000 Mitglieder zählende Naturschutzbund BUND. Dass der Bund der Steuerzahler keine Stimme hat, wohl aber der Deutsche Beamtenbund. Dass Gewerkschafter reihenweise in dem Gremium sitzen, aber kein einziger Arbeitsloser, kein einziger Migrantenvertreter.

Ob die Räte irgendeine Ahnung vom Programm und von medienöko-

nomischen Fragen haben, ob sie Erfahrung damit haben, einen Apparat wie das ZDF zu kontrollieren, spielt bei der Auswahl ohnehin keine übergeordnete Rolle. Fernseh- oder Rundfunkrat ist letztlich ein Honoratioren-Job mit beschränkter Haftung.

Die Wahrheit ist: Die Räte gehören abgeschafft. Nicht nur die Politiker müssen ihre Pfründen aufgeben, sondern auch die Funktionäre und Verbände. Zumindest wenn man ein wirklich öffentlich-rechtliches Fernsehen will und kein Funktions-, Verbands- und Staatssekretärsfernsehen.

Verbände und Vereine spiegeln nicht mehr „die“ Gesellschaft, wie sich das der Gesetzgeber mal gedacht hat. Wer fühlt sich von solchen Funktionären schon repräsentiert?

Ideal wäre es, wenn endlich diejenigen, die ARD und ZDF bezahlen, die Sender auch kontrollierten – die Beitragszahler. Sie müssten eigentlich die Räte wählen. Das wäre demokratisch kontrolliertes Fernsehen. In der Realität ist es aber schwer vorstellbar, dass die Deutschen sich für ARD und ZDF an irgendwelche Wahlen treiben ließen.

Zwei Dinge sind deshalb nötig. Erstens: Die Räte

sollten durch Gremien von Fachleuten ersetzt werden, die sich in einem Bewerbungsverfahren bewähren müssen, ähnlich wie das bei der BBC der Fall ist. Zweitens: In Grundsatzfragen müssen ARD und ZDF die Gebührenzahler miteinbeziehen. Etwa zur Frage, welche Sportrechte die Sender einkaufen sollen, ob es einen Jugendkanal braucht. Vielleicht auch erst einmal bei einfachen Programmfragen probeweise per Online-Voting.

Nur wenn das Publikum, das zahlt, mehr mitreden kann, wird es diese öffentliche Sache auch als die seine verstehen. Sonst fühlt es sich bloß bevormundet. Als Mündel des Systems.

Impressum

Ericusspitze 1, 20457 Hamburg, Telefon (040) 3007-0 · Fax -2246 (Verlag), -2247 (Redaktion) **E-Mail** spiegel@spiegel.de

HERAUSGEBER Rudolf Augstein (1923 – 2002)

CHEFREDAKTEUR Wolfgang Büchner (v. i. S. d. P.)

STELLV. CHEFREDAKTEURE Klaus Brinkbäumer, Dr. Martin Doerry

MITGLIED DER CHEFREDAKTION Nikolaus Blome (Leiter des Hauptstadtbüros)

ART DIRECTION Uwe C. Beyer

Politischer Autor: Dirk Kurbjuweit

DEUTSCHE POLITIK · HAUPTSTADTBÜRO *Stellvertretende Leitung:* Christiane Hoffmann, René Pfister. *Redaktion Politik:* Nicola Abé, Dr. Melanie Amann, Ralf Beste, Horand Knaup, Peter Müller, Ralf Neukirch, Gerald Repinski. *Autor:* Markus Feldenkirch

Redaktion Wirtschaft: Sven Böll, Markus Dettmer, Cornelia Schmergal, Gerald Traufetter. *Reporter:* Alexander Neubacher, Christian Reiermann

Meinung: Dr. Gerhard Spörl

DEUTSCHLAND *Leitung:* Alfred Weinzierl, Cordula Meyer (stellv.), Dr. Markus Verbeet (stellv.); Hans-Ulrich Stoldt (Panorama). *Redaktion:* Felix Bohr, Jan Friedmann, Michael Fröhlingdorf, Hubert Gude, Carsten Holm, Charlotte Klein, Petra Kleinau, Guido Kleinhubert, Bernd Kühn, Gunther Latsch, Udo Ludwig, Maximilian Popp, Andreas Ulrich, Antje Windmann. *Autoren, Reporter:* Jürgen Dahlkamp, Dr. Thomas Darmstadt, Gisela Friedrichsen, Beate Lakotta, Bruno Schrep, Katja Thimm, Dr. Klaus Wiegrefe

Berliner Büro *Leitung:* Frank Hornig. *Redaktion:* Sven Becker, Markus Deggerich, Özlem Gezer, Sven Röbel, Jörg Schindler, Michael Sontheimer, Andreas Wassermann, Peter Wensierski. *Autoren:* Stefan Berg, Jan Fleischhauer, Konstantin von Hammerstein

WIRTSCHAFT *Leitung:* Armin Hamler, Michael Sauga (Berlin), Thomas Tuma, Marcel Rosenbach (stellv., Medien und Internet). *Redaktion:* Susanne Amann, Markus Brauck, Isabell Hülsen, Alexander Jung, Nils Klawitter, Alexander Kühn, Martin U. Müller, Ann-Kathrin Nezik, Jörg Schmitt, Janko Tietz. *Autoren, Reporter:* Markus Grill, Dietmar Hawranek, Michaela Schießl

AUSLAND *Leitung:* Clemens Höges, Britta Sandberg, Juliane von Mittelestadt (stellv.). *Redaktion:* Dieter Bednarz, Manfred Ertel, Jan Puhl, Sandra Schulz, Samiha Shafy, Daniel Steinvorth, Helene Zuber. *Autoren, Reporter:* Ralf Hoppe, Hans Hoyng, Susanne Koelbl, Dr. Christian Neef, Christoph Reuter

Diplomatischer Korrespondent: Dr. Erich Follath

WISSENSCHAFT UND TECHNIK *Leitung:* Rafaela von Bredow, Olaf Stampf. *Redaktion:* Dr. Philip Bethge, Manfred Dworschak, Marco Evers, Dr. Veronika Hackenbroch, Laura Höflinger, Julia Koch, Kerstin Kullmann, Hilmar Schmudt, Matthias Schulz, Frank Thadeusz, Christian Wüst. *Autor:* Jörg Blech

KULTUR *Leitung:* Lothar Gorris, Dr. Joachim Kronsbein (stellv.). *Redaktion:* Lars-Olav Beier, Susanne Beyer, Dr. Volker Hage, Ulrike Knöfel, Philipp Oehmke, Tobias Rapp, Katharina Stegelmann, Claudia Voigt, Martin Wolf. *Autoren, Reporter:* Georg Diez, Wolfgang Höbel, Thomas Hüetlin, Dr. Romain Leick, Matthias Matussek, Elke Schmitter, Dr. Susanne Weingarten

KulturSPIEGEL: Marianne Wellershoff (verantwortlich). Tobias Becker, Anke Dürr, Maren Keller, Daniel Sander

GESELLSCHAFT *Leitung:* Matthias Geyer, Dr. Stefan Willeke, Barbara Supp (stellv.). *Redaktion:* Hauke Goos, Barbara Hardinghaus, Wiebke Hollersen, Ansbert Kneip, Katrin Kuntz, Dialia Neufeld, Bettina Stiekel, Jonathan Stock, Takis Würger. *Reporter:* Uwe Buse, Ulrich Fichtner, Jochen-Martin Gutsch, Guido Mingels, Cordt Schnibben, Alexander Smoltczyk

SPORT *Leitung:* Gerhard Pfeil, Michael Wulzinger. *Redaktion:* Rafael Buschmann, Lukas Eberle, Maik Großekathöfer, Detlef Hacke, Jörg Kramer

SONDERTHEMEN *Leitung:* Dietmar Pieper, Annette Großbongard (stellv.). *Redaktion:* Annette Bruhns, Angela Gatterburg, Uwe Klüßmann, Joachim Mohr, Bettina Musall, Dr. Johannes Saltzwedel, Dr. Eva-Maria Schnurr, Dr. Rainer Traub

MULTIMEDIA Jens Radü, Roman Höfner, Marco Kasang, Bernhard Riedmann

CHEF VOM DIENST Thomas Schäfer, Katharina Lüken (stellv.), Holger Wolters (stellv.)

SCHLUSSREDAKTION Anke Jensen; Christian Albrecht, Gesine Block, Regine Brandt, Lutz Diedrichs, Bianca Hunekuhl, Ursula Junger, Sylke Kruse, Maika Kunze, Stefan Moos, Reimer Nagel, Manfred Petersen, Fred Schlotterbeck, Sebastian Schulin, Tapio Sirkka, Ulrike Wallenfels

PRODUKTION Solveig Binroth, Christiane Stauder, Petra Thormann; Christel Basilon, Petra Gronau, Martina Treumann

BILDREDAKTION Michaela Herold (Ltg.), Claudia Jeczawitz, Claus-Dietrich Schmidt; Sabine Dötting, Susanne Dötting, Torsten Feldstein, Thorsten Gerke, Andrea Huss, Antje Klein, Elisabeth Kolb, Matthias Krug, Parvin Nazemi, Peer Peters, Karin Weinberg, Anne Wellnitz. *E-Mail:* bildred@spiegel.de

SPIEGEL Foto USA: Susan Wirth, Tel. (001212) 3075948

GRAFIK Martin Brinker, Johannes Unselt (stellv.); Cornelia Baumermann, Ludger Bollen, Thomas Hammer, Anna-Lena Kornfeld, Gernot Matzke, Cornelia Plauter, Julia Saur, André Stephan, Michael Walter

LAYOUT Wolfgang Busching, Jens Kuppi, Reinhilde Wurst (stellv.); Michael Abke, Katrin Bollmann, Claudia Franke, Bettina Fuhrmann, Ralf Geilhuhe, Kristian Heuer, Nils Küppers, Sebastian Raulf, Barbara Rodiger, Doris Wilhelm

Besondere Aufgaben: Michael Rabanus

Sonderhefte: Rainer Sennewald

TITELBILD Suze Barrett, Arne Vogt; Iris Kuhlmann, Gershom Schwalzenberg

Besondere Aufgaben: Stefan Kiefer

INTERNET www.spiegel.de

REDAKTIONSBLÖG spiegel.de/spiegelblog

TWITTER [@derspiegel](https://twitter.com/derspiegel)

FACEBOOK facebook.com/derspiegel

REDAKTIONSVERTRETUNGEN DEUTSCHLAND

BERLIN Pariser Platz 4a, 10117 Berlin; Deutsche Politik, Wirtschaft Tel. (030) 886688-100, Fax 886688-111; Deutschland, Wissenschaft, Kultur, Gesellschaft Tel. (030) 886688-200, Fax 886688-222

DRESDEN Steffen Winter, Wallgäßen 4, 01097 Dresden, Tel. (0351) 26620-0, Fax 26620-20

DÜSSELDORF Georg Bönisch, Frank Dohmen, Barbara Schmid, Fidelius Schmid, Benrather Straße 8, 40213 Düsseldorf, Tel. (0211) 86679-01, Fax 86679-11

FRANKFURT AM MAIN Matthias Bartsch, Martin Hesse, Simone Salden, Anne Seith, An der Welle 5, 60322 Frankfurt am Main, Tel. (069) 9712680, Fax 97126820

KARLSRUHE Dietmar Hipp, Waldstraße 36, 76133 Karlsruhe, Tel. (0721) 22737, Fax 9204449

MÜNCHEN Dinah Deckstein, Anna Kistner, Conny Neumann, Rosental 10, 80331 München, Tel. (089) 4545950, Fax 45459525

STUTTGART Büchsenstraße 8/10, 70173 Stuttgart, Tel. (0711) 664749-20, Fax 664749-22

REDAKTIONSVERTRETUNGEN AUSLAND

BOSTON Johann Grolle, 25 Gray Street, 02138 Cambridge, Massachusetts, Tel. (001617) 9452531

BRÜSSEL Christoph Pauly, Christoph Schult, Bd. Charlemagne 45, 1000 Brüssel, Tel. (00322) 2306108, Fax 2311436

KAPSTADT Bartholomäus Grill, P. O. Box 15614, Vlaeberg 8018, Kapstadt, Tel. (002721) 4261191

LONDON Christoph Scheuermann, 26 Hanbury Street, London E1 6QR, Tel. (0044203) 4180610, Fax (0044207) 0929055

MADRID Apartado Postal Número 100 64, 28080 Madrid, Tel. (0034) 650652889

MOSKAU Matthias Schepp, Glasowskij Pereulok Haus 7, Office 6, 119002 Moskau, Tel. (007495) 22849-61, Fax 22849-62

NEU-DELHI Dr. Wieland Wagner, 210 Jor Bagh, 2F, Neu-Delhi 110003, Tel. (009111) 41524103

NEW YORK Alexander Osang, 10 E 40th Street, Suite 3400, New York, NY 10016, Tel. (001212) 2217583, Fax 3026258

PARIS Mathieu von Rohr, 12, Rue de Castiglione, 75001 Paris, Tel. (00331) 58625120, Fax 42960822

PEKING Bernhard Zand, P.O. Box 170, Peking 100101, Tel. (008610) 65323541, Fax 65325453

RIO DE JANEIRO Jens Glüsing, Caixa Postal 56071, AC Urca, 22290-970 Rio de Janeiro-RJ, Tel. (005521) 2275-1204, Fax 2543-9011

ROM Fiona Ehlers, Walter Mayr, Largo Chigi 9, 00187 Rom, Tel. (003906) 6797522, Fax 6797768

SAN FRANCISCO Thomas Schulz, P.O. Box 330119, San Francisco, CA 94133, Tel. (001212) 2217583

TEL AVIV Julia Amalia Heyer, P.O. Box 8387, Tel Aviv-Jaffa 61083, Tel. (009723) 6810998, Fax 6810999

WARSAU P.O. Box 31, ul. Waszyngtona 26, PL- 03-912 Warschau, Tel. (004822) 6179295, Fax 6179356

WASHINGTON Marc Hujer, Holger Stark, 1202 National Press Building, Washington, D.C. 20045, Tel. (001202) 3475222, Fax 3473194

DOKUMENTATION Dr. Hauke Janssen, Cordelia Freiwald (stellv.), Axel Pult (stellv.), Peter Wahle (stellv.); Jörg-Hinrich Ahrens, Dr. Susmita Arp, Dr. Anja Bednarz, Ulrich Booms, Dr. Helmut Bott, Viola Broecker, Dr. Heiko Buschke, Andrea Curtaz-Wilkens, Johannes Eitzschig, Johannes Erasmus, Klaus Falkenberg, Catrin Fandja, Anne-Sophie Fröhlich, Dr. André Geicke, Silke Geister, Thorsten Hapke, Susanne Heitker, Carsten Hellberg, Stephanie Hoffmann, Bertolt Hunger, Joachim Immisch, Kurt Jansson, Michael Jürgens, Tobias Kaiser, Renate Kemper-Gussek, Jessica Kensicki, Ulrich Klötzer, Ines Köster, Anna Kovac, Peter Lakemeyer, Dr. Walter Lehmann-Wiesner, Michael Lindner, Dr. Petra Ludwig-Sidow, Rainer Lübbert, Sonja Maaß, Nadine Markwaldt-Buchhorn, Dr. Andreas Meyhoff, Gerhard Minich, Cornelia Moormann, Tobias Mulot, Bernd Musa, Nicola Naber, Margret Nitsche, Malte Nohrn, Sandra Öfner, Thorsten Oltnier, Dr. Vassilios Papadopoulos, Axel Rentsch, Thomas Riedel, Andrea Sauerbier, Maximilian Schäfer, Marko Schlarow, Rolf G. Schierhorn, Mirjam Schlossarek, Dr. Regina Schlüter-Ahrens, Mario Schmidt, Thomas Schmidt, Andrea Schumann-Eckert, Ulla Siegenthaler, Jil Sørensen, Rainer Staudhammer, Tuisko Steinhoff, Dr. Claudia Stodte, Stefan Storz, Rainer Szim, Dr. Eckart Teichert, Nina Ulrich, Ursula Wamser, Peter Welter, Kirsten Wiedner, Holger Wilkop, Karl-Henning Windelbandt, Anika Zeller

LESER-SERVICE Catherine Stockinger

NACHRICHTENDIENSTE AFP, AP, dpa, Los Angeles Times / Washington Post, New York Times, Reuters, sid

SPIEGEL-VERLAG RUDOLF AUGSTEIN GMBH & CO. KG

Verantwortlich für Anzeigen: Norbert Facklam

Gültige Anzeigenpreisliste Nr. 67 vom 1. Januar 2013
Mediaunterlagen und Tarife: Tel. (040) 3007-2540, www.spiegel-qc.de

Commerzbank AG Hamburg

Konto-Nr. 6181986, BLZ 200 400 00

Verantwortlich für Vertrieb: Thomas Hass

Druck: Prinovis, Dresden / Prinovis, Itzehoe

VERLAGSLEITUNG Matthias Schmolz, Rolf-Dieter Schulz

GESCHÄFTSFÜHRUNG Ove Saffa



MIX
Papier
FSC® C020233

DER SPIEGEL (USPS No. 0154520) is published weekly by SPIEGEL VERLAG. Subscription price for USA is \$ 370 per annum. K.O.P.: German Language Pub., 153 S Dean St, Englewood, NJ 07631. Periodicals postage is paid at Paramus, NJ 07652. Postmaster: Send address changes to: DER SPIEGEL, GLP, P.O. Box 9868, Englewood, NJ 07631.

Service

Leserbriefe

SPIEGEL-Verlag, Ericusspitze 1, 20457 Hamburg
Fax: (040) 3007-2966 **E-Mail:** leserbriefe@spiegel.de

Hinweise für Informanten:

Falls Sie dem SPIEGEL vertrauliche Dokumente und Informationen zukommen lassen wollen, finden Sie unter der Webadresse www.spiegel.de/briefkasten Hinweise, wie Sie die Redaktion erreichen und sich schützen.

Wollen Sie wegen vertraulicher Informationen direkt Kontakt zum SPIEGEL aufnehmen, stehen Ihnen folgende Wege zur Verfügung:
Post: DER SPIEGEL, c/o „Briefkasten“, Ericusspitze 1, 20457 Hamburg

PGP-verschlüsselte Mail: briefkasten@spiegel.de (den entsprechenden PGP-Schlüssel finden Sie unter www.spiegel.de/briefkasten)

Telefon: 040-3007-0, Stichwort „Briefkasten“

Fragen zu SPIEGEL-Artikeln / Recherche

Telefon: (040) 3007-2687 Fax: (040) 3007-2966

E-Mail: artikel@spiegel.de

Nachdruckgenehmigungen für Texte, Fotos, Grafiken:

Nachdruck und Angebot in Lesezirkeln nur mit schriftlicher Genehmigung des Verlags. Das gilt auch für die Aufnahme in elektronische Datenbanken und Mailboxen sowie für Vervielfältigungen auf CD-Rom. Deutschland, Österreich, Schweiz:

Telefon: (040) 3007-2869 Fax: (040) 3007-2966

E-Mail: nachdrucke@spiegel.de

übriges Ausland:

New York Times News Service/Syndicate

E-Mail: nytsyn-paris@nytimes.com

Telefon: (00331) 41439757

Nachbestellungen

SPIEGEL-Ausgaben der letzten Jahre sowie

alle Ausgaben von SPIEGEL GESCHICHTE

und SPIEGEL WISSEN können unter

www.amazon.de/spiegel versandkostenfrei

innerhalb Deutschlands nachbestellt werden.

Historische Ausgaben

Historische Magazine Bonn

www.spiegel-antiquariat.de Telefon: (0228) 9296984

Kundenservice

Persönlich erreichbar Mo. – Fr. 8.00 – 19.00 Uhr,

Sa. 10.00 – 16.00 Uhr

SPIEGEL-Verlag, Abonnenten-Service, 20637 Hamburg

Telefon: (040) 3007-2700 Fax: (040) 3007-3070

E-Mail: aboservice@spiegel.de

Abonnement für Blinde

Audion Version, Deutsche Blindenstudienanstalt e.V.

Telefon: (06421) 606265

Elektronische Version, Frankfurter Stiftung für Blinde

Telefon: (069) 955124-

Abonnementspreise

Inland: 52 Ausgaben € 218,40

Studenten Inland: 52 Ausgaben € 153,40 inkl.

sechsmal UniSPIEGEL

Österreich: 52 Ausgaben € 234,00

Schweiz: 52 Ausgaben sfr 361,40

Europa: 52 Ausgaben € 273,00

Außerhalb Europas: 52 Ausgaben € 351,00

Der digitale SPIEGEL: 52 Ausgaben € 202,80

Befristete Abonnements werden anteilig berechnet.

Abonnementsbestellung

bitte ausschneiden und im Briefumschlag senden an

SPIEGEL-Verlag, Abonnenten-Service,

20637 Hamburg – oder per Fax: (040) 3007-3070,

www.spiegel.de/abo

Ich bestelle den SPIEGEL

☐ für € 4,20 pro Ausgabe

☐ für € 3,90 pro digitale Ausgabe

☐ für € 0,50 pro digitale Ausgabe zusätzlich zur

Normallieferung. Eilbotenzustellung auf Anfrage.

Das Geld für bezahlte, aber noch nicht gelieferte Hefte

bekomme ich zurück. Bitte liefern Sie den SPIEGEL an:

Name, Vorname des neuen Abonnenten	
Straße, Hausnummer oder Postfach	
PLZ, Ort	
Ich zahle ☐ bequem und bargeldlos per Bankeinzug (1/4-jährl.)	
Bankleitzahl	Konto-Nr.
Geldinstitut	
☐ nach Erhalt der Jahresrechnung. Eine Belehrung über Ihr Widerrufsrecht erhalten Sie unter: www.spiegel.de/widerrufsrecht	
Datum, Unterschrift des neuen Abonnenten	SP13-001 SD13-006 SD13-008 (Upgrade)

Jetzt den SPIEGEL empfehlen und Wunsch-Gutschein sichern!

Werben Sie jetzt einen neuen SPIEGEL-Leser, und freuen Sie sich auf einen Gutschein Ihrer Wahl – Sie brauchen nicht selbst Abonnent zu sein. Der neue Leser erhält den SPIEGEL für zwei Jahre zum Vorzugspreis.



DriversChoice-Universal-Tankgutschein € 120,-

Flexibel unterwegs auf Deutschlands Straßen: Der universelle Tankgutschein ist deutschlandweit bei über 7300 Tankstellen der Mineralölgesellschaften Aral, Shell, Star, Total, Westfalen, OMV und Eni einlösbar.

BestChoice-Universalgutschein € 120,-

Machen Sie sich mit diesem Universalgutschein im Wert von € 120,- eine Freude. 200 Handelspartner mit über 25 000 Filialgeschäften oder Online-Shops stehen zur Auswahl – von Alessi über Ikea bis zu Karstadt u. v. m.



Globetrotter-GeschenKCard € 120,-

Mit dieser GeschenKCard können Camper, Radfahrer, Wanderer, Kletter-, Winter- oder Wassersportler bei Europas größtem Outdoorhändler Ausrüstung im Warenwert von € 120,- kostenlos einkaufen – per Telefon, im Internet unter www.globetrotter.de oder in den deutschlandweiten Filialen.

Ihre Vorteile im Überblick:

- ☒ **Gutschein für den Werber**
- ☒ **Der Abonnent zahlt zurzeit nur € 4,20 statt € 4,40 pro Ausgabe**
- ☒ **SPIEGEL und KulturSPIEGEL bequem frei Haus**

Unser Tipp: den digitalen SPIEGEL gleich mitbestellen!

Der neue Abonnent liest den SPIEGEL für mindestens zwei Jahre für zurzeit € 4,20 statt € 4,40 im Einzelkauf. Den digitalen SPIEGEL zusätzlich für € 0,50 pro Ausgabe. Das Abonnement verlängert sich jeweils um ein weiteres Jahr, wenn nicht sechs Wochen vor Ende des Bezugszeitraums gekündigt wird. Der Werber erhält den Gutschein ca. vier Wochen nach Zahlungseingang des Abonnementbetrags durch den neuen Abonnenten. Alle Preise inklusive MwSt. und Versand. Dieses Angebot gilt nur in Deutschland.

Eine Belehrung über Ihr Widerrufsrecht erhalten Sie in der Auftragsbestätigung und unter www.spiegel.de/widerrufsrecht

☐ Ja, der neue Abonnent möchte auch von weiteren Vorteilen profitieren. Deshalb ist er damit einverstanden, dass der SPIEGEL-Verlag oder die manager magazin Verlagsgesellschaft ihn künftig per Telefon und/oder E-Mail über weitere interessante Medienangebote informiert.

Wenn Sie künftig unsere Angebote nicht mehr erhalten möchten, können Sie bei uns der Verwendung Ihrer Daten widersprechen.

Noch heute SPIEGEL-Leser werben und Gutscheine sichern!

Ich abonniere den SPIEGEL zum Vorzugspreis:

☐ Frau ☐ Herr

Name, Vorname

Straße, Hausnummer

PLZ

Ort

☐ Ja, ich möchte zusätzlich den digitalen SPIEGEL für nur € 0,50 pro Ausgabe beziehen.

SD13-019

E-Mail (Pflichtfeld für Abonnenten der digitalen Ausgabe)

Telefon (für eventuelle Rückfragen)

Ich zahle bequem per Bankeinzug. DER SPIEGEL vierteljährlich: € 52,-
Digitale Ausgabe halbjährlich: € 13,-

Geburtsdatum

BLZ

Konto-Nr.

Geldinstitut, Ort

Datum, Unterschrift des neuen Abonnenten

SP13-164

Ich bin der Werber und erhalte folgenden Gutschein:

☐ DriversChoice-Universal-Tankgutschein € 120,- (3810)



☐ BestChoice-Universalgutschein € 120,- (3811)



☐ Globetrotter-GeschenKCard € 120,- (3572)



SONNTAG, 3. 11., 22.40 – 23.25 UHR | RTL

SPIEGEL TV MAGAZIN

Partnersuche im Netz – Das einträgliche Geschäft mit der Liebe; **Nicht für geschenkt!** – Wenn der Staat als Erbe einspringen muss; **Happy Birthday „Rote Flora“** – Hamburger Querulanten feiern Geburtstag.

DIENSTAG, 29. 10., 22.05 – 22.55 UHR | PAY TV

Bei allen führenden Kabelnetzbetreibern

SPIEGEL TV WISSEN
Die Grimaldis – Ein Jahr mit Fürst Albert von Monaco

Seit Jahrhunderten ist der Palast der Grimaldis die offizielle Residenz des Herrschers von Monaco. Den Fortbestand der Dynastie sichert Fürst Albert II. Es gibt nur wenige private Filmaufnahmen von Monacos neuem Oberhaupt. Nach vielen Absagen er-



Fürstin Charlene, Fürst Albert II.

hielten die Autoren dieses Films schließlich die Chance, Fürst Albert über Monate zu begleiten – bei seinen Amtsgeschäften und in seinem Alltag.

MITTWOCH, 30. 10., 22.05 – 23.00 UHR | SKY

SPIEGEL GESCHICHTE
Generation Mandela

Als die südafrikanische Regierung verspricht, die Hütten in den Slums von Durban durch Häuser zu ersetzen, hoffen die Bewohner auf ein besseres Leben. Als sie stattdessen in Barackensiedlungen weit außerhalb der Stadt ziehen sollen, fühlen sich nicht nur der Schüler Mazwi, der Aids-Waise Zama und der zwielichtige Ladenbesitzer Mnikelo von den politischen Erben des legendären Freiheitskämpfers Nelson Mandela verraten. Sie folgen seinem Beispiel und werden zu den Anführern einer neuen sozialen Bewegung. Der preisgekrönte Dokumentarfilm zeichnet den unerschrockenen Kampf der drei nach.

GESTORBEN

Dimitër Gotscheff, 70. Streng, lustig und bis zur Schmerzgrenze eigensinnig war das Theater dieses Regisseurs, der wie



CLAUDIA ESCH-KEINEL / PICTURE-ALLIANCE / DPA

alle großen Künstler-Schamanen natürlich zugleich ein Scharlatan war. Als junger Mann zog der in Bulgarien geborene und aufgewachsene Gotscheff 1962 mit seinem Vater in die frisch durch eine Mauer abgeriegelte DDR-Hauptstadt Ost-Berlin, wo er eigentlich Tiermediziner werden wollte. Er landete beim Theater, lernte bei Fritz Marquardt und Benno Besson und wurde erst als Enddreißiger international berühmt, als er in Sofia 1983 das Stück „Philoktet“ von Heiner Müller inszenierte. Müller, damals schon ein gesamtdeutscher Großdramatiker, fühlte sich durch die Aufführung und den Regisseur Gotscheff nicht bloß neu beleuchtet, sondern erleuchtet. Gotscheff war von da an im Westen Deutschlands ein Fachmann für die Versinnlichung aller dichterischen Hirnakrobatik. Er inszenierte an fast allen großen Bühnen, ließ lässig seine breiten Schultern hängen und rauchte und soff, als ob nie wieder ein Morgen in Sicht käme. Er predigte ein einfaches, wildes Theaterverständnis und machte seine Frau, die Schauspielerin Almut Zilcher, zum Star seiner kargen, komisch-pathetischen Regiekunst. Legendar wurde zum Beispiel eine fast vollständig im Bühnennebel versunkene „Iwanow“-Aufführung 2005 an der Berliner Volksbühne. Schauspieler wie Margit Bendokat und Bibiana Beglau, Wolfram Koch oder Samuel Finzi verfielen und huldigten dem Bühnenzuchtmeister Gotscheff, der gesegnet war mit einem philosophischen Geist, einem wunderschönen Indianer-ge-sicht und langem Silberhaar. Auf der Bühne und in den Feuilletons räsionierte er heinemüllerisch, dass es eine Freude war. In seinen späten Jahren umgab den Regisseur die Aura eines freundlichen Zaubermanns, dem selbst die Uraufführung des politisch schrecklich verlogenen, in ödem Schwulst abgefassten Peter-Handke-Stücks „Immer noch Sturm“ 2011 in Salzburg zu einem heiteren Triumph geriet. Dimitër Gotscheff starb am 20. Oktober an Krebs.

Jovanka Broz, 88. In den fünfziger, sechziger und siebziger Jahren traf die schöne Tochter eines serbischen Bauern Kaiser und Könige, Hollywood-Größen und Spitzenpolitiker. An der Seite ihres Mannes, des jugoslawischen Staats- und Parteichefs Josip Broz Tito, repräsentierte sie auf Gipfeltreffen mit strahlendem Lächeln die von ihm mitbegründete Blockfreien-Bewegung. Der als Schürzenjäger bekannte Volksheld Tito hatte die junge Partisanin 1952 – wohl an seinem 60. Geburtstag – geheiratet. Der Vertreter des Realsozialismus bot Jovanka ein Leben im Luxus mit Yacht und Rolls-Royce. Als sie aber politisch Einfluss zu nehmen versuchte, stieß sie mit den Beratern ihres allmählich vergeisenden Gatten zusammen. Sie wurde kaltgestellt, das Paar trennte sich 1977, Jovanka wurde Spionage vorgeworfen, bald entlastet, aber Tito verbot ihr öffentliche Auftritte. Der



Staat verbannte sie später in eine heruntergekommene Villa. Trotz allem verlor sie in den gerade erschienenen Auszügen ihrer Memoiren kein böses Wort über Tito. Jovanka Broz starb am 20. Oktober in Belgrad.

Richard Sprüngli, 97. Unter der fast 40-jährigen Leitung des gelehrten Konditors expandierte das von ihm in fünfter Generation geführte Familienunternehmen erfolgreich. Einige der rund 1700 verschiedenen Kreationen der Zürcher Confiserie, die für Schweizer Perfektion steht, wurden ein beliebtes Mitbringsel; die auf Sprünglis Initiative 1957 eingeführten Luxemburgerli – eine aus Makronen bestehende süße Köstlichkeit – sogar zum heimlichen Wahrzeichen der Stadt. Erst mit 87 Jahren übergab der Patron die Firmenführung vollständig an seine Neffen. Richard Sprüngli starb am 18. Oktober in Zürich.



SOFIA MORO / COVER / GETTY IMAGES

Manolo Escobar, 82. Der Hit „Que viva España“ (1973) machte den Musiker zum erfolgreichsten spanischen Schlagersänger. Vor allem Touristen liebten den Song des „Udo Jürgens von Spanien“ („Süddeutsche Zeitung“) und

erhoben ihn zu einer Hymne auf ihr Urlaubsland. Zu den bekanntesten Songs des mit einer Deutschen verheirateten Sängers zählen „El porompompero“ (1960) und „Mi carro“ (1969). Escobar war auch ein beliebter Interpret der chansonähnlichen Copla und Schauspieler. Manolo Escobar starb am 24. Oktober in Benidorm.



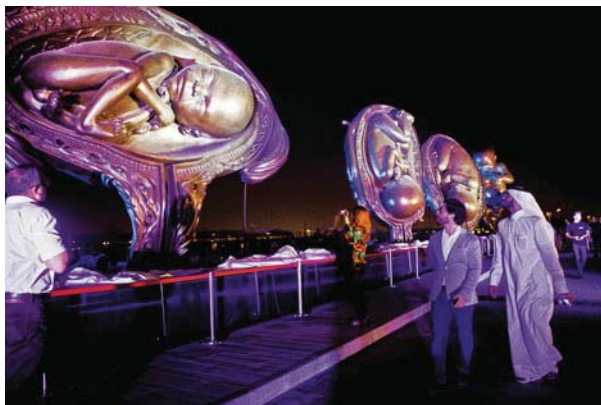
Wenn Sie damit auf der Couch liegen, gehen unsere Journalisten endlich schlafen.

SONNTAG Sie genießen entspannt Ihre Zeitung, und unsere Journalisten sammeln Kraft. Um Ihnen auch nächste Woche wieder einen informativen, unterhaltsamen Sonntag zu beschern. Freuen Sie sich auf aufgeweckten Journalismus mit dem Wichtigsten aus Politik, Wirtschaft, Finanzen, Kultur und Stil. Unter dieser Nummer kommt die WELT am SONNTAG jetzt 4x kostenlos zu Ihnen: 0800/8 50 80 30. Gebührenfrei aus dem deutschen Festnetz. Oder einfach unter www.wams.de/lesen.



EIN BESONDERER TAG VERDIENT
EINE BESONDERE ZEITUNG:





NATALIE MACCACHIE/VG BILD KUNST, BONN 2013



NATALIE MACCACHIE FOR THE NEW YORK TIMES

In Würde welken

Hässliche Streitereien in der Öffentlichkeit, Sex- und Drogenexzesse – mit alldem hat **George O'Dowd**, 52, besser bekannt als Boy George, abgeschlossen. Zu seinem neuen Leben gehörten buddhistische Meditation, drei- bis fünfmal die Woche Training (Boxen und Ballett) und eine strenge Diät (viel rohes Gemüse, kein Zucker), sagte der ehemalige Sänger von Culture Club der „Sunday Times“. Boy George hat fast 40 Kilo abgenommen und bringt nach vielen Jahren wieder ein Album heraus („This Is What I Do“). „Ich bin 52 Jahre alt. Die Schlüsselbegriffe jetzt sind Vermächtnis und Würde. Ich will das Bild von mir neu gestalten.“ Auch deswegen strebt er eine Wiedervereinigung mit seiner alten Band Culture Club an. Es gehe dabei nicht darum, in vergangenen Zeiten zu schwelgen, sagte er, sondern darum, ein neues Lebenskapitel zu gestalten.



DEAN STOCKINGS

Wundersame Kunstwelt

Die Scheicha **Majassa Bint Hamad Bin Chalifa Al Thani**, 30, arbeitet unermüdlich daran, ihrem Ruf als einflussreichste Frau der Kunstwelt gerecht zu werden. In den vergangenen Jahren hat die Kulturbefauftragte von Katar Milliarden für Werke aus aller Welt ausgegeben. Vorige Woche bestätigte das britische Kunstmagazin „Art Review“ der Tochter des ehemaligen Emirs, die das Rampenlicht meidet, ihre Bedeutung erstmals schwarz auf weiß: Sie belegt Platz eins auf der „Power 100“-Liste des Magazins, einer Rangfolge der für die

internationale Kunstszene bedeutsamen Menschen. Zuletzt zahlte die Scheicha schätzungsweise 20 Millionen Dollar für die bisher größte Auftragsarbeit des britischen Künstlers Damien Hirst. Das Monument „Die wundersame Reise“, eine 14-teilige Installation, die die Entwicklung menschlichen Lebens von der Empfängnis bis zur Geburt darstellt und 216 Tonnen wiegt, ist nun in Doha zu betrachten. Die letzte Station zeigt einen riesigen, anatomisch korrekt dargestellten männlichen Säugling, dessen Gesichtszüge denen Hirsts ähneln, wie die Scheicha findet. Der Künstler sieht das anders.



MARIO ANZUONI / REUTERS

Partyqueen

Die amerikanische Talkshow-Königin **Oprah Winfrey**, 59, hat damit begonnen, ihre Geburtstagsfeier am 29. Januar vorzubereiten. Angeblich will sie 100 Mil-

lionen Dollar anlässlich ihres 60. ausgeben. Die Renovierungsarbeiten an ihrem Anwesen in Kalifornien werden einen großen Teil des Budgets verschlingen. Winfrey trennt sich als Erstes von jeglichem Interieur, um für die Party alles neu einrichten zu können. Als Gäste werden der US-Präsident Barack Obama und Popstars erwartet. Beyoncé Knowles könnte gemeinsam mit Diana Ross ein Geburtstagsständchen bringen. Anders als osteuropäische Diktatoren musste Winfrey für so einen Auftritt wahrscheinlich nichts zahlen, Knowles und Ross gehören zu den engeren Freunden der Milliardärin.

Marilyns Bettgeflüster

Alle Jahre wieder müssen sich die Kreativen des Modehauses Chanel etwas Neues rund um etwas Altbekanntes ausdenken: eine Kampagne für den Parfümklassiker Chanel No. 5. 2012 trat Brad Pitt allein als erste männliche Werbefigur für den Duft in einem Kurzfilm auf. Mitte November startet die Kampagne 2013 mit **Marilyn Monroe** im Mittelpunkt. Dass die vor 51 Jahren gestorbene Schauspielerin im Bett nichts als ein paar Tropfen Chanel No. 5 getragen habe, ist immer



GETTY IMAGES

wieder kolportiert worden. Im vergangenen Herbst wurden im Chanel-Archiv bisher unbeachtete Tonbänder entdeckt, auf denen die Monroe darüber spricht. Sie erzählt von Journalisten, die sie fragten, ob sie zum Schlafen einen Pyjama trage: „Also sagte ich ‚Chanel No. 5‘, weil es die Wahrheit ist. ‚Nackt‘ wollte ich nicht sagen. Aber es ist wahr.“ Die Sprachaufnahme, diverse Fotos und bewegte Bilder von der Ikone wurden zu einem TV-Clip zusammengeschnitten, der ab Ende November zu sehen sein soll.

Claudia Roth, 58, ehemalige Grünen-Chefin, hat durch ihre Wahl in das Amt der Bundestagsvizepräsidentin gemischte Gefühle ausgelöst. Sie habe sich für den Job im Parlamentspräsidium „ernsthaft vorgenommen, es so zu machen, wie ich bin“, hatte Roth in ihrer kurzen Dankesrede nach der Wahl gesagt. Die einstige Managerin der Rockband Ton Steine Scherben ist für ihre schrillen Auftritte bekannt. Bundestagspräsident Norbert Lammert antwortete süffisant, diese Ankündigung berechtige „ja zu den schönsten Hoffnungen“. Auch Bundeskanzlerin Angela Merkel konnte sich einen Scherz nicht verkneifen, als sie der Grünen gratulierte: „Mussten Sie das denn gleich mit einer Drohung verbinden?“

Haluk Murat Demirel, 38, türkischer Unternehmer aus Ankara, wirbt mit dem ersten Online-Sexshop für Muslime, der „halal“, also rein im Sinne des Koran, sein soll. Demirel hatte sich von weiblichen Bekannten zu der Geschäftsidee inspirieren lassen, die darüber klagten, dass das bestehende Angebot zu freizügig sei. Dennoch wollen sie gern praktische Tipps haben oder religiös einwandfreies Erotikspielzeug kaufen können. Auf der Website helalsexshop.com können Muslime nun, ohne von pornografischen Bildern belästigt zu werden, ihren Bedarf an Gleitcreme oder stimulierenden Kräuterextrakten decken. Vibratoren allerdings können seine Kundinnen nicht kaufen, sie seien im Islam nicht zulässig, sagt Demirel.

Sylvester Stallone, 67, Hollywood-Schauspieler und über Jahre als Rambo gegen den Kommunismus im Einsatz, hat Ärger mit Russlands Linken. Die Kommunistische Partei wehrt sich gegen eine Ausstellung von 36 Gemälden Stallones, die seit Anfang der Woche in einem St. Petersburger Museum zu sehen sind. „Ausgerechnet in ein Heiligtum der Hauptstadt des russischen Nordens hält nun dieser dreiste amerikanische Besatzer, Sadist und Russenfeind Einzug“, beschwerten sich Kommunisten aus der Millionenstadt an der Ostsee. Kompromisslos fordern sie die Schließung der Ausstellung und kündigen Straßenproteste an, „weil Russland durch unser Kulturministerium aufs Neue verraten wurde“.

Madame Liberté

Die ehemalige französische Präsidentschaftskandidatin **Ségolène Royal**, 60, beweist Sinn für Dramatik. „Le Parisien Magazine“ zeigt sie in weißer Tunika, die französische Flagge in der Hand. Mit dem Zitat des berühmten Gemäldes „Die Freiheit führt das Volk“ von Eugène Delacroix will Royal daran erinnern, dass es Mut erfordert, ungewöhnliche politische Entscheidungen zu treffen. Ihr ehemaliger Kontrahent Nicolas Sarkozy sei zwar viel Fahrrad gefahren, aber Energie allein genüge nicht in der Politik. Ihr ehemaliger Lebensgefährte, der französische Präsident François Hollande, erhält hingegen Rückendeckung: „Der Mali-Einsatz beweist, dass er Mut hat“, sagt Royal über seine Entscheidung, französische Truppen in das afrikanische Land zu schicken.



Sammler schießen wie Pilze aus dem Boden

Aus den „Husumer Nachrichten“

Aus der „Frankfurter Allgemeinen“: „Demokraten und Republikaner im Senat arbeiteten vor einem Treffen mit Präsident Obama einen Kompromiss aus, nach dem die Bundesverwaltung bis Mitte Januar finanziert und die Schuldengrenze so weit erhöht würde, dass die Zahlungsfähigkeit bis Februar gesichert wäre.“



Hinweis auf der in Kiel eingesetzten Fähre „Adler“

Aus der „Saarbrücker Zeitung“: „Natürlich gibt es schöne Momente, etwa wenn die chinesische Stadtführerin die Einwände eines Europäers gar nicht verstehen kann, weil dazwischen Welten liegen, oder das Bild des im Zookäfig eingesperrten Kondors, der sich der viel kleineren Vögel nicht erwehren kann. Dann irrt durch die dezente Luftigkeit der Sätze eine Ahnung von Verstehen, die nicht am erhobenen Zeigefinger der Autorin entlanggewachsen ist.“

Ferkelerzeugung für Frauen

Landwirtschaftskammer bietet Kurs der Seminarreihe Top Fit an

Aus der „Walsroder Zeitung“

Aus der „Welt“: „Für den protestantischen Theologen und Philosophen Jochen Wagner ist dieser Bau ein Monument der Einsamkeit und ein Symptom der Sehnsucht, in einer Art ‚direttissima‘ zum Absoluten vordringen zu können: eine imaginäre Vertikale, mit der transzendentaler Narzissmus seinen asozialen Charakter in der gesellschaftlichen Horizontalen meditativ kompensiert.“



Materialangabe in einem Kleidungsstück

Wann immer, wo immer, wie immer – Fernsehen, wie Sie es möchten.

Jetzt kostenlos

als App und unter www.spiegel.tv



TV-Dokumentationen auf eine ganz neue Weise erleben:

- SPIEGEL.TV zeigt Hintergründiges, Aufregendes, Wissenswertes, Unterhaltendes zu aktuellen Themen.
- SPIEGEL.TV bietet Fernsehen, wie Sie es gewohnt sind: Laufendes Programm ohne Klickzwang zum Zurücklehnen.
- SPIEGEL.TV ermöglicht das Zappen innerhalb des Senders.



Jederzeit im Netz:
www.spiegel.tv

und via Facebook, Twitter und YouTube:

facebook.com/SPIEGELTV

twitter.com/SPIEGELTV

youtube.com/user/spiegelTV

Zitate

Die Moskauer Zeitung „Kommersant“ zum SPIEGEL-Bericht „Krass rechtswidrig“ über die Ermittlungen gegen den verhafteten Unternehmer Michail Chodorkowski und das Verlangen der russischen Staatsanwaltschaft, dazu auch den deutschen Rechtsprofessor Otto Luchterhandt zu vernehmen (Nr. 43/2013):

Das deutsche Magazin der SPIEGEL schreibt, das Ermittlungskomitee beschuldige Herrn Luchterhandt, Staatsorgane Russlands zu kritisieren und sich die Verteidigung Chodorkowskis aus den Taschen des früheren Oligarchen bezahlen zu lassen. Tamara Morschtschakowa, Mitglied des Präsidentenrats für Menschenrechte und Leiterin der Expertengruppe zur Einschätzung der Chodorkowski-Urteile, sagte dem „Kommersant“: „Herr Luchterhandt hat mir bereits Anfang des Sommers in einem Brief offiziell mitgeteilt, dass er für das Gutachten (zum Chodorkowski-Urteil – Red.) keinerlei Geld bekommen, sondern sogar noch die Übersetzung des Textes selbst finanziert habe. Er befasst sich seit mindestens 20 Jahren mit russischen Rechtsfragen und hat sehr viel für die Entwicklung des Rechts in Russland getan.“ Michail Chodorkowskis Rechtsanwalt Wadim Kljuwgant sagte dem „Kommersant“, die offizielle Position Deutschlands, wie sie der SPIEGEL wiedergibt, sei „die einzig mögliche und für einen zivilisierten Staat annehmbare“.

Der „Tagesspiegel“ zum SPIEGEL-Bericht „Eckis Erzählungen“ über den Wechsel des CDU-Politikers Eckart von Klaeden in die Autoindustrie (Nr. 43/2013):

Regierungssprecher Steffen Seibert sagte am Montag: „Es gibt keine Interessenskollision, die erkennbar wäre.“ Klaeden habe keine Entscheidung getroffen oder vorbereitet, die die Automobilindustrie betreffe, sagte Regierungssprecher Seibert weiter. Allerdings verweist der SPIEGEL auf einen Prüfbericht der Staatsanwaltschaft, den diese weder bestätigen noch dementieren wollte. Dieser legt nahe, dass Ermittlungen wahrscheinlich sind.

Ehrung

SPIEGEL-Redakteur Stefan Berg ist mit dem „Preis der Deutschen Parkinson Hilfe“ ausgezeichnet worden. Verbandschef Stephan Goericke begründete die Entscheidung mit den Worten, Berg habe nicht nur in seinem Buch „Zitterpartie“ die Krankheit und alle ihre Begleiterscheinungen schonungslos und offen einem breitem Publikum verständlich gemacht. Er habe auch für mehr Toleranz und Verständnis für die Betroffenen geworben.

KENNER  TRINKEN
WÜRTTEMBERGER

*Das Schöne
an meinem Wein:
Er macht aus
Gästen Freunde.*

› Manuel Jäger ‹



**Manuel Jäger, 27
Weingärtner und Küchenmeister**

Manuel Jäger ist einer von über 15.000 Württemberger Weingärtnern, die mit ihrem Wissen, ihrer Liebe und Erfahrung die typischen Württemberger Weine machen. Wie zum Beispiel diesen kräftigen Lemberger. Herrlich granatrot im Glas überzeugt dieser typische Württemberger durch das Aroma von Waldbeeren, schwarzen Johannisbeeren sowie grünem Paprika und den Duft von Brombeeren, Kirschen und Pflaumen. Ob im Familien- oder im Freundeskreis, mit diesem Württemberger wird jeder Augenblick zu einem Fest.



Entdecken Sie Ihren Lieblings-Württemberger! Württembergische Weingärtner-Zentralgenossenschaft e. G.
Raiffeisenstraße 2 · 71696 Möglingen · Telefon 071 41 / 48 66-0 · www.wzg-weine.de · info@wzg-weine.de

OMEGA

www.omegawatches.de



IN IHRER EIGENEN KLEINEN WELT

Die winzigen Bestandteile unserer mechanischen Werke bewegen sich im Rhythmus unseres Lebens – und haben uns bei einigen der größten Abenteuer der Menschheit begleitet.

OMEGA Boutiquen Berlin • Frankfurt am Main • Hamburg • München

Ω
OMEGA

CO-AXIAL CHRONOMETER